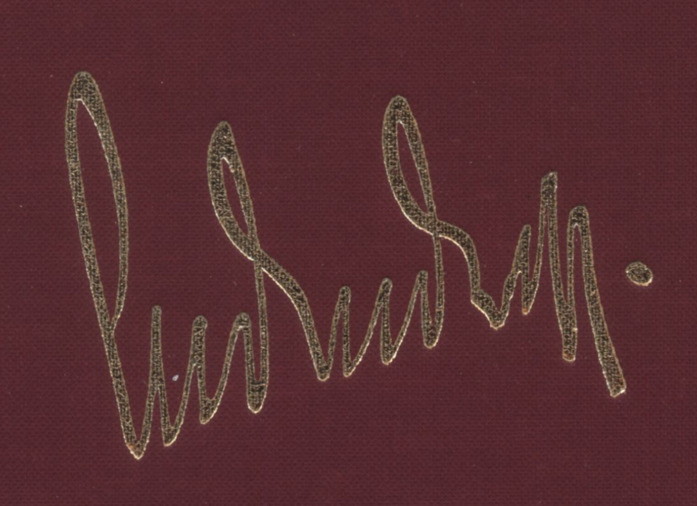
Erich Ludendorff

MEINE LEBENS ERINNERUNGEN 1919 - 1925

RM



General Ludendorff:
Meine Lebenserinnerungen
von 1919 bis 1925 / 1. Band

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

Meine Lebenserinnerungen
von 1919 bis 1925



Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

12.—16. Tausend

Druck: Ludendorffs-Druckerei, München / 1941

Meiner Frau und Gefährtin Dr. Mathilde Ludendorff

der Führerin zur Deutschen Gotterkenntnis

Inhalts-Übersicht

Einführung

In meinen beiden Werken über mein Leben: „Mein militärischer Werdegang“ und „Meine Kriegserinnerungen“ zeigte ich mein Wirken für Heer und Volk während meines militärischen Lebensganges im Kaiserreich.

Vom Deutschen Heere, seiner sorgenden, nie rastenden Friedensarbeit für die Sicherheit des Volkes und der Heimat und seinen Heldentaten und den Leistungen des Deutschen Volkes im Weltkriege kündend, führte ich den Leser aus der engen Festung Wesel vom Rekrutendienst hinweg, hin zu meinem Wirken für die Kriegsbereitschaft des Heeres und die Wehrhaftmachung des Volkes vor dem Weltkriege und dann weiter zu dem Handstreich auf Lüttich, weiter noch zu den großen Führerentschlüssen als Chef des Generalstabes im Osten, die gekrönt wurden durch unvergleichliche Siege, zu meiner stillen Verwaltungarbeit im besetzten Gebiet des Ostens bis in den gewaltigen Bereich, den ich als Erster Generalquartiermeister an der Spitze des Deutschen Heeres und immer mehr der verbündeten Heere in voller Verantwortung für unser Geschick darzulegen hatte. Sorgenreich, aber doch von stolzen Hoffnungen getragen, gestaltete sich das lange Leben vom Leutnant zum Feldherrn mit stets steigender Verantwortung dem Obersten Kriegsherrn, dem Heere und dem Volke gegenüber.

Jäh schloß die Revolution dieses Wirken ab. Sie zerriß das Volk und entwand den Sieg meinen Händen. Sie begrub Kaiser und Reich, Heer und Volk. Sie machte, so schien es, meine lange Lebensarbeit zunichte, aber sie konnte in mir nicht den Willen zum Erlahmen bringen, für das Volk weiter zu arbeiten und ihm zu helfen. Ja, sie stärkte in mir den Entschluß, das auf Grund meiner reichen erworbenen Lebenserfahrung nun noch umfassender zu tun. Das Volk machte mir diesen Entschluß nicht leicht, denn es gelang

den heimlichen Zerstörern Deutscher Kraft, deren Wirken ich damals zu begreifen begann, wie der Judenfürst Walter Rathenau es aussprach, „noch im letzten Augenblick alle Schuld auf Ludendorff zu werfen", mich als Volksverderber hinzustellen als Dank für mein unermüdliches Wirken in so vielen, vielen Jahren und weiterhin im Volke gegen mich zu hetzen in der tiefen Sorge, ich könne doch dem Volke Hilfe und Rettung sein. Daneben trat das Wirken kleinlicher Neidlinge, das mich noch abstoßender berührte, als das Handeln der heimlichen Zerstörer Deutscher Kraft. Daß in diese Reihen sehr zahlreiche alte Kameraden traten, und sich in den Dienst der heimlichen Zerstörer Deutscher Kraft stellten, muß gesagt werden.

Zunächst galt es für mich, noch erfüllt von den Eindrücken des gewaltigen Kriegsgeschehens, meine Kriegserinnerungen als Dank an Heer und Volk und als Kraftquell Deutschen Lebens für die kommenden Geschlechter zu schreiben. So, an Vergangenes anknüpfend, begann ich mit einem durch die Todesnot des Volkes und ernstester Lebenserfahrung geschärften Blick mein neues Wirken für das Volk unter völlig neuen Verhältnissen und Lebensbedingungen, ohne zu wissen, wohin es mich führen würde. Ich war mir bewußt geworden, daß ich bei meinem Ringen für die Lebenserhaltung des Volkes auf Geheimnisvolles und Ungreifbares gestoßen war, und ich tief in die Zusammenhänge einzudringen hätte, die unser furchtbares Unheil hervorgerufen hatten, um die heimlichen Zerstörer Deutscher Kraft und ihr Wirken voll zu erkennen und für die Rettung des Volkes wirksam arbeiten und ihm die richtigen Wege weisen zu können.

Ich war mir klar bewußt, daß ich vor dem Weltkriege richtig für die Wehrhaftmachung des Volkes gearbeitet und eine Wehrmacht Deutschem Leben zu sichern hatte, die wirklich die gesamte Volkskraft verkörperte, wie ich dies auch in den genannten Werken niederlegte. Aber ich hatte ja auch erfahren, wie die Kraft der Wehrmacht endlich versagte, als ihr das Volk keine Kraft mehr zuführte und in sie Gift eindrang, das im Volke sich hatte ausdehnen

können. Die Zerstörung der Geschlossenheit des Volkes hatte die Vernichtung der Wehrmacht herbeigeführt. Das waren ungemein wichtige Zusammenhänge. Ich stellte mir die ernste Frage: woher kam die Zerrissenheit des Volkes, wie war es möglich, daß trotz der ernsten Lebensgefahren, in denen das Volk während des Weltkrieges so offensichtlich stand, in der Heimat eine Revolution entstehen konnte, die die Kraft des Staates brach und dem schwer ringenden Heere in den Rücken fiel? Wer war der wirklich gewinnende Teil solchen verbrecherischen Handelns? Diese Frage drängte sich noch mehr auf, als die Not des Volkes in der Nachkriegszeit immer offenkundiger wurde. Ich erkannte nach und nach die unheilvollen Kräfte, die den Zusammenbruch des Volkes verursacht hatten und in ihnen die wahren Feinde der Freiheit eines Deutschen Volkes und ihr Wirken. Immer sichtbarer traten für mich als Spaltpilze der Geschlossenheit des Volkes, aber auch als seine Beherrscher die geheimen überstaatlichen Mächte hervor, d. h. das jüdische Volk und Rom nebst ihren Werkzeugen, der Freimaurer, dem Jesuitenorden, okkulten und satanistischen Gebilden.

Dieses Ringen nach Klarheit wurde noch von anderem getragen. In der Todesnot des Weltkrieges und in der Not des Volkes war die Volksseele aus dem Unterbewußtsein in das Bewußtsein von Millionen Deutscher getreten, das Rasseerbgut forderte seine Rechte. Die Forderung nach Beachtung von Rasse und Volkstum für die Lebensgestaltung des Volkes wurde für mich eine selbstverständliche Grundlage seiner Lebenserhaltung. Ich sah, wie das Zerstören dieser Grundlage das planmäßige Werk jener Mächte war, von denen ich eben sprach. Auch hier vertiefte sich mein Blick immer mehr.

Entscheidend für die Gestaltung meines Ringens wurde die Bekanntschaft mit den ersten Werken Frau Dr. Mathilde v. Kemnitz. Ich begann über das Wesen der Christenlehre nachzudenken und gewann zudem die Überzeugung, daß jedes Rasseerbgut sein arteigenes Gotterkennen habe. Als wir

im September 1926 die Ehe schlossen und von nun an gemeinsam den Kampf sowohl gegen jene überstaatlichen Mächte und ihre Werkzeuge als zugleich für eine arteigene Lebensgestaltung des Volkes als Grundlage seiner Geschlossenheit führten, bereicherten wir uns gegenseitig und konnten das Freiheitringen immer mehr vertiefen und ausgestalten. Ich machte mir zu eigen, daß die Christenlehre und die von ihr aus dem Volke gegebene Lebensgestaltung die Grundursachen allen Unheils seien und allein die Aufgabe zu erfüllen hätten, die dem Juden durch seine Volksreligion des alten Testamentes, d. h. durch Jahweh zugesprochene Weltherrschaft mittels völliger Auflösung der christlich gewordenen Völker und Brechung der Widerstandskraft der einzelnen Menschen zu verwirklichen. Ich sah, wie die römische Priesterhierarchie sich geschickt an Stelle des jüdischen Volkes als zur Weltherrschaft berechtigt in die Christenlehre eingeschoben hatte und nun die gleichen Ansprüche erhob, wie das jüdische Volk. Die Christenlehre übte in ihrer Gesamtheit eine viel wirksamere Propaganda für die Zerstörung des Volkes aus, als alle Feindpropaganda während des Weltkrieges getan hatte, die unserer Kraft so schweren Abbruch getan und weite Volkskreise zur Revolution geführt hatte.

Ich forschte rückblickend in der Geschichte und erkannte überdies, wie sich aus den Machtansprüchen der beiden überstaatlichen Mächte auf Beherrschung der gleichen Völker, ja der Erde, ein gewaltiges Ringen derselben gegeneinander ergeben hatte. Wie die Völker zu Kampfscharen der überstaatlichen Mächte geworden waren, um deren Kämpfe gegeneinander auszutragen und dabei selbst immer tiefer in die Herrschaft sei es des Juden, sei es der römischen Kirche zu kommen. In einem war das Zielstreben beider gleich, nämlich in der völligen Kollektivierung, Ausraubung und Versklavung der Völker. Es war erschütternd für mich zu sehen, wie diese in völliger Unkenntnis gehalten blieben und wie der Staat und die Historiker ihrer Aufgabe, dem Volke Führer und Helfer zu sein, nicht entsprachen.

Mit diesem Erkennen der die Völker zerstörenden Kräfte erwuchs auf der anderen Seite zufolge der Erkenntnisse meiner Frau das Wissen, daß jedes Volk sein arteigenes Gotterleben besitzt und daß dieses die Grundlage der Lebensgestaltung des Volkes sei. Meine Frau hatte das Gottahnen der Vorfahren zum Gotterkennen geführt; sie zeigte den Sinn des Menschenlebens, das Wesen und die Gesetze der Menschenseele, das furchtbare Unheil von Fremdlehren und Rassenmischung, ja, jeder Religion. Ihre Philosophie war lebensgestaltend und volkserhaltend. Ich war mir bewußt, daß nur sie auf immerwährende Geschlechterfolgen hinaus das Volk erhalten könne.

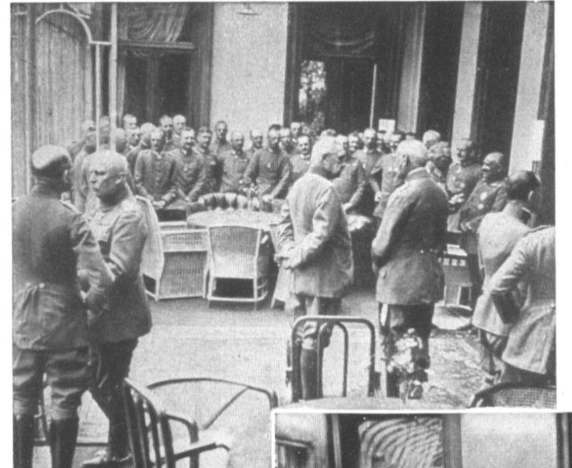
Vor dem Weltkriege wollte ich das Volk durch Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, im Weltkriege letzten Endes durch die Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht von Mann und Frau an der Front und in der Heimat retten, indem dem Volke gleichzeitig die ganze Not gezeigt und es zur Einheit und Mitarbeit geführt würde. Jetzt erstrebten meine Frau und ich das Zusammenfassen des Volkes auf der Grundlage der Einheit von Blut und Glauben und hieraus entspringend der weiteren Einheit von Recht, Kultur und Wirtschaft und die Lebensgestaltung des Volkes nach klaren Rassegesetzen und einem unantastbaren Sittengesetz, das diesem Rasseerbgut ebenso entspricht, wie Deutsche Gotterkenntnis dem Einzelnen in seinem Gotterleben völlige Freiheit gibt, ihm aber ernste Pflichten für Volk und Staat auferlegt. Aus dem jungen Leutnant in Wesel, aus dem Feldherrn im Weltkriege ist ein greiser Führer der Deutschen zur Freiheit und ein greiser Führer der größten Revolution geworden, die je die Welt erlebt hat.

Es ist klar, daß meine und meiner Frau Bestrebungen, die die Macht der überstaatlichen Mächte und ihre Helfershelfer, die bisher ungesehen und unbeschränkt herrschten, stürzen wollen und sich auch gegen die Glaubenslehre richten, die Millionen suggeriert war, einem ungeheueren und steigenden Widerstand begegnen mußten, je mehr die überstaatlichen Mächte, ihre

Helfershelfer und christliche Priester erkennen mußten, wie stark ihre Macht bedroht war und suggerierte Christen meinten, und unter äußerem Einfluß noch darin bestärkt wurden, es solle ihnen irgend etwas Köstliches genommen werden. Es kam hinzu, daß die Deutschen, die auch wohlmeinend waren, zunächst nicht erkannten, welch Großes und Lebenerhaltendes ihnen gegeben wurde. Es ergab sich für meine Frau und mich ein gewaltiges Ringen gegen die überstaatlichen Mächte, die mit den niederträchtigsten Mitteln kämpften, gegen Haß, Voreingenommenheit, Unverstand, Gleichgültigkeit. Dazu kam bei vielen die Angst, Unbequemlichkeiten, namentlich wirtschaftlicher Art zu erleiden, bei anderen die Ablehnung, irgendwelche Verantwortung zu tragen. Dieses Ringen war für uns zugleich mit einer außerordentlichen Arbeittätigkeit verbunden, von der sich Außenstehende kaum einen Eindruck machen. Wir führten den Kampf, der allmählich und langsam im Volke an Boden gewann und hier von Deutschen Volksgeschwistern aufgenommen wurde, wobei es leider an ernsten Reibungen unter diesen Volksgeschwistern nicht fehlte. Denn Spaltpilze waren sofort zur Stelle, die das Wirken dieser freien Deutschen hemmen sollten. Aber die Gedankenwelt wurde schließlich doch weitergetragen. Ob das Volk noch aufnahmefähig genug ist, um diese Gedankenwelt zu seiner Rettung auszunutzen, ist eine Sache für sich. Die Grundlage einer wehrhaften Geschlossenheit, durch die es sein Leben erhalten kann, hat es erhalten.

Ich habe diese kurze Lebensschilderung vorausgeschickt, auch wenn ich mich später wiederhole, um dem Leser das Verstehen meines Lebensganges in der Nachkriegszeit zu erleichtern. Der Stoff, den ich zu behandeln im Begriff bin, ist so umfangreich, daß ich diesen dritten Teil in zwei Bände gliedere.

Der erste Band umfaßt die Jahre meines Lebens von 1918 bis 1925. In ihnen ging ich „nationale“ und völkische Wege und gewann immer klareren Einblick in das Weltgeschehen. Der zweite Band zeigt mein Wirken als



Im großen Hauptquartier in Spa: Unterredung mit dem Kaiser



Das Wort „Kadaver-Gehorsam" hat Unheil angerichtet. Im Heere wurde Jesuitengehorsam oder ähnliches nie verlangt. Einen blinden Gehorsam, der jedes Denken abtötet und jedes selbständige Handeln ausschließt, gab es nicht im alten Heere, ein solcher Gehorsam ist unsittlich.

Erich Ludendorff: „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", 1933



Der Feldherr des Weltkrieges

Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung, der Grundlage Deutschen Wehrhaftseins und als Weltrevolutionär.

Jetzt wende ich mich der Darstellung meines Lebensganges zu, in dem ich da anknüpfe, wo ich meine Kriegserinnerungen abgeschlossen habe: bei meiner Verabschiedung aus dem Dienst des Heeres, dem ich seit dem Ostermond 1882 angehört hatte, am 26. Gilbhart 1918.

1. Von der Revolution bis zum Kapp-Unternehmen

Auf „nationalen" Wegen

Der 26. Oktober 1918 bildet einen tiefen Abschnitt in meinem Leben. Aber nicht nur in meinem, sondern auch in dem des Deutschen Heeres und Volkes. Mich rief der Tag aus einem das Denken und Handeln, ja, das ganze Leben voll in Anspruch nehmenden Wirkungkreis, wie er bedeutender, vielseitiger und verantwortungreicher nicht gedacht werden kann, auch wenn es Lüge ist, ich hätte den Reichskanzler in seinen Entschließungen vergewaltigt, ja, sogar den Frieden sabotiert. Ich hatte allein von dem Reichskanzler, ohne ein Verstehen zu finden, nur gefordert, daß er die Politik in den Dienst der Kriegführung rückhaltlos stelle und diese fördere als bestes Mittel, zu einem Frieden zu kommen, der die Volkserhaltung sicherstellte und auch — so glaubte ich — von der Politik erstrebt würde. Aus einem Manne, der in ungeheuerer Arbeitleistung die Geschicke noch zu meistern trachtete, war in einer Sekunde ein Zuschauer zu den schwerwiegenden Ereignissen geworden, die sich nun überstürzend abwickeln konnten. Das Hemmnis, das meine Person ihnen geboten haben würde, war beseitigt.

Mitglieder des sogenannten Kriegskabinetts, das sich so nannte, um unter diesem Namen Deutschland seinen Feinden auszuliefern, an der Spitze der Reichskanzler Prinz Max von Baden, triumphierten über meinen Abgang. Hatte ich doch am 17. Oktober in dem Kriegskabinett den Willen zur Fortsetzung des Krieges belebt, hatte am 20. Oktober die Verantwortung für die dritte Note an Wilson abgelehnt und mich zu alledem noch am 25. abends klar und bestimmt für die Fortsetzung des Kampfes ausgesprochen. Jetzt konnte die vierte Note an Wilson abgehen und ein „Frieden der Gerechtigkeit“ heuchlerisch erfleht werden, wußten doch die leitenden Männer zur Genüge, wie solche Gerechtigkeit aussehen würde. Doch sie entsprach ihren

Wünschen. Am gleichen Abend konnte auch der Kaiser des letzten Restes seiner Macht beraubt und damit das erste Ziel der Revolution von oben erreicht werden, die in Berlin seit Ende September noch vor der entscheidenden Besprechung über ein Waffenstillstandsangebot am 29. September 1918 im Großen Hauptquartier in Spa eingesetzt hatte.

Die Freude des Kriegskabinetts war um so größer, als General v. Hindenburg in seinem Amte geblieben war. Er hatte schon am 25. Oktober abends sich völlig zurückgehalten, als ich auf Fortsetzung des Krieges drang. Am 26. Oktober vormittags war er nicht an meine Seite getreten, als der Kaiser sich wegen des Armeebefehls an mich wandte, der, von ihm unterschrieben, dem Heere den Willen zur Fortführung des Kampfes kundtat. Von General v. Hindenburg befürchtete das Kriegskabinett keinen Widerstand gegen seine verderblichen Pläne, das um so weniger, als mein Nachfolger General Groener wurde, der als Chef des Kriegsamtes bereits sich das Wohlwollen der Demokratie recht reichlich verdient hatte. Der Weg zur Entfernung des Kaisers, zum Sturze des Kaiserreiches und zur demokratischen Republik war nun frei. Dem Kaiser aber war vorgegaukelt worden, er könne sich mit der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen, falls er mich entließe. Das sagte mir der Oberste Kriegsherr, dem ich jahrelang mit vollster Aufopferung und völliger Hingabe gedient hatte, bei meiner Entlassung in Gegenwart des Generals v. Hindenburg. Aufs tiefste über solche Irreführung bewegt, konnte ich nur einem Bekannten gegenüber aussprechen, daß wir in 14 Tagen keinen Kaiser mehr hätten.

Am 27. Oktober hatte ich mich in Spa von den Kameraden des Großen Hauptquartiers verabschiedet. Einige von ihnen atmeten erleichtert auf. Ihre Stunde war gekommen. Mir war das keine Enttäuschung. Es war nach den Mißerfolgen des Herbstes einsamer im Großen Hauptquartier um mich geworden. Nach der Haltung des Generals v. Hindenburg am 26. Oktober und dem falschen Strebertum im Generalstabe waren die Vorgänge in

Spa eine leider nur zu selbstverständliche Erscheinung. Eine Verabschiedung von dem General selbst kam für mich nicht mehr in Frage. Andererseits aber erhielt ich aus dem Heere von „hoch" und „niedrig" zahlreiche Kundgebungen, die den schwersten Sorgen um Kaiser, Land und Volk Ausdruck mit Worten tiefer Dankbarkeit für mein Wirken gaben.

Am 28. früh war ich bereits wieder in Berlin und nahm Wohnung in einer Pension in der Keithstraße. Eine eigene Wohnung hatte ich nicht. Vor dem Weltkriege war ich Brigadekommandeur in Straßburg gewesen. Der Mietkontrakt war während des Krieges dort abgelaufen. Ich hatte darauf meine Möbel nach Berlin überführen lassen, das ich als meinen zukünftigen Standort ansah, wie es ja schon dieses lange Jahre vor dem Weltkriege gewesen war.

In der ungeheuren Spannung jener Tage war es nicht ganz leicht, auf einmal nicht im Mittelpunkt aller Geschehnisse zu stehen, sondern abzuwarten, was die Heeresberichte, die Presse oder irgend ein Extrablatt brachten. Meine Gedanken weilten doch bei dem schwer ringenden Heere und dem irregeführten Volke. Da konnte ich denn zunächst über meine Verabschiedung neben Worten ernster Bestürzung und Sorge auch lesen, daß nunmehr ein Hindernis für den Frieden beseitigt sei. Daß solche Ansicht damals noch mit einem heuchlerischen Augenaufschlag zu meinen kriegerischen Verdiensten verbunden war, war selbstverständlich. Aber bald bereits enthüllte die Presse ihr wahres Gesicht und das um so klarer, je ernster die Lage an den Fronten und im Inneren der Mittelmächte und namentlich in Deutschland wurde, je mehr die Verzweiflung weiter Volksteile wuchs, je mehr die Führer der Revolution die Verantwortung von sich wälzen und das Volk für sich gewinnen mußten, wurde ich zum „Sündenbock" gemacht, mit dem man lieber nichts zu tun hatte. Prinz Max von Baden, der mir noch am 26. 10., dem Tage meiner Verabschiedung, ehrerbietige Dankeszeilen geschrieben hatte, hatte gleich nach seinem Sturz die Hetze gegen mich begonnen.

Was ich von den langen Fronten, die die Mittelmächte bisher vor dem feindlichen Einfall schützten, zu lesen bekam, war natürlich ernst und wurde immer ernster und schwerwiegender.

Die türkische Front am Euphrat und in Palästina gegen England war schon längst zusammengebrochen. Von dort gab es nur weitere Erfolge der Engländer zu lesen.

Im Kaukasus und in der Ukraine und endlich nördlich der gewaltigen Pripjetsümpfe von Pinsk über Dünaburg bis Narwa standen unsere schwachen Truppen, zumeist aus den ältesten Landwehr- und Landsturmformationen bestehend, nicht mehr von der bolschewistischen Propaganda und den Vorgängen in der Heimat unberührt. Revolutionäre Herde hatten sich gebildet, so in Kowno, Wilna, Warschau, wo auch Feldlogen „arbeiteten".

Nach dem Verrat von zwei bulgarischen Divisionen des im übrigen noch durchaus widerstandsfähigen bulgarischen Heeres im September an der mazedonischen Front waren feindliche Truppen nach Norden gegen die Donau vorgerückt, im weiteren Vordringen aufgehalten durch Deutsche und österreich-ungarische Truppen, denen die Deutschen Rückhalt waren.

Die österreich-ungarische Armee löste sich in den letzten Oktobertagen beim Einsetzen eines italienischen Angriffs buchstäblich auf. Kaiser Karl tat alles, um die Auflösung noch zu beschleunigen, nicht nur des Heeres, sondern auch des Staates. Die Truppen, die so lange trotz aller furchtbaren Vernachlässigung standgehalten hatten, strömten in die Heimat, von hier aus auch von den in Böhmen und Ungarn sich bildenden revolutionären Regierungen gerufen*). Dieses Zurückziehen der Truppen griff nun auch auf die Truppen in Serbien, Rumänien und in der Ukraine über. Auch in Serbien brach der Widerstand zusammen. Die Serben und die Italiener fanden

*) Der italienische Angriff und die Meutereien der ungarischen Truppen mit magyarischem Ersatz setzten völlig gleichzeitig ein. Der Freimaurer hatte auch hier seine Schuldigkeit getan.

keinen nachhaltigen Widerstand mehr. Die rumänische Armee, die seit dem Friedensschluß in Bukarest im Februar 1918 an der Moldau sozusagen interniert war, bekam neues Leben und brach in die Walachei und Siebenbürgen ein. Am 4. November stellte Kaiser Karl die Feindseligkeiten ein. Die Doppelmonarchie barst auseinander, während in Wien selbst heller Aufruhr herrschte. Das, was von freimaurerischer Seite sorglich vorbereitet war, ging in Erfüllung. Mit tiefster Anteilnahme verfolgte ich das grauenhafte Geschick des k. und k. Heeres und den Auseinanderfall des bis dahin verbündeten Staates. Doch bald mußte ich noch Furchtbareres lesen und erleben.

Unsere Front im Westen wich langsam, aufs schwerste und tapfer ringend, zurück. Daß nun auch Schutzmaßnahmen an der bayerischen tiroler Grenze zu treffen waren, ergab sich aus der Lage selbst. Doch das war noch nicht das Furchtbare. Das Furchtbare war die Gärung unter den Etappentruppen des Westens und der Ausbruch der Revolution in Deutschland und die Tatsache, daß Herr Erzberger an Stelle des Generals v. Gündel an die Spitze der Waffenstillstandskommission in Spa getreten war, die ich noch ins Leben gerufen hatte.

Die ersten Nachrichten von dem Ausbruch der Revolution in der Marine werde ich wohl erst am 5. November gelesen haben, obschon vorher Nachrichten durchgesickert sein werden. Es hieß plötzlich, Staatssekretär Haußmann, ein echter „Demokrat", und Herr Noske, ein Führer der Sozialdemokratie Deutschlands (SPD.), wären nach Kiel gefahren, um dort ausgebrochene Unruhen beizulegen. Dann hieß es bald, Herr Haußmann wäre doch unnötig, Herr Noske würde als Vertrauensmann der Reichsregierung allein dort bleiben. Schon zufolge der ersten Nachrichten konnte ich an dem Ernst der Lage in Kiel nicht zweifeln, wußte ich doch zur Genüge von Matrosenmeutereien der Flotte im Sommer 1917, auch wenn mir von Admiral Scheer nie völlige Aufklärung über die tatsächlichen Vorkommnisse gegeben war;

war doch auch aus den Reichstagsverhandlungen im Herbst 1917 der enge Zusammenhang zwischen den Meuterern und der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD.) ebenso klar gekennzeichnet, wie die besorgniserregende Tatsache, daß die in Mitleidenschaft gezogenen Reichstagsabgeordneten der USPD. den Schutz der Mehrheit des Reichstages gefunden hatten. Flotten waren ja nur zu oft in der Geschichte Herde des Umsturzes. Über den Umfang der Meuterei sollte sehr bald das Erscheinen revolutionärer Matrosen allerorts in Norddeutschland Aufschluß geben.

Heute weiß ich, daß die von der SPD. und USPD. unter Führung der Juden und der Freimaurerei und vom Zentrum vorbereitete Revolution bereits am 29. und 30. Oktober ausgelöst wurde, als Admiral Hipper der auf der Reede in Wilhelmshaven ankernden Flotte seinen Entschluß kund tat, mit den ihm unterstehenden Seestreitkräften in den Kanal, d. h. also in den Meeresteil zwischen England und Frankreich vorzustoßen, und dieser Entschluß auf verschiedenen Schiffen den offenen Widerstand der Besatzung auslöste, die da meinte, die Regierung würde die Ausführung der geplanten Kriegshandlung nicht dulden. Die Meuterei wurde zwar an Ort und Stelle erstickt, Admiral Hipper gab aber seinen Entschluß auf und sandte auch das III. Geschwader in seinen Ausrüstunghafen Kiel. Hier trafen die Meuterer des III. Geschwaders mit revolutionären Marinemannschaften an Land zusammen, die im engsten Benehmen mit führenden Mitgliedern der USPD. handelten.

In jenen Tagen kam ich bei einem mir bekannten, in der Wirtschaft stehenden Manne mit führenden Sozialdemokraten zusammen, die mein Urteil über eine etwaige Abdankung des Kaisers hören wollten. Ich ließ ihnen keinen Zweifel über die ernsten Folgen solchen Schrittes für die Wehrmacht. Diese Männer kannten die Seele des Heeres nicht und wollten sie nicht kennen lernen.

Es ist nicht meine Absicht, die traurige und ernste Geschichte der Deutschen Revolution zu schreiben. Ich will sie nur so weit mitteilen, als sie mir in der stillen Pension in der Keithstraße in Berlin entgegentrat. Doch sollte sich das Volk der ernsten Erfahrungen seiner Geschichte recht sehr bewußt bleiben. Zeiten der Not sind zumeist lehrreicher für ein Volk als Zeiten seines vermeintlichen Glückes.

Mit Entsetzen und Empörung las ich, wie die Revolution von Kiel aus sich weiter verbreitete; zunächst an der Küste nach Lübeck und Swinemünde, dann aber auch nach Hamburg, Bremen, Wilhelmshaven, ja, nach Hannover, endlich bis an den Rhein in den Rücken des Heeres. Die Ersatztruppenteile der Heimat hatten nicht die nötige Widerstandskraft mehr, die Propaganda hatte gut vorgearbeitet, und wo noch Widerstandskraft war, kam sie bei entschlossenen Weisungen von oben nicht zur Geltung. Die stellvertretenden Kommandierenden Generale versagten zumeist.

Nun entstand auch in München, im Zusammenhang mit den Vorgängen in Österreich-Ungarn, ein neuer Aufstandsherd. In Wien dankte Kaiser Karl am 11.11. ab. Das österreichische Erbland der Habsburger war ihr letzter Rückhalt gewesen. Vor Kurt Eisner brach das Königtum der Wittelsbacher am 7. November zusammen. An diesem Tage verließ König Ludwig III. München und gab Bayern der Revolution preis.

Mit diesen Nachrichten über das Fortschreiten der Revolution in den ersten Novembertagen in Deutschland trafen andere zusammen, die die zunehmende Gärung innerhalb der Truppen in weiten Gebieten des Ostens von der Front bis nach Polen und in den Etappengebieten des Westens meldeten.

Fürwahr, eine hochernste Lage. Ich weiß nicht mehr, von wem ich hörte, daß die Oberste Heeresleitung endlich Maßnahmen gegen die Revolution ergreifen wollte, aber diese schritt über solche Absichten hinweg.

Ich erlebte am 9. November in Berlin, wo die revolutionäre Stimmung, aufgepeitscht durch Reden und Einflüsterungen der Führer der SPD. und

USPD. und aller aus dem Geheimen wirkenden revolutionären Kräfte, auf Siedehitze gestiegen war, den Ausbruch der Revolution daselbst, ohne daß die haltlose Regierung irgend etwas tat, ihn zu verhindern, oder auch nur verhindern zu wollen. Es ging ihr zunächst darum, die Abdankung des Kaisers und die Einführung der demokratischen Republik an Stelle der kaiserlichen Regierung durchzusetzen. Darüber hinaus wollten aber auch Kräfte den bolschewistischen Rätestaat schaffen. Diese schienen das Handeln an sich gerissen zu haben.

Am 9. November überstürzten sich die Ereignisse in Berlin. Ungeheuere irregeführte Arbeitermassen wurden auf die Straße geführt, Autos mit roten Fahnen und Rednern der Revolution durchrasten Straßen, Militär erschien an verschiedenen Stellen der Stadt, wurde aber bald wieder zurückgezogen. Der Gouverneur von Berlin, General v. Linsingen, ordnete an, von der Waffe nicht Gebrauch zu machen. Die Abdankung des Kaisers wurde verkündet. Prinz Max von Baden legte das Amt des Reichskanzlers nieder. Die Herren Ebert, Scheidemann, Landsberg von der SPD., Haase, Dittmann, Barth von der USPD., in beiden Gruppen als Vertreter jüdischer Belange die genannten Landsberg und Haase, stellten sich dem Volke als „Volksbeauftragte" vor, während der römischgläubige Erzberger seit dem 8. 9. im Walde von Compiègne mit Marschall Foch verhandelte. Wie die Revolution in Spa durchgeführt wurde, sollte ich erst sehr viele Jahre später erfahren. Meine Voraussage am 26. Gilbharts, nach 14 Tagen würde Deutschland keinen Kaiser mehr haben, hatte sich auffallend erfüllt.

In der Pension in der Keithstraße hatten schon am Morgen zweifelhafte Gestalten angefragt, ob ich noch dort wohne. In den Vormittagsstunden erschien denn auch ein höherer Offizier der Nachrichtenabteilung des stellvertretenden Generalstabes und riet mir, aus Sicherheitgründen die Pension zu verlassen, da Anschläge gegen mich geplant seien. Auch die Inhaberin der Pension bat mich im Namen der anderen Gäste darum. Ich begab mich, da

ich Verantwortung gegen andere Menschen trug, in ihre Privatwohnung. Dort erhielt ich weitere Mitteilung des genannten höheren Offiziers. Es waren auch in der Pension weitere zweifelhafte Gestalten erschienen. Eine Rückkehr dorthin war ausgeschlossen. Ich beschloß nun, nach Potsdam zu fahren, wo mein Bruder Direktor des astrophysikalischen Instituts war. Ein junger Offizier begleitete mich im Auto zu dem Bahnhof am Savigny-Platz, von dort wollte ich mit der Vorortsbahn Potsdam erreichen. Aufgeregte Menschengruppen aus der Hefe des Volkes standen und bewegten sich auf den Straßen. Mein Kraftwagen kam unangefochten an den Bahnhof und ich nach Potsdam. Bei der Abfahrt vom Bahnhof wurde der Offizier vom Mob überfallen und mißhandelt, wie ich bald darauf erfuhr.

In Potsdam nahm ich bei einem Freunde meines Bruders Wohnung und kehrte am 11. nach Berlin zurück. Ein Offizier meines Düsseldorfer Regiments, Hauptmann Breucker und seine Gattin nahmen mich gastlich auf.

Ich werde jetzt Herrn Breucker gleich selbst sprechen lassen, vorher aber will ich feststellen, daß ich mich bereits von Potsdam aus an Bekannte gewandt hatte, um Unterkunft zu erhalten. Das Ergebnis war aber stets ein völlig nichtssagendes. Dieses Herumgestoßenwerden und von der Gnade anderer Abhängigsein war unerträglich. Nicht minder unerträglich war die Untätigkeit in der sich immer verworrener gestaltenden politischen Lage. Es war nicht schwer zu erkennen, daß die Revolution weiter um sich greifen werde, da auf der Gegenseite jeder ernste Wille zum Handeln fehlte. Ganz Deutschland stand in Flammen. In Posen erhoben sich Polen gegen die preußische Regierung, die jetzt die Versäumnisse vergangener Tage erntete. Der Kaiser war, was mich aufs tiefste erschütterte, nach Holland gegangen. Ebendorthin hatten sich der Deutsche und der bayerische Kronprinz begeben. Die Fürsten waren sang- und klanglos abgetreten. Dies alles hatte den Zusammenbruch des Heeres und die revolutionäre Bewegung im Volke vermehrt. Die Einführung von Soldatenräten im Heere durch die Oberste

Heeresleitung und in den Etappen und Ersatztruppenteilen hatte das Gefüge sämtlicher Verbände erschüttert und revolutionäre Gedanken auch dahin verbreitet, wo sie bisher nicht vorhanden waren. Der Offizier war im Inlande vogelfrei geworden. Offiziere und Beamte und erst recht Bürger warfen sich charakterlos in die Arme der Revolution. Die Oberste Heeresleitung, an deren Spitze natürlich die Generale v. Hindenburg und Groener geblieben waren, ebenso wie die Volksbeauftragten selbst, ließen jedes durchgreifende Handeln fehlen. Unter diesen rangen die Mitglieder der SPD. und der USPD. um den Preis der Revolution, d.h. um die Lösung der Frage, ob Deutschland demokratische Republik oder bolschewistischer Rätestaat werden solle. Wohin ich auch blickte, herrschte Chaos. In diesem Chaos wurde auch die Anschlußerklärung Deutsch-Österreichs in Berlin absichtlich, vornehmlich wohl auf Wunsch Roms, überhört.

In dieser Lage war natürlich eine Regelung meiner persönlichen Verhältnisse ungemein schwierig. Ich drängte aber auf Lösung. Ich hatte den heißen Wunsch, recht bald dem zusammengebrochenen Volke und dem zusammenbrechenden Heere die Leistung zu schildern, die es im Weltkriege vollbracht hatte, um ihnen damit über die Tagesereignisse hinaus den Zusammenhang mit ihrer großen Vergangenheit zu erhalten, aus der allein in der Zukunft ein starkes Volksleben gestaltet werden könnte. Hierauf richteten sich meine Gedanken immer mehr im Zusammenhang mit der Regelung meiner Wohnungfrage, aus der Freunden keine Nachteile erwachsen sollten. Hauptmann Breucker war mir hierin behilflich. Er schreibt nun hierüber:

„Am 11.11. holte ich Ludendorff in Potsdam ab. Im Zuge wie auch auf dem Bahnsteig in Berlin wurde er erkannt und voll Achtung gegrüßt. Bald aber sollte sich zeigen, wie sehr das Volk gegen ihn aufgehetzt war. Auf den Straßen schrie alles nach Ludendorff und Tirpitz! In meiner Wohnung erschienen wiederholt Matrosen der Roten Matrosendivision und Spartakisten, die nach Ludendorff fragten. Zwischendurch kamen Besucher aus unseren Kreisen, die mir ernste Vorhaltungen mach-

ten, Ludendorff sei gefährdet und ich trüge die Verantwortung, wenn der Mann, den Deutschland noch einmal brauche, von rotem Mob erschlagen würde. Ludendorff selbst fühlte sich nicht bedroht, er bewegte sich frei in den Straßen Berlins und hatte nur die eine Sorge, daß seine Anwesenheit eine Gefahr für uns und die anderen Bewohner des Hauses bedeute. Im übrigen war sein einziger Gedanke: Heraus aus der Untätigkeit! Er erwog, zu Bekannten aufs Land zu fahren, um dort mit der Niederschrift seiner Kriegserinnerungen zu beginnen. Zuerst erklärte man sich überall bereit, Ludendorff aufzunehmen — bald darauf aber kamen telefonische Anrufe: Man erwarte selbst Einquartierung der zurückkehrenden Truppen und wisse nicht, ob man die Sicherheit Ludendorffs gewährleisten könne! In dieser Situation schlug eines Abends ein bei der Deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen beschäftigter Hauptmann Fischer vor, Ludendorff möge doch für einige Zeit zu ihm nach Kopenhagen kommen. Das Für und Wider dieses Vorschlages wurde besprochen. Ludendorff selbst, dessen erster Gedanke war, sich zu seinen alten Mitarbeitern in das Große Hauptquartier, das inzwischen nach Wilhelmshöhe verlegt war, zu begeben, war nur schwer für diesen Vorschlag zu gewinnen. Er faßte ihn schließlich als äußersten Ausweg unter der ausdrücklichen Voraussetzung ins Auge, daß die Reichsregierung vorher davon erführe und ihr Einverständnis gäbe.

Am 13. November morgens begab ich mich im Auftrag des Generals Ludendorff zu dem damaligen Kriegsminister Generalleutnant Scheuch und bat ihn, der Reichsregierung eine Erklärung etwa folgenden Inhalts zu übermitteln:

General Ludendorff läßt die Volksbeauftragten um Maßnahmen gegen die Bedrohungen, denen er ausgesetzt ist, ersuchen, um seine Person sowohl wie seine Umgebung, die ihn aufgenommen hat, vor den Nachstellungen verhetzter Elemente zu sichern. Ist die Reichsleitung nicht in der Lage, einen solchen Schutz zu gewähren, so beabsichtigt General Ludendorff für einige Zeit ins Ausland zu reisen. Er legt aber Wert darauf, daß eine solche Reise *nur im Einverständnis mit der Reichsregierung erfolgt und betont, daß er jederzeit bereit ist und darauf wartet, zurückzukehren um für sein Handeln einzustehen.*

Ich fügte hinzu: ‚*Sollten Euere Exzellenz aus politischen Gründen Bedenken tragen, den Volksbeauftragten diese Erklärung zu übermitteln, so bittet Exzellenz Ludendorff, sie als nicht erfolgt anzusehen.*'

Vor Abgabe dieser offiziellen Erklärung hatte ich den Minister über die Hetze gegen Ludendorff kurz unterrichtet und hatte ihm auch gesagt, daß Ludendorff in erster Linie ins Auge gefaßt habe, sich ins Große Hauptquartier zu begeben. Erst als der Kriegsminister diesen Vorschlag ziemlich entsetzt zurückwies mit der Begründung, daß man ihm eine falsche Deutung geben werde, habe ich die oben erwähnte Erklärung Ludendorffs übermittelt.

Auf diese Erklärung erwiderte mir der Kriegsminister:

Ein wirksamer Schutz für Ludendorff und seine Umgebung sei praktisch gar nicht durchführbar — er selbst schwebe dauernd in Lebensgefahr, obwohl er sich der Revolutions-Regierung zur Verfügung gestellt habe. Er halte es nicht nur im persönlichen Interesse Ludendorffs, sondern auch im allgemeinen politischen Interesse zur Entspannung der Lage für gut, wenn Ludendorff vorübergehend Aufenthalt im Auslande nähme. Er sei überzeugt, daß Ebert ebenso denke und er hoffe nur, Ebert allein sprechen zu können, ohne daß Haase dabei wäre. Er müsse ohnehin sofort in den Reichstag zu einer Besprechung mit den Volksbeauftragten.

Am späten Abend des gleichen Tages ließ mich, während wir gerade mit Ludendorff beim Abendbrot saßen, der Minister telefonisch zu sich bitten. Er erklärte mir, bei der überaus unsicheren Lage seien Maßnahmen zum Schutze Ludendorffs praktisch nicht durchführbar. Die Reichsleitung sei daher damit einverstanden, daß sich General Ludendorff für einige Zeit ins Ausland begäbe. Der Minister übergab mir dabei einige Paßformulare und verwies mich wegen der weiteren Erledigung an das Auswärtige Amt, wo mich Geheimrat Trautmann, der unterrichtet sei, am nächsten Tage erwarte.

Mir fiel sofort auf, daß es sich um ausländische Pässe handelte, während wir bisher nur daran gedacht hatten, daß General Ludendorff einen Deutschen Paß erhielte. Auf eine diesbezügliche Frage von mir erwiderte mir der Minister, daß General Ludendorff mit einem Deutschen, auf seinen Namen lautenden Paß sowohl bei den Arbeiter- und Soldaten-Räten an der Grenze Schwierigkeiten haben würde, wie auch für das ihn aufnehmende Land eine Belastung der Entente gegenüber darstellen würde.

Weil mich der mir unerwarteterweise von amtlicher Stelle übergebene ausländische Paß und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, einen falschen Namen einzusetzen, stutzig gemacht hatte, fragte ich vor meinem Weggang den Minister



Das Haus in der Güntzelstraße 66, Berlin. Im zweiten Stock wohnte der Feldherr bei Hauptmann Breucker vom 11. bis 15. November 1918 während der Revolutionstage und im Februar 1919



Hesleholmgard, das schwedische Gut des Herrn Oolsen. Hier schrieb der Feldherr von Ende Nov. 1918 ab seine „Kriegserinnerungen", die Mitte Februar 1919 vollendet waren

ausdrücklich: Liegt auch das Einverständnis der Volksbeauftragten vor? General Scheuch bejahte und erklärte: ‚Ich habe alles so mit Ebert besprochen.'

Nach Hause zurückgekehrt, erstattete ich General Ludendorff Bericht und wir suchten nun mit bitterem Galgenhumor nach einem passenden Namen. Aus Detektivromanen wußten wir, daß die Anfangsbuchstaben mit den Wäschezeichen übereinstimmen mußten und General Ludendorff begann nun, uns allen über die Tragik dieser Stunden hinwegzuhelfen, mit Schreibübungen.

Am nächsten Morgen begab ich mich ins Auswärtige Amt, wo mich Geheimrat Trautmann voll Empörung über die Hetze gegen Ludendorff empfing. Ich war nach den vielen Enttäuschungen glücklich, einen Mann zu treffen, der in warmen und herzlichen Worten von Ludendorff und seinen großen Verdiensten sprach. Die gleiche Stimmung fand ich dann bei der Gesandtschaft einer ausländischen Macht*), wohin ich mich auf Weisung Trautmanns begab. Auch hier nur Verehrung und Bewunderung für den großen Soldaten und Empörung über die Behandlung, die ihm sein Vaterland zuteil werden ließ. Es erfolgte dann die Fertigstellung der Pässe, wobei statt des von uns vorgesehenen Namens der Name Ernst Lindström eingetragen wurde.

Am Tage darauf, Freitag, den 15. November, verließ General Ludendorff in Begleitung des Hauptmanns Fischer Berlin."

So Hauptmann Breucker. Ich war der Anregung, ins Ausland zu gehen, gefolgt, da ein Eingreifen meinerseits in die Lage völlig zwecklos gewesen wäre und ein Schreiben der „Kriegserinnerungen" in Deutschland unter den geschilderten Verhältnissen mir nicht möglich erschien, es hätte dazu die äußere Ruhe gefehlt. Vor allem handelte es sich für mich auch darum, die Sicherheit anderer Menschen nicht durch meine Anwesenheit in Gefahr zu bringen. Die Ruhe mußte ich suchen, zugleich aber auch mich hierzu von den unmittelbaren Ereignissen äußerlich scharf absetzen, gegenüber denen ich nur müßiger Zuschauer sein konnte. Mein Gedanke, mich in das Große Hauptquartier zu begeben, kann nur ein ganz flüchtiger gewesen sein. Was ich allerdings im Auslande bei der zunehmenden Hetze gegen Deutschland und

*) Finnische Gesandtschaft. Finnland fühlte sich wegen meines Eintretens für die Befreiung Finnlands zu Dank verpflichtet. Ich hatte sie bewirken können, weil unsere militärische Lage sie erheischte.

gegen mich erleben würde, wußte ich auch nicht; aber schließlich hoffte ich doch, irgendwo in tiefster Zurückgezogenheit arbeiten zu können.

Am 16. Nebelung früh verließ ich Deutschland in Begleitung des Hauptmann Fischer bei Warnemünde, um zunächst nach Kopenhagen zu gehen. Hier stieg ich in einem Hotel ab und begann sofort an meinen „Kriegserinnerungen" zu schreiben.

Irgendwelche Schwierigkeiten hatte ich beim Verlassen Deutschlands nicht, ebensowenig bei meiner Ankunft in Kopenhagen. Ich nahm zugleich auch mittelbar Verbindung mit dem Gesandten, Grafen von Rantzau, auf, der später in Versailles Deutschland würdig vertrat, sich allerdings in der Politik Dänemarks gründlich getäuscht hat. Die Stimmung in Dänemark war deutschfeindlich. Es zögerte ja nicht, als Leichenfledderer aufzutreten, es raubte Nordschleswig Deutschland. Meine Versuche, auf dem Lande unterzukommen, schlugen natürlich fehl. Herren der Gesandtschaft besorgten mir eine Unterkunft in Schweden. Ende Nebelung traf ich in meiner neuen Unterkunft in Hesleholmgard unfern der Bahnstation Hesleholm an der Bahnstrecke Malmö—Stockholm, noch in Schonen, dem Südteil Schwedens gelegen, ein, und wurde sehr herzlich aufgenommen. Ich glaube, Graf v. Rantzau war herzlich froh, als ich Kopenhagen ohne Zwischenfall verließ und nach Malmö dampfte.

Ich habe in Schweden von der Seite meiner Großmutter väterlicherseits Verwandte. Als ich im Kriege „berühmt" geworden war, hatten auch diese Verwandten mit mir Fühlung aufgenommen, an erster Stelle der bedeutende und in aller Welt bekannte Mathematiker Löffler. An diesen wandte ich mich nun, um auf einem ihm gehörenden Landsitz, natürlich gegen Zahlung voller Entschädigung, Wohnung zu nehmen. Er machte unerfreuliche Ausflüchte.

So blieb ich denn bei der Familie Oolsen, die mir bis Ende meines Aufenthaltes in Schweden, Ende Hornungs 1919, mit gleichbleibender Ehr-

erbietung und wohltuendem Takt, zugleich auch mit warmem Empfinden für die Geschicke Deutschlands und des Deutschen Volkes entgegenkam. Mein Zimmer war ein Giebelzimmer mit Ausblick auf die Schneelandschaft Schonens. Ich rückte den Tisch an das Fenster und fuhr mit dem Schreiben meiner Kriegserinnerungen fort. Die gemeinsamen Mahlzeiten und ein kurzer Spaziergang unterbrachen die Arbeit und dabei entnahm ich aus schwedischen Zeitungen, später aus den mir nachgesandten Deutschen, die Vorgänge in der Heimat und in der Welt.

Ich muß weiß wie die Wand geworden sein, als ich die unerhörten Waffenstillstandsbedingungen des Feindes las. Meine Gastgeber sahen mich erschreckt an. Die Vernichtung des Heeres, für das ich so lange gearbeitet und an dessen Spitze ich gestanden hatte und die Wehrlosmachung des Volkes zeichneten sich in ihnen ab und deuteten die verhängnisvolle Zukunft unseres Volkes an. Das Lesen der Zahlen der abzugebenden Waffen und des abzugebenden Waffengeräts aller Art machte wohl meine Augen flimmern. So also war der „Verständigungfrieden", von dem „die Welt" dem Deutschen Volke vorgeschwätzt hatte.

Ich hatte Schweres erwartet und hatte deshalb auf endliche Aufklärung des Volkes über sein drohendes Geschick und Fortsetzung des Krieges gedrungen. Was ich jetzt aber erlebte, übertraf grauenvoll meine furchtbarsten Besorgnisse. Es war die unerhörteste Vergewaltigung eines großen Volkes durch den vermeintlichen Sieger. Seit der Vernichtung Karthagos durch die Römer hatte die Welt ein ähnliches Schauspiel im Großen nicht erlebt, auch wenn die „weißen" Völker mit farbigen Stämmen nicht anders vorgegangen waren. Hatten wir nicht auch die Hereros in Südwestafrika in die Kalahari-Wüste getrieben und sie dort der Vernichtung preisgegeben? Jetzt war das Wort des „Vorwärts" vom 20.10.18:

„Deutschland soll, das ist unser Wille als Sozialdemokraten, seine Flagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgeholt zu haben."

in Erfüllung gegangen; durch den traurigen Marsch unserer stolzen Flotte am 17. Nebelungs von Wilhelmshaven zur Auslieferung an die Engländer nach Scapa Flow sogar buchstäblich.

Das Werk, für das ich unablässig mit meinem Herzen gerungen, eine schier übermenschliche Arbeit geleistet und mein ganzes Können als Soldat und Feldherr eingesetzt hatte, war vernichtet. Nicht das war es, was mich so tief betrübte, sondern das furchtbare Los der Wehrmacht und des Volkes, dessen Zukunft sich mir in unheimlich düsteren Farben darstellte.

Was von diesem Heere noch übrig blieb, was in dem Volke noch an gesundem Willen war, zerstörte die Revolution, die im Inneren des Landes, so wie ich es aus den Zeitungen und mir zugehenden Nachrichten entnahm, in erschreckendem Tempo über das ganze Land dahinschritt. In dem, was ich las, hob sich das Ringen der Mehrheit-Sozialdemokratie (SPD.) unter der Führung Eberts von den Versuchen der „unabhängigen" Sozialdemokratie (USPD.), der Spartakisten — den späteren Kommunisten —, gestützt auf Matrosen und sonstige Meuterer, die sich in Berlin in der Volksmarine-Division und anderen Spartakistenformationen sammelten, ab, die Revolution ins bolschewistische Fahrwasser zu leiten. Die Juden Liebknecht und Rosa Luxemburg und Eisner waren ihre geistigen Führer, ihren Rückhalt hatte sie in den Personen der Volksbeauftragten Haase, Barth, Dittmann. Die Revolution schien sich zu Gunsten der letzteren zu neigen. Einer ihrer Bundesgenossen, der Jude Eisner in München, scheute sich nicht, den Feindmächten gefälschtes Material über unsere angebliche Kriegsschuld in die Hand zu schwindeln, ohne daß die Volksbeauftragten dagegen einzuschreiten wagten, ja, sie förderten sehr bald selbst durch den Juden Kautsky dieses verräterische Beginnen. Darin waren sie einig. Die Versuche, mit Hilfe von Divisionen, die nach Weisung der Obersten Heeresleitung in der ersten Julmondhälfte in Berlin ihren Einzug hielten, die Lage zu Gunsten Eberts zu wenden, scheiterten kläglich. Als ich die Namen der beteiligten

Generalstabsoffiziere und des Generals Lequés hörte, die berufen waren, die Ordnung in Berlin wieder herzustellen, waren mir an dem Gelingen ernste Zweifel aufgestiegen, die sich auch noch dadurch verstärkten, daß ich den schwankenden Willen der in der Obersten Heeresleitung tätigen Persönlichkeiten nur zu gut kannte. Das Scheitern der Niederwerfung der Spartakisten um Weihenachten 1918 und der schmähliche Rückzug der Truppen aus Berlin waren das Ergebnis solcher Unentschlossenheit. Herr Ebert und die Sozialdemokratie wären verloren gewesen, wenn unter der USPD. und den Spartakisten Führer gewesen wären, die gewußt hätten, was sie eigentlich wollten. Aber die fehlten dort. Erst nachdem General von Lüttwitz den Oberbefehl in Berlin erhalten hatte, Freikorps aller Art, namentlich unter Oberst Reinhardt, früherem Kommandeur des 4. Garde-Regiments zu Fuß, sich bildeten, auch Marine-Brigaden auftraten, die die Schmach der Marine-Meuterei tilgen wollten, und Herr Noske die Verantwortung für den Einsatz des Militärischen übernahm, konnte es gelingen, nach und nach die unsichere Herrschaft des Herrn Ebert zu festigen und ihn in Berlin wenigstens vor Bedrängung von Spartakisten sicherzustellen. Die Kämpfe in Berlin bekundeten, wie im Hartung die Presse meldete, einen gewissen Umschwung der Lage, die auch durch den Rücktritt der Volksbeauftragten der USPD. und den Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Hartungs 1919, die einen gewaltigen Sieg brachten, gekennzeichnet wurde*). Aber in weiten Teilen Berlins und im Reich herrschten uneingeschränkt Arbeiter- und Soldatenräte. Die Truppenteile des Westheeres verfielen, sobald sie den Heimatboden betraten, der Revolution nur mit wenig Ausnahmen. Nur geringe Teile blieben übrig, die noch zur Verwendung am Feinde, nicht aber in der Heimat, geeignet waren. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division bildete z. B. eine ehrenvolle Ausnahme.

*) Es hatten Sitze erhalten: 163 die SPD.; nur 22 die USPD.; überdies 88 das Zentrum; 75 die Demokraten; 21 die Deutsche Volkspartei; 42 die Deutschnationale Partei.

Nachrichten über das Zurückströmen in Auflösung befindlicher Truppen aus den besetzten Gebieten des Ostens — nur in Finnland und Kurland hielten sich schwache Teile — aus der Ukraine durch Polen, aus Rumänien und Serbien durch Ungarn, über das völlige Versagen der Behörden in Warschau und Posen und schließlich über die Verschleuderung von Kriegsmaterial aller Art vervollständigten das Bild der Auflösung der größten Schöpfung, die je auf militärischem Gebiet vor sich gegangen war. Es wurde mir klar, daß Manneszucht und Eide allein ein Heer nicht zusammenhalten können. Ganz andere Grundlagen wären zu schaffen. Aber welche? Doch davon später.

Es war nicht erstaunlich, daß mit der Größe des Unheils, in das Heer und Volk durch die Revolution geführt wurden, die Leiter der Revolution, die nach außen hervortraten, ihre Anhänger und charakterlose Deutsche aus allen Parteien bis hin in die nationalen Parteien immer mehr gegen mich hetzten und immer eifriger eine Schuld auf mich bürdeten. Besonders charakteristisch war für mich die Tatsache, daß sich auch die Kreise um Kronprinz Rupprecht von Bayern dabei beteiligten, nicht minder natürlich auch General Groener. Es war auch nicht erstaunlich, daß der Mann, der mir seinen Ruhm verdankt, der General v. Hindenburg dazu schwieg, obschon er darum angegangen war, dieser Hetze entgegenzutreten. Heute wundert sich allerdings darüber niemand mehr. Es handelte sich bei alledem ja auch nur darum, das urteilslose Volk für die Zukunft gegen mich einzustellen und mir den Weg zum Herzen des Volkes zu verlegen. Die Volksfeinde fürchteten mich, ja, man versuchte, mich persönlich zu verunglimpfen, indem Herr Ebert das Märchen von meiner „Flucht nach Schweden" selbst verbreitete.

Und während die Nachrichten aus der Heimat auf mich einstürmten, saß ich in meinem Giebelzimmer in Hesleholmgard und schrieb an „Meine Kriegserinnerungen" mit immer steigender Hingabe. Jede Nachricht zeigte

mir ja, wie notwendig es war, dem zusammenbrechenden Volke etwas zu geben, woran es sich aufrichten konnte, mochte im Volke noch so gegen mich gehetzt werden und es dieser Hetze willig sein Ohr leihen.

Das gewaltige Ringen der Deutschen Heere im Westen und Osten, mein Wirken für dieses Heer und mein Ringen mit der Obersten Heeresleitung, als ich noch Chef im Osten war, dann mein Handeln, als ich im August 1916 in die Oberste Heeresleitung berufen wurde, um den Krieg zu führen, nachdem so unendlich viel Deutsche Kraft vertan war, mein Streben nach dem Siege und mein Ringen mit der Regierung zogen an meinem geistigen Auge vorüber. Noch sah ich ja über viele Zusammenhänge nicht klar. Über die Marneschlacht 1914, den Wendepunkt unseres Geschickes, hatte ich ein abschließendes Urteil noch nicht bekommen können. Die Angaben, die ich bekommen hatte, waren recht widerspruchsvoll gewesen, späteren Forschungen hatte ich Klarstellung vorbehalten. Wie lange waren wir im Osten über den Ausgang dieses Kampfes im Westen im Unklaren gelassen worden, wie lange hatte es gedauert, bis ich mir im Herbst 1914 über die Gesamtlage ein richtiges Bild hatte machen und die Aufgabe festlegen können, die ich nun im Osten zu lösen hätte, nämlich, die Russen hinzuhalten, bis die noch immer im Westen angestrebte Entscheidung gefallen war. Doch wie kläglich war diese vorbereitet, und wie hart war ich getroffen, daß sich die Deutsche Oberste Heeresleitung nicht entschlossen hatte, statt im Westen unfruchtbare Operationen durchzuführen, im Nebelung 1914 Kräfte nach dem Osten zu werfen, die hier einen Umschwung der Lage durch einen Angriff zu beiden Seiten der Weichsel herbeizuführen in der Lage gewesen wären. Ich leitete ihn im Oktober bereits durch den Rückmarsch von Warschau und aus ihm heraus im November durch die Versammlung von irgendwie verfügbaren Kräften bei Hohensalza und Thorn ein, erreichte auch noch im November durch kühnen Angriff die endgültige Einstellung des Vormarsches der russischen Heeresmassen gegen die Deutsche Grenze und

in Galizien. Aber kriegsentscheidend war das nicht. Ich schrieb damals an General v. Wriesberg, den Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, der mir u. a. für die glänzende Operation seinen Glückwunsch aussprach, sie wäre schön gewesen, aber sie hätte nicht das erreicht, was unter anderen Umständen möglich gewesen wäre, dem Deutschen Volke Sieg und Frieden zu geben. Um diesen Frieden war es mir stets gegangen. Aber ich wußte nur zu gut, daß Voraussetzung zu einem Frieden, der uns das Leben ließ, unser militärischer Sieg war. Auf diesen militärischen Sieg hinzusteuern, sah ich meine gewaltige Aufgabe, sowohl als Chef im Osten wie später in der Obersten Heeresleitung. Alle meine umfassenden heeresorganisatorischen Handlungen, alle meine taktischen und strategischen Maßnahmen, alle meine Verhandlungen mit der Regierung hatten nur dieses eine und einzige, einfache militärische und politische Ziel. Wie hatte ich mich diesem Ziele im Laufe des Jahres 1917*) näher gefühlt, nachdem es mir 1916 gelungen war, die im Osten und Westen und auf den übrigen Kriegsschauplätzen in Italien, in Mazedonien, in Palästina ins Wanken geratenen Fronten zu stützen, das Deutsche Heer durch neue taktische Form zu festigen, den Soldaten soweit wie möglich in der vordersten Linie durch Maschinen zu ersetzen und Verluste zu mildern, der heimischen Industrie die Lieferung von hinreichendem Kriegsmaterial zu ermöglichen und, wenn auch verspätet, die U-Boot-Waffe und damit endlich — am 1. 2. 1917, 2½ Jahre nach Kriegsbeginn — unsere gesamte militärische und maritime Macht zum Einsatz gegen unsere überlegenen Gegner zu bringen, eine Notwendigkeit, die bei den vorliegenden, für uns so ungünstigen Kräfteverhältnissen schon lange mehr als geboten war.

Das alles zog an meinem, durch das furchtbare Leid der Gegenwart noch geschärften Auge vorüber und Fragen auf Fragen stiegen in mir auf, zu

---

*) Nach dem Abweisen der englisch-französischen Angriffe, den Siegen an der italienischen und russischen Front, trotz der schweren Beanspruchung der Deutschen Streitkräfte.

deren Beantwortung ich bei meiner Beanspruchung durch die Führung des Krieges bei dem Ringen mit viel Widerständen nicht gekommen war.

Warum war z. B. der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg mir überall hemmend entgegengetreten? War er doch für den Wechsel in der Obersten Heeresleitung im Heuert (August) 1916 besonders stark eingetreten. Wie hatte mich sein Handeln, ja, das der gesamten Regierung enttäuscht! Warum versagte er sich jedem meiner nur zu berechtigten Wünsche, den Geist des Volkes zu heben und dem Heere neue Kraft zuzufügen? Warum ließ er in Regierungkreisen die Propaganda gegen mich zu, ich bedränge ihn durch meine diktatorischen Gelüste? Obschon ich ja nichts anderes wollte, als dem Krieg zu geben, was des Krieges ist, nämlich die gesamte Volkskraft im buchstäblichen Sinne des Wortes. Darum hatte ich ja die allgemeine Dienstpflicht von Mann und Frau in der Heimat und am Feinde vorgeschlagen. Warum hatte der römische Papst Benedikt XV. sich nach Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges gegen diesen wenden wollen? Welche Kräfte waren Anlaß, auf die Beibehaltung des letzten Paragraphen des Jesuitengesetzes zu verzichten und den römischen Papst von solchem unerhörtem Schritt fernzuhalten? Warum traten gerade in dem Augenblick, als im Sommer 1917 die Lage an der Front sich günstig für uns entwickelte, das römische Zentrum und die in der Hand der Juden befindliche Sozialdemokratie unter Führung des römischgläubigen Erzberger und des Herrn Scheidemann mit ihrer Friedensresolution vom 19. Lindings (Juni) 1917 in Erscheinung? Warum entsandte der römische Papst den Nuntius Pacelli nach Berlin und in das Große Hauptquartier? Warum trat der römische Papst in diesem Augenblick mit seinem Friedensangebot vom 1. Ernting (August) hervor, das so unerhörte Friedensbedingungen für Deutschland vorsah, nachdem er das Friedensangebot des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich vom 12. 12. 1916 nach der Niederwerfung Rumäniens so kühl ablehnend aufgenommen hatte?

Was hatte denn der Jude, Herr Walter Rathenau, Ende Ostermonds (April) 1917 bei mir gewollt, als er mir ans Herz legte, ich möchte mich dem Umbau der preußischen Verfassung nicht versagen? Was hatte er mit seinen unklaren Andeutungen gemeint, die mir im einzelnen nicht in Erinnerung sind, die mich aber damals staunen ließen? Ich hatte sie unter der Last der damaligen Tage, es handelte sich um die Abwehr des englisch-französischen Angriffs auf die Westfront, in meiner Erinnerung zurückgedrängt, jetzt aber tauchte die Erinnerung an diese Zusammenkunft wieder auf in Verbindung über die unklaren Mitteilungen, die mir derselbe Jude Anfang Gilbharts (Oktober) 1918 hatte machen lassen und seinen heuchlerischen Aufruf, ein Levée en masse in Deutschland zu veranstalten, ähnlich wie 1870/71 der Jude Gambetta in Frankreich. War denn dem Juden Walter Rathenau nicht bewußt, daß wir doch endlich im Weltkriege nach und nach, leider ja nur viel zu spät, zu diesem Levée en masse gekommen waren? Ich sah vor mir die glatte, elegante Gestalt dieses Juden. Und daneben tauchte vor mir ein anderer Berliner Jude auf, der mich im Hauptquartier in Kowno besuchte, um für seine Glaubensgenossen die Auswanderung aus Litauen nach Amerika zu erreichen. Was war das für ein Zusammenhalt in diesem Volk, den auch der Feldrabbiner Rosenak bei Ober-Ost betätigte! Wie kam ich diesen Männern entgegen, und mit welch haßerfüllten Augen betrachtete mich der Berliner Jude trotzdem! Nach meiner Erinnerung war das der Jude Nathan vom jüdischen Hilfswerk des Bne Brith-Ordens. Wie hatte die Balfour-Erklärung vom 2.11.1917 sich auf die Handlungen des jüdischen Volkes ausgewirkt, als es durch diese Erklärung die Errichtung einer jüdischen Heimstätte in Palästina nach der Niederlage des italienischen Heeres durch unseren Angriff am Isonzo in Aussicht gestellt erhielt. Und weiter, wie standen die Freimaurer mit unserem Unheil in Verbindung! Oberstleutnant Bauer hatte mir Warnungen vor ihrer Tätigkeit von einem Weseler Bekannten, Herrn Müller v. Hausen, nach Kreuznach überbracht, ohne daß

dieser indes mir wirkliche Anhaltspunkte gab, die bei meiner Unkenntnis über das Wesen der Freimaurerei nötig gewesen wären, um mich zu überzeugen und hierdurch meine Aufmerksamkeit voll zu beanspruchen. Aber diese Angaben hatten genügt, in meinem Erinnern jetzt die Freimaurerfrage wieder aufsteigen zu lassen; sie ist seitdem nicht mehr aus meiner Gedankenwelt gekommen. Ich fand damals noch nicht die Lösung von alledem. Das war späterer Zeit vorbehalten. Ich schrieb weiter an den Kriegserinnerungen jener Jahre und schrieb und schrieb zu Ehren des Heeres und des Volkes.

Ich dachte an die gewaltigen Vorbereitungen für den Angriff im Westen im Jahre 1918, die nur dadurch möglich geworden waren, daß im Osten endlich eine Lage entstanden war, die uns den Friedensschluß mit Rußland und Rumänien ermöglichte. Waren denn die politischen Leiter Deutschlands und Österreich-Ungarns, waren die ihnen anvertrauten Völker besessen gewesen, daß sie meinem Streben nach einem klaren Frieden im Osten die größten Schwierigkeiten entgegenstellten? Wie kam es, daß der römisch-gläubige Graf Hertling, der im Herbst 1917 das Reichskanzleramt von dem so wenig geschickten Reichskanzler Michaelis, dem Nachfolger Herrn v. Bethmann-Hollwegs im Heuert (Juli) 1917, übernommen hatte, so völlig versagte, als ich eine wirkungvolle Außenpropaganda in Übereinstimmung mit dem Angriff im Westen forderte, die Major v. Haeften so eingehend bearbeitet hatte? Hatten denn Teile des Volkes ihren Verstand verloren, daß sie sich gegen die Möglichkeit des Separatfriedens im Osten auflehnten und zu ernsten Streiks in Wien und Berlin und anderen Orten schritten? Das war nicht alles nur Unverstand und Verirrung über die Begriffe Politik und Kriegführung. War nicht doch etwas ungemein Planmäßiges, deutschfeindliches in alledem? Unendlich viele Fragen tauchten auf und wurden wieder verdrängt durch das Darstellen der militärischen Ereignisse des Krieges. Es war ein Heldenkampf, den ich zu schildern hatte, und ich legte in diese Schilderung mein ganzes Herz für Heer und Volk.

Dann dachte ich wieder an das Ringen während des Sommers 1918 und das zunehmende Versagen von weiteren Volksteilen und die Verschlechterung des Geistes einzelner Truppenteile und vieler Kämpfer, bis meine Gedanken wieder zu den Ereignissen kamen, die ich soeben durchlebt hatte. Unter ihrer Einwirkung lebte ich stündlich, während ich schon für die Zukunft schuf. Ja, für welche Zukunft, würde es eine nah- oder eine ferngelegene sein?

Die fertigen Teile meines viele hundert Seiten umfassenden Manuskriptes sandte ich zur Abschrift nach Kopenhagen. Es war keine leichte Arbeit für den Abschreiber, meine schlechte, allmählich undeutlich gewordene Schrift wirklich zu lesen. Aber dies war für die Druckfertigmachung des Werkes unentbehrlich.

Auch zur Gesandtschaft nach Stockholm hatte ich Fühlung genommen und mich auch dieser Gesandtschaft gegenüber bereit erklärt, jederzeit nach Deutschland zurückzukehren, wenn die Regierung dies wünsche. Natürlich war mein Aufenthalt bekannt geworden. Der schwedische Ministerpräsident, der Sozialdemokrat Branting, sagte mir den Schutz seines Landes zu, natürlich unter der Voraussetzung, daß ich mich politisch nicht betätige. Das war ganz selbstverständlich. Sven Hedin besuchte mich. Ich las ihm auch aus meinen „Kriegserinnerungen" vor, auch den Abschnitt, in dem ich auf mein Verhältnis zu General v. Hindenburg zu sprechen gekommen war. Ich hatte mich in ihm recht ungeschminkt ausgesprochen, wie General Hoffmann in einem von Nowak veröffentlichten Brief, daß ich nie anderes zu hören bekommen hätte, als „ich weiß auch nichts Besseres, Gott helfe uns". Er hätte wohl mit der Hand über die Karte fahren können, aber jedes ernste Durchdenken über eine Operation habe ihm völlig fern gelegen. Hierfür hatte ich als Beweis angeführt, daß er die Bedeutung des Durchbruchs von Usdau in der Schlacht von Tannenberg erst sehr viel später begriffen hätte. Immer, wenn Fürsten kamen, die von ihm über die Schlacht etwas hätten

wissen wollen, hätte ich ihn auf diesen Durchbruch hinweisen müssen. Sven Hedin bat mich, daß ich des Deutschen Volkes halber, wie er meinte, diese Stelle doch ändern möchte. Ich glaubte seinen Worten. Ich wußte ja noch nicht, daß Sven Hedin Freimaurer war. Das machte mir seine Bitte erst später erklärlich, denn die Freimaurer hatten ja mit General v. Hindenburg noch Großes vor. Da war ihnen mein Urteil recht unbequem. So wählte ich denn andere Worte, soweit sie noch mit der Wahrheit vereinbar waren und verschwieg viel. So steht denn in den „Kriegserinnerungen" auf Seite 10 nur:

„Ich trug dem Generalfeldmarschall nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte."

Dieses Nachgeben mache ich mir heute zum Vorwurf, denn es hat das Deutsche Volk verhindert, über Generalfeldmarschall v. Hindenburg völlig klar zu sehen. Ich war aber zu diesem Nachgeben bereit, weil ich mich nicht in meinen „Kriegserinnerungen", die das Volk aufrichten sollten, persönlichen Erfahrungen und Charaktereinblicken hingeben wollte, um den Zweck des Werkes nicht zu gefährden. Hier galt es auch dem Volke seinen Glauben an General v. Hindenburg nicht zu nehmen, da er ja zu seinem Heros gemacht worden war.

Mitte Februar waren die „Kriegserinnerungen" fertig geschrieben. Eine Abschrift war in meiner Hand, und so konnte ich denn an die Rückkehr nach Deutschland und an die Drucklegung des Werkes in Deutschland denken. Durch die Gesandtschaft teilte ich Herrn Ebert meine bevorstehende Rückkehr nach Deutschland mit. Am 21. Februar nahm ich Abschied von meinen Gastfreunden und bestieg am folgenden Tage in Malmö den Dampfer, der mich

nach Saßnitz bringen sollte. Mir war noch besonders angeraten worden, nichts über meine Rückkehr nach Deutschland verlauten zu lassen, da Schweden befürchte, sein Schiff könnte von den in der Ostsee kreuzenden Entente-Seestreitkräften durchsucht werden. Abends traf ich in Saßnitz ein. Ich blieb die Nacht noch an Bord, der Kapitän des Schiffes hatte mir freundlicherweise seine Kajüte zur Verfügung gestellt. Am frühen Morgen begab ich mich nach dem Bahnhof, und hier sah ich nun endlich wieder das revolutionäre Deutschland. Das Abteil 2. Klasse, in das ich stieg, war angefüllt von roten Soldaten und sonstigen recht lichtscheuen Gesellen. Sie lärmten und prahlten, ließen mich indes ruhig in meiner Ecke sitzen. Meinen kostbaren Schatz, mein Manuskript, brauchte ich nicht zu verteidigen. Auf einer Station Rügens stieg ein pommerscher Großgrundbesitzer, der mir von früher bekannt war, in den Wagen. Er begrüßte mich flüchtig und verließ das Abteil wieder, da alle Plätze besetzt waren. Es wechselten auch die Mitfahrenden; ich hörte die Gespräche — armes, irregeführtes Volk, wohin ging sein Hoffen!

In Stralsund übernachtete ich und holte mir von der Post Briefe von meinen Berliner Freunden, denen ich die Rückkehr angezeigt hatte. Einen Tag später fuhr ich nach Berlin. Auf dem Stettiner Bahnhof hielten rote Soldaten Wache. Der Bahnhof war von ihnen angefüllt und unglaublich verschmutzt. Kapitänleutnant v. Pflugk-Harttung, der später im neuen Deutschland verfolgt wurde, und Hauptmann Breucker holten mich ab und brachten mich in einem Kraftwagen der Garde-Kavallerie-Schützen-Division wieder in das Haus meines Regimentskameraden.

Schon unterwegs machten mir meine Begleiter Mitteilungen, die mein Bild über die letzten Ereignisse in Deutschland vervollständigten. Im Reich hätte sich im Laufe des Februars die Regierung Ebert unter Kämpfen gegen Spartakisten, Kommunisten und ihre eigenen Angehörigen durchzusetzen begonnen. In Bremen, im Ruhrgebiet und Mitteldeutschland wäre Blut

geflossen. Schwächere Freikorps hätten überall genügt, die Ruhe wieder herzustellen und angesagten Generalstreik im Keim zu ersticken. Es hätten gerade jetzt schwere Kämpfe in Halle stattgefunden, wo General Maercker mit seinem Landesjägerkorps tatkräftig durchgegriffen hätte, nachdem ein bewährter Offizier, Oberstleutnant v. Klüber, lange Zeit Chef einer Armee, bestialisch von Kommunisten ermordet war. Herr Noske wäre bei Niederwerfung der Aufstände mit seiner Autorität immer mehr hervorgetreten. Die Regierung selbst habe sich in Weimar ganz unter den Schutz des Generals Maercker gestellt. In Bayern sei der Jude Eisner am 21. Februar ermordet worden, nachdem er bereits abgewirtschaftet hatte, die Zustände wären aber noch völlig bolschewistisch geblieben. Die neue sozialdemokratische Regierung Hoffmann sei völlig ohnmächtig. In Berlin selbst würden noch ernstere Ereignisse erwartet. Während meine Begleiter mir dies erzählten, fuhren wir auch am Generalstabsgebäude vorüber, in dem ich im Frieden für die Wehrhaftmachung des Volkes und im Kriege — wenn die Oberste Heeresleitung in Berlin weilte — für dessen Erhaltung gearbeitet hatte. Jetzt hatte sich in ihm irgendeine revolutionäre Behörde festgesetzt; denn es sollte ja nach dem Willen der Revolution Deutsche Kraft „für immer" gebrochen sein.

Schnell fand ich mich wieder in den Verhältnissen der Heimat zurecht. Was mir meine Bekannten vorausgesagt hatten, traf ein. Auch in Berlin wurde Anfang März der Generalstreik verkündet. Freikorps und die Garde-Kavallerie-Schützen-Division griffen ein. In den blutigen Kämpfen am Alexanderplatz und in einzelnen Vororten wurde die Ordnung wieder hergestellt. Der grauenhafte Mord, den Oberleutnant Marloh an 29 Matrosen in der Französischen Straße begehen ließ, erfüllte mich mit Abscheu; er war mir nur durch die Psychose erklärlich, unter der in diesem Fall vaterländisch gesinnte Menschen standen. Im Westen Berlins, in dem ich wohnte, merkten wir nichts vom Kampf, aber das Straßenbild stand noch lange Zeit unter dem Zeichen der Revolution, wie ja auch alle Gegenden des Deutschen Vater-

landes, wenn auch äußerlich eine gewisse Ruhe einkehrte. In Bayern wurde Ende April durch Eingreifen Deutscher Truppen unter General v. Oven durch die Einnahme Münchens die bolschewistische Bewegung unter erheblichem Blutvergießen niedergeworfen, nachdem auch hier am 23.4.1919 ein grauenhafter Mord an Mitgliedern der sogenannten „Thule-Gesellschaft" durch Kommunisten vollzogen worden war*). Es mußte mich später überraschen, wie schnell in München das tatkräftige Eingreifen preußischer Truppen in dem Volkserinnern in den Hintergrund geriet und dafür das ebenfalls wirkungvolle Eingreifen des bayerischen Freikorps unter Ritter v. Epp immer schärfer hervorgestellt wurde, bis er schließlich als „Befreier" Münchens galt, ein Beweis, wie Geschichte gemacht wird. In ganz Deutschland festigte sich die Herrschaft der Sozialdemokratie und mit ihr die des Juden. Andersdenkende fühlten sich bedrängt und wurden bedrängt.

Anders war die Lage der Deutschen im besetzten Gebiet. Hier standen sie unter der rücksichtlosen Diktatur eines gegen uns Deutsche aufgepeitschten Feindes. Schwer war die Lage der Deutschen in Nordschleswig und noch schwieriger die der Deutschen im Posischen gegenüber polnischem Bedrängungwillen. Besonders ernst gestaltete sich die Lage der Deutschen in der Tschechei. Hier wandte sich tschechischer Haß gegen sie. Am 4. 3. richtete tschechisches Militär unter den Deutschen ein förmliches Blutbad an, es gab 54 Tote, 86 Schwer- und viele hundert Leichtverwundete. Die Deutschen in Österreich rangen um ihr Volkstum, so in Südtirol und Kärnten. Hier kam es zu bewaffnetem Eingreifen gegen Feindbedrücker, nur spärlich waren die Nachrichten, die über das alles zu mir drangen.

*) Die „Thule-Gesellschaft" ist aus dem „Germanen-Orden" hervorgegangen, der von Theodor Fritsch und dem ehem. Freimaurer Guido v. List ins Leben gerufen wurde. Römische Priester wie Lanz v. Liebenfels und Stempfle standen ihm nahe. Der „Germanen-Orden" war stark antijüdisch eingestellt und besaß ein besonderes Geheimritual mit eidlichen Verpflichtungen, ganz entsprechend den Verpflichtungen freimaurerischer Gebilde. Auch Freimaurer, wie der Hochgradbruder Frhr. v. Sebottendorff hatten ihre Hand unmittelbar in der Thule-Gesellschaft im Spiel.

Ich selbst war genötigt, gleich in das politische Leben einzugreifen. Der Reichskanzler Herr Scheidemann hatte mich in der Nationalversammlung als einen Hasardeur bezeichnet, der durch seine Kriegführung das Volk ins Unglück gebracht habe. Ich schrieb ihm sofort am 28. Februar und forderte eine Richtigstellung. Herr Scheidemann wich aus, worauf ich denn ihm in der Presse entgegnete und mich auch bereit erklärte, vor einem wirklich unparteiischen sachverständigen Ausschuß Aufschluß zu geben über die Fragen, die er stellen würde. Es ist bezeichnend, daß die Presse auch ohne weiteres die Entgegnung aufnahm, obschon sie recht deutlich gehalten war. Ich führe das an, um zu zeigen, daß freie Meinungäußerung schließlich doch noch möglich gewesen ist. In dem Schreiben an Reichskanzler Scheidemann kam nach Widerlegung vieler Lügen der Satz vor:

„Ich fasse zusammen: die Anforderung des Waffenstillstandes war schwer, noch schwerer war seine Unterzeichnung. Zwischen Anforderung und Unterzeichnung aber liegt das Schwerste, nämlich die Tatsache, daß die Reichsleitung den von uns vorgeschlagenen und in der Reichstagsrede des Prinzen Max vom 5. Oktober verkündeten Weg verlassen und trotz meines Einspruches den der Kapitulation, des Bankerotts und des Friedens um jeden Preis gegangen ist."

Inzwischen hatte ich mit der Firma Mittler & Sohn als der Firma, die die wichtigsten militärischen Neuerscheinungen herausgab, auch den Verlag meiner „Kriegserinnerungen" vereinbart*). Gleichzeitig hatte ich Hauptmann des Generalstabes Gabriel gebeten, gewisse Daten meiner „Kriegserinnerungen" zu überprüfen, damit mir ja kein Irrtum unterlaufen sei, was bei dem notdürftigen Material, über das ich in Schweden verfügte, nur zu leicht möglich gewesen wäre. Ich hatte die Genugtuung, daß meine Erinnerung richtig gearbeitet hatte. Alles spätere Bemühen, mir in meinen „Kriegserinnerungen" Fehler nachzuweisen, schlug fehl.

*) Daß diese Firma freimaurerisch geleitet war und die geheimsten freimaurerischen Schriften druckte, wußte ich damals nicht; hervorheben aber möchte ich, daß die Zusammenarbeit mit dem Inhaber der Firma stets eine ersprießliche war.

Sehr bald nach meiner Rückkehr traten auch Offiziere des alten Heeres an mich heran, ich möchte mich doch mit General v. Hindenburg aussöhnen. Diese Bitte wurde nicht etwa aus irgendeiner Fürsorge für meine Person an mich gerichtet, sondern allein um den General v. Hindenburg zu stützen, dessen Nichteintreten für mich gegenüber der unglaublichen Hetze damals doch noch Mißstimmung unter den Offizieren erweckt hatte, die genügend wußten, was Volk, Heer und sie selbst mir zu danken hatten. Ich konnte den an mich herantretenden Kameraden, unter ihnen an erster Stelle General Hahndorff, nur erwidern, es wäre von General v. Hindenburg das unerhörte Unrecht gegen meine Person, das er auf sich geladen hätte, wieder gut zu machen. Ich wolle in Rücksicht auf Volk und Heer meine persönliche Empfindung dem General gegenüber zurückstellen. Ich mag damit augenblicklich dem Volke genutzt haben. Aber mir ist heute bewußt, daß ich ihm dadurch das Erkennen der Persönlichkeit des Generals v. Hindenburg erschwert habe. Heute weiß ich, daß im März 1919, wie vorher in Schweden, freimaurerische Kräfte auf mich eindrangen, um dem General v. Hindenburg die Zukunft zu erleichtern. Eine Aussöhnung mit mir mußte sein gesunkenes Ansehen heben. Ich sagte General Hahndorff, ich verlange, daß General v. Hindenburg mir schreibe. Mein Geburttag am 9. April könne hierzu Anlaß werden. So geschah es denn auch. Am 9. April erhielt ich von General v. Hindenburg den nachstehenden Brief:

„Hochverehrter, lieber Herr General!

Euerer Exzellenz Geburtstag darf nicht vergehen, ohne daß ich nicht in alter Treue und Dankbarkeit, wenigstens schriftlich bei Ihnen einkehre und Ihnen die herzlichsten Segenswünsche ausspreche. — Sie haben unendlich Schweres durchlebt und ich namenlos leidend Ihrer stets in inniger Teilnahme gedacht. Wenn mich auch ein unglückliches Mißverständnis nötigte, mich Ihnen gegenüber zurückzuhalten. Lassen Sie uns dieses Mißverständnis vergessen, und reichen Sie mir

wieder Ihre Freundschaftshand, in welche ich die meinige freudig legen würde. Gott hat uns einst in ernster Zeit zusammengeführt, darum wollen wir uns in noch ernsterer Zeit nicht wieder trennen.

Mögen Ihnen im neuen Lebensjahr endlich Tage äußerer und innerer Ruhe nach allem beschieden sein, was Sie für das Vaterland in rastloser Arbeit errungen, aber auch in Zeiten schnöden Undanks erlitten haben....

Gottbefohlen. Er schenke uns, wenn es sein darf, noch einmal im Leben ein Wiedersehen! Bis dahin in alle Zeit und in alter Liebe und Verehrung

Euer Exzellenz
getreuer und dankbarer Freund und Kamerad
v. Hindenburg."

Damit war wieder eine Verbindung zwischen General v. Hindenburg und mir hergestellt. Ich vergaß vieles. So konnten sich denn unsere Beziehungen sogar anscheinend fast freundschaftlich gestalten. Ich sah ja über die Zusammenhänge im Großen Hauptquartier in den Tagen der Revolution und über vieles andere immer noch nicht klar. Herr v. Hindenburg ließ ja auch erst alle Schleier fallen, als er Reichspräsident geworden war und damit ein still verfolgtes Ziel erreicht hatte. Doch davon später.

In meinen persönlichen Verhältnissen trat bald insofern eine Änderung ein, als ich nach Verlassen meines Gastgebers Hauptmann Breucker und nach einem kurzen Wohnen im Hotel Adlon in Berlin eine schöne Wohnung in der Viktoriastraße, ganz in der Nähe des Tiergartens, erhielt. Hier wohnte Frau Newman, die Schwiegermutter des Hauptmanns v. Treuenfeld, der im Hauptquartier im Osten und im Großen Hauptquartier unter mir gearbeitet hatte. Er ist einer der wenigen aus jenen Tagen, die in unwandelbarer Anhänglichkeit mir zur Seite standen. Da seine Schwiegermutter in Hamburg eine Wohnung hatte und dort einziehen wollte, überließ sie mir mit größtem Entgegenkommen die Berliner Wohnung, auch in

Erinnerung ihres Mannes, der mir im Weltkriege sehr viel entgegengebracht und in das wirtschaftliche Leben Deutschlands erfolgreich eingegriffen hatte, bis ihn ein recht plötzlicher Tod dahinraffte.

Der Aufenthalt bei Adlon war nicht erfreulich gewesen. In einem so großen Hotel ergab sich ein Kommen und Gehen vieler Menschen und ein widerliches Angegafftwerden. Unter den Besuchen, die ich empfing, befand sich auch Oberst Reinhardt, der als Offizier und Freikorpsführer gleich Vortreffliches geleistet hat. Er bat mich, doch eines Mittags zu Hiller zu kommen, um dort mit seiner näheren Umgebung zusammen zu sein. Ich staunte über „Hiller". Das war in der Vorkriegszeit eine der teuersten Gaststätten Berlins. Ich ging hin. Prächtige Menschen waren dort versammelt, durchglüht von dem Wunsche, die Ordnung in Berlin und im Reich wieder herzustellen, aber darüber hinaus ohne klares Wollen. Die Aufmachung selbst allerdings behagte mir nicht. Wein spielte eine große Rolle für recht viele. Was mich besonders erstaunte, war der Umstand, daß ich in diesem Kreise den judenblütigen Konsul Marx antraf, der, wie ich später hörte, das Freikorps Reinhardt „finanziert" hat. Konsul Marx hat mich einmal in Pleß besucht, ich habe ihn dann auch später gesehen. Er war eine Persönlichkeit, die, wie mir schien, bestimmte Ziele verfolgte, ohne daß ich sie recht erkannt hatte. Heute ist es mir klar, daß er einer der Juden war, die in sogenannten rechtsgerichteten Kreisen Einfluß zu gewinnen hatten, um diese nach dem Willen des Juden zu leiten. Ging es nicht durch Geheimorden, so ging es durch wirtschaftliches Abhängigmachen der Rechtsbewegung und durch Bildung von „Organisationen", in denen dann die Geheimorden bequem wirken konnten.

Das Straßenbild Berlins trug noch revolutionäres Gepräge. Massenaufzüge bewegten sich auf den Straßen. Durch Zufall kam ich in einen solchen Massenzug, der von nationaler Seite veranlaßt war, als ich aus einer Nebentür des Hotels Adlon in die Wilhelmstraße hinaustrat. Ich wurde erkannt und mit einem Sturm der Begeisterung begrüßt. Mir fielen dabei

leidenschaftliche Gesichter auf, deren Züge verzerrt waren, Speichel trat aus den Mundwinkeln hervor, die Massenpsychose wurde mir erkenntlich. Ich trat wieder in das Hotel Adlon zurück. Auch Aufzüge von kommunistischer und sozialdemokratischer Seite bewegten sich durch die Wilhelmstraße. Sprechchöre stießen von Zeit zu Zeit ihr „Nieder, nieder, nieder" hervor, völlig verblödete Menschen bewegten sich in den Zügen neben solchen mit den gleichen fanatischen Gesichtsausdrücken, wie ich eben erwähnte. Armes, verblödetes, irregeführtes Volk! Ich war froh, als ich Adlon verlassen und nach der Viktoriastraße umziehen konnte.

Seit Anfang Ostermond (April) 1919 hatte ich nun wieder, wenn auch keine eigene, so doch mir ungemein zusagende Wohnung. Nach meinem ruhelosen Leben in so vielen Jahren des Weltkrieges und in der Revolutionzeit empfand ich das in tiefer Dankbarkeit, um so mehr, als die Verhältnisse in Deutschland noch keineswegs so gestaltet waren, daß ich mir wieder ein eigenes Heim gründen konnte.

Meine Zeit war ausgefüllt mit dem Druckfertigmachen und dem Korrekturlesen der Fahnen und Bogen „Meiner Kriegserinnerungen". Auch begann ich bereits Akten zu sammeln, um an der Hand von Urkunden mein Wirken für Heer und Volk im Frieden und erst recht im Kriege zu zeigen und damit auch die umfangreiche und bedeutungvolle Tätigkeit der Stelle, die ich vertrat. Auch hier kam allmählich ein sehr stattlicher Band: „Urkunden der Obersten Heeresleitung" zustande, dessen Herausgabe aber erst 1920 erfolgte. Natürlich mußte ich mir auch Bewegung verschaffen. Der Tiergarten bot dazu eine schöne Gelegenheit.

In der Viktoriastraße stellten sich bald zahlreiche Besuche ein, namentlich nationaler Männer, die von mir wohl eine Förderung ihrer Absichten erwarteten, oder auch auf das Hören meiner Ansichten Wert legten. Kamen sie auf die Vergangenheit zu sprechen, wie das ja zu natürlich war, so erstaunte ich, mit welchem Eifer die Kreise um den Reichskanzler v. Bethmann,

dieser selbst und die Kreise um den Reichskanzler Graf von Hertling gegen mich gehetzt hatten, und wie leichtgläubig so viele Deutsche waren. Klärte ich dann auf, so sah ich oft wirkliches Erstaunen.

Es kamen auch Hohenzollernprinzen, die Söhne des Kaisers, zu mir. Es war damals ruhige Würde in ihrem Auftreten. Sie sprachen mit Verehrung von ihrem Vater, erzählten von seinem Leben in Amerongen, auch von dem Kronprinzen in Wieringen. In Liebe hingen sie an ihrer Mutter, der Kaiserin, und erwähnten mit tiefer Befriedigung, wie würdig sich die hohe Frau Revolutionären gegenüber benommen habe. Einen der Prinzen, Prinz Joachim von Preußen, mußte ich bald betrauern. Er hatte sich das Leben genommen, er war kein ausgeglichener Mensch. Ich hatte ihn näher kennen gelernt, als er zum Stabe des Oberbefehlshabers Ost kommandiert war. Leider wurde ihm sein Wunsch, zur Front zu gehen, vom Kaiser auf Grund von Bitten der Kaiserin nicht gewährt. Er hätte dort einen schöneren Tod gefunden als den selbstgewählten Freitod, zu dem ein würdiger Anlaß nicht vorlag, der Freitod in meinen Augen für sittlich berechtigt macht. Der Heldentod eines Hohenzollernprinzen hätte die Stimmung im Volke zur Monarchie verbessert. Mit diesem Ausspruch will ich nicht etwa sagen, daß ein Hohenzollernprinz den Heldentod hätte suchen sollen; solche Gedanken liegen mir natürlich fern, sie hätten aber nicht, wie im Fall des Prinzen Joachim, aus Gefahren fern gehalten werden dürfen, und noch ausdrücklich gegen ihren Willen.

Es kamen auch sächsische Prinzen, so der bisherige Kronprinz und Thronfolger und Prinz Christian. Sie baten mich sogar, in katholischen Studentenverbindungen in Breslau zu sprechen. Ich lehnte das ab. Später kamen die Prinzen nicht mehr darauf zurück. Sie gerieten immer mehr in die Hand ihrer Geistlichkeit, der Kronprinz wurde Jesuit. Welchen Weg Prinz Christian gegangen ist, weiß ich nicht; ihren jüngeren Bruder sollte ich später in München finden als Großmeister des Marienritterordens, doch davon später. Es

kamen auch Offiziere, die von der Obersten Heeresleitung in Kolberg immer noch nationale Taten erhofften, sowohl gegenüber der trostlosen Lage im Innern, wie gegenüber den äußeren Feinden. Sehr viele Bekannte blieben auch aus und mieden mich ängstlich. Hierunter recht viele Offiziere der früheren Obersten Heeresleitung. Als ich auch im Generalstabsgebäude, wo sich im Sommer in einigen Zimmern der Generalstab wieder eingerichtet hatte, mit dem damaligen Oberst v. Mertz, der an den Kriegserinnerungen des Generals v. Hindenburg schrieb, Rücksprache nahm — dieser hatte mich, worauf ich noch zurückkommen werde, um die Fahnen meiner „Kriegserinnerungen" gebeten, um sich hiernach richten zu können —, wurde ich beinahe frostig begrüßt. In der Tat trennte mich damals schon eine Welt von früheren Kameraden, deren Charakter sich in der Revolutionzeit so wenig bewährt hatte.

Offiziere und weite Kreise des Volkes beschäftigten sich sehr eingehend mit den Verhältnissen im Osten. Von den separatistischen Bestrebungen des Zentrums im Rheinland und in Bayern drang nur wenig in die Öffentlichkeit. Im Osten war es den Polen gelungen, die frühere Provinz Posen zu besetzen. Hierzu hatte namentlich neben der Unentschlossenheit der in Posen befehligenden preußischen Offiziere das Verhalten des Freimaurers v. Gerlach und des römischgläubigen v. Rechenberg beigetragen, die von der Reichsregierung zur Regelung der Verhältnisse mit den Polen nach Posen entsandt waren. Gegen diese Provinz Posen, also gegen Polen, war Grenzschutz mit noch verwendungfähigen Verbänden, dem Rest des alten Heeres von Schlesien bis nach Thorn und von hier an der ostpreußischen Grenze aufgestellt. Westpreußen selbst war ja noch in unserem Besitz. Im Baltikum standen andere Deutsche Truppen und namentlich Freikorps als Schutz des Deutschtums daselbst gegen den vorwärtsdrängenden Bolschewismus. Unter General Graf v. d. Goltz, der aus Finnland sich dorthin begeben hatte, kämpften die Deutschen Verbände mit örtlicher baltischer Landeswehr erfolg-

reich gegen sie*). Die Oberste Heeresleitung in Kolberg, die an und für sich schon nach der Demobilmachung des Heeres keine Daseinsberechtigung besaß, hatte selbst die Hoffnung genährt, daß ein Schlag gegen Polen geführt werden könne. Sie wollte damit wohl die Notwendigkeit beweisen, am Leben erhalten zu bleiben. Das entsprach den Wünschen des Generals v. Hindenburg, der von seiner Stelle sich nicht zurückziehen wollte, obschon die Regierung dies wünschte, andererseits erhoffte sie aber noch von ihm Unterstützung beim Abschluß des Friedens. Ganz abgesehen von den unendlichen Schwierigkeiten eines Angriffs auf Polen, während der Franzose am Rhein stand, von wo er ja jeden Augenblick aus weitermarschieren konnte, war es für mich ausgeschlossen, daß die Oberste Heeresleitung und die örtlichen Obersten Befehlshaber einen kühnen Entschluß fassen würden. Ich hatte ja schon im Kriege oft genug erlebt, wie mit Projekten gespielt wurde und die Augen sich erst öffneten, wenn zur Tat geschritten werden sollte. Da sind oft diejenigen, die vorher am lautesten waren, recht still geworden.

Andere Offiziere erhofften von den in Kurland kämpfenden Truppen ein Eingreifen im nationalen Sinn nach Deutschland hinein. Sie erträumten sich einen General v. Yorck, der im Jahre 1813 bekanntlich durch die Konvention von Tauroggen, den äußeren Anstoß zu den Freiheitkriegen gegeben

*) Die Lage Lenins war in jenen Tagen für den Bolschewismus nicht sonderlich günstig, wenn auch ein Teil der ihm von außen drohenden Gefahren überwunden war, während er im Inneren die Widerstände, die überall entstanden, mit brutalsten Mitteln und erschreckendem Terror, der vor keiner Grausamkeit zurückschreckte, niederwarf, war er von Sibirien aus durch Admiral Koltschak, der sich auf die tschechischen Kriegsgefangenen und die Hilfe Japans stützte, schwer bedroht worden. Im Norden bei Archangelsk hatte England „weiße“ Truppenkörper gebildet, in Estland General Judenitsch unterstützt, der auf Petersburg vormarschierte, ohne indes die frühere Hauptstadt Rußlands zu besetzen. Im Süden stand die Ukraine und ein großer Teil der Kosaken wider Moskau. Von der Krim her drang General Denikin, von Frankreich unterstützt, vor. Englische Truppen hatten die Ölgebiete südlich des Kaukasus besetzt. Zentralasien stand in Aufruhr. Hier kämpfte auch Enver Pascha, der mich noch im Frühsommer in der Viktoriastraße besucht hatte und bald darauf in irgendeinem Gefecht getötet wurde. Diese Verhältnisse haben es wohl möglich gemacht, daß die schwachen Deutschen Truppen, verbunden mit der baltischen Landeswehr, so erfolgreich tätig sein konnten.

hatte. Daß die Verhältnisse damals erheblich andere waren wie 1919 wurde übersehen. Ich konnte die mich besuchenden Offiziere nur warnen, auf tatsächlich Unmögliches zu hoffen. Die Regierung selbst muß aber eine Bedrohung ihrer Stellung aus Kurland für möglich gehalten haben. Sie sandte auch Spitzel in meine Wohnung, um festzustellen, wie weit ich etwa in einem „Komplott" verwickelt sei. Diese Spitzel benahmen sich aber so dumm, daß es nicht schwer war, sie zu erkennen.

Andere Deutsche wiederum kamen ohne bestimmtes Wollen. Es war auffallend, wie verständnislos sie der Tatsache gegenüberstanden, daß wir machtlos geworden wären. Diese Unklarheit begegnete mir auch bei Politikern der sogenannten Rechtsparteien, die Verbindung mit mir aufgenommen hatten, ja, auch versuchten, mich zur Übernahme eines Mandates bei etwaigen Neuwahlen zu gewinnen, was ich indes ablehnte*).

Es war unverkennbar, daß in Teilen des Volkes wieder Lebenswillen erwachte. Dieser Wille wollte Ordnung im Innern, Würde und Widerstand nach Außen, gegenüber dem „Internationalismus" der Revolution „nationale" Betätigung. Aber die Grundlagen fehlten noch hierfür.

Sympathischer als solch unklares Wollen war für mich der Gedanke, auf die Regierung militärischerseits einen Druck auszuüben, die unerhörten Friedensbedingungen nicht anzunehmen.

Anfang Mai 1919 waren diese bekannt geworden. Tiefe Entrüstung hatte sich des Volkes bemächtigt. Jetzt erst lernte es seine Lage kennen und es begann in eine grauenvolle Zukunft zu sehen. Die Verstümmelung des Vaterlandes im Westen und Norden, die Bildung des Saarstaates, namentlich

---

*) Wenn jetzt irgendein Schriftsteller verbreitet, ich hätte mich gleich nach meiner Rückkehr aus Schweden mit Herrn Stresemann getroffen und wäre aus irgendeinem Grunde in seiner Gegenwart über das Unglück des Volkes in Tränen ausgebrochen, so ist das eine geschichtliche Unwahrheit. In meiner Erinnerung habe ich Herrn Stresemann nur einmal, und zwar im Juli 1917, eingehender gesprochen. Es war damals zur Zeit des Sturzes des Herrn v. Bethmann-Hollweg, als er gemeinsam mit Herrn Erzberger mich im Generalstabsgebäude in Berlin, wo ich vorübergehend weilte, aufsuchte.

aber die Gestaltung der Ostgrenzen durch den Raub des Memellandes, Westpreußens und der gesamten Provinz Posen erschütterten mich neben dem Raub des Hultschiner Ländchens auf das Tiefste. Das Ausscheiden Danzigs aus dem Reichsverbande schien zudem für die Zukunft Polens weiteren Anlaß für neue Begehrlichkeiten zu geben; daß das Land, in dem ich geboren, d. h. die Umgebung von Posen, in feindlichen Besitz übergehen sollte, hatte ich erwartet. An eine so weitgehende Schwächung Preußens, an eine solche Gestaltung der östlichen Grenzen hatte ich indes nicht glauben wollen, zudem war diese Grenzgestaltung durch die vorgesehenen Abstimmungen in Ostpreußen und Oberschlesien noch nicht einmal eine feststehende, was hatten wir da noch zu erwarten? Weit aufgerissen war die Ostgrenze und nicht verteidigungsfähig. Und im Westen, wo die Grenze an und für sich geschlossener erschien, sorgte die Schaffung der entmilitarisierten Rheinzone dafür, daß auch der Westen des Reiches aufgerissen und feindlichen Angriffen ohne die Möglichkeit einer Verteidigung preisgegeben war.

Schwer traf mich der Verlust der Kolonien. Doch das konnte überwunden werden.

Im Inneren waren wir nicht einmal Herren geblieben. Reichswehr und Reichsmarine waren in einer Weise beschränkt, daß sie nicht imstande waren, auch nur die geringsten Ansprüche einer Landesverteidigung zu erfüllen, der Hinweis hierauf in dem Friedensvertrag wirkte wie ein Hohn. Aus dem Volksheer, beruhend auf dem Gesetze der allgemeinen Wehrpflicht, war eine Söldnertruppe von 12jähriger Dienstzeit geworden, die abseits vom Volke stand. Vielleicht war das augenblicklich bei der Zersetzung des Volkes nicht so schwerwiegend, aber es mußte sich diese zahlenmäßige Schwäche und die Beschränkung der Kriegsausrüstung und des Schiffsbestandes doch schließlich in verhängnisvoller Weise geltend machen. Das Deutsche Volk konnte sich auf die Dauer eine derartige Einschränkung seiner Selbstbestimmung und der Wehrhoheit nicht bieten lassen.

Fünfzehn Jahre sollten fremde Soldaten am Rhein stehen, Kontrollkommissionen, die naturgemäß widerliches Angebertum bei der moralischen Versumpfung des Volkes anreizten, im Inneren des Landes auf viele Jahre hinaus die Entwaffnung des Volkes beaufsichtigen. Das waren unerträgliche Zumutungen.

Die Internationalisierung unserer Flüsse war eine Preisgabe von Hoheitrechten, die einem selbständigen Staat nicht zuzumuten war.

Die wirtschaftliche Belastung, die uns unter dem Namen „Wiedergutmachung" der in Feindesland entstandenen und vom Feinde zum großen Teil selbst hervorgerufenen Kriegsschäden aufgezwungen wurde, die Auslieferung der Handelsflotte als Ersatz für versenkte Tonnage usw. war unerträglich. Sie vermehrte den Verlust an Volksvermögen, der bereits durch die Abtretung weiter Gebietsteile und der Kolonien eingetreten war. 30 Milliarden Goldmark sollten sofort bezahlt werden, die Schlußsumme war indes gar nicht beschränkt. Diese Tatsache machte das Deutsche Volk auch weiterhin von der Gnade seiner Feinde abhängig.

Hierzu kamen noch die ehrenkränkenden Festsetzungen, die die Ehre des Volkes aufs tiefste treffen sollten. Es war dies die Übernahme der Schuld für den Ausbruch des Krieges zur Rechtfertigung des unerhörten Diktats und die Verpflichtung, die sogenannten Kriegsverbrecher auszuliefern, d. h. diejenigen Personen, die die Entente für völkerrechtswidrige Handlungen verantwortlich machen wollte, d. h. die Auslieferung des Obersten Kriegsherrn, der führenden Generale und soundsoviel anderer Offiziere und Mannschaften, denen solche „Kriegsverbrechen" zu Wasser und zu Lande und in der Luft angedichtet wurden.

Solche unerhörten Bedingungen waren noch nie einem großen Volke auferlegt worden. Wer hatte sie veranlaßt? Gewiß sahen wir vornehmlich Wilson, Poincaré, Clemenceau, Lloyd George und andere. Aber doch erkannten wir damals bereits den Juden, der neben diesen Persönlichkeiten

stand. Es war auch auffallend, daß der römische Papst nicht auf dem Kongreß in Versailles vertreten war. Aber ich entsann mich der Festsetzungen seiner Friedensnote vom 1. August 1917, und ich fand in vielem eine überraschende Übereinstimmung. Der römische Papst hatte nicht nötig, in Versailles vertreten zu sein. Sein Wille wurde auch ohnedies in Versailles berücksichtigt, ohne daß die irregeführten Deutschen Römischgläubigen und das gesamte Deutsche Volk sich dessen so bewußt wurden.

In Berlin und anderwärts wurden zur Beruhigung des Volkes vaterländische Reden gehalten. Ich glaubte nicht an diese Worte. Ich kannte solches Getue vom Oktober 1918 nur zu gut. Mehr versprach ich mir von der Empörung im Volke und dem militärischen Druck, den auch General v. Lüttwitz auf Herrn Noske und General Maercker in Weimar auf die Regierung ausüben wollten. In der Tat gingen die vaterländischen Wogen hoch im Volke. Zwei schöne Handlungen gaben dem Ausdruck. Die französischen und belgischen Fahnen, die im letzten und in früheren Kriegen von uns erobert waren und im Zeughaus in Berlin aufbewahrt wurden, sollten wieder Frankreich und Belgien zurückgegeben werden. Eine Abteilung der in Bildung begriffenen Schutzpolizei unter Führung von Offizieren holte die Fahnen aus dem Zeughaus und verbrannte sie vor dem Denkmal Friedrich des Großen unter dem Jubel des Volkes. Herr v. Grolmann, ein junger Bekannter von mir, der dabei beteiligt war, brachte mir von einer belgischen Fahne den Löwen. Er steht jetzt noch bei mir als Erinnerung an Lüttich. Die Spitzen französischer Fahnen, die ich gleichfalls erhielt, überreichte ich dem Kaiser. Die andere Handlung war das Versenken der Deutschen Kriegsschiffe, die in englischen Besitz übergehen sollten, auf der Reede von Scapa Flow im Angesicht der feindlichen Flotte durch Admiral Reuter am 21. Juni 1919. Der Admiral hatte alles sorgsam vorbereitet, um auf ein gegebenes Signal sämtliche Ventile zu öffnen und die Schiffe voll Wasser laufen zu lassen und sie dadurch auf den Meeresgrund zu versenken. Revolutionäre

Mannschaft leistete nur geringen Widerstand, das Geheimnis konnte gewahrt werden; so geschah denn die Tat, die im Auslande Deutsche Ehrauffassung kündete und im Inlande Widerstand gegen das Schanddiktat verstärkt aufflammen ließ. Vielleicht hätte er Erfolg gehabt, da sich auch der Reichskanzler Scheidemann auf Grund von Mitteilungen, die er von den auswärtigen Vertretungen Deutschlands erhalten hatte, gegen das Unterschreiben des Diktates wehrte. War ihm doch berichtet worden, wie auch jetzt als richtig erhärtet werden kann, die Feinde rechneten nicht mit einer Unterschrift. Aber der römischgläubige Erzberger bestand auf dem Unterschreiben des Diktates und General Groener pflichtete in einem Ferngespräch mit Herrn Ebert aus Kolberg diesem ausdrücklich bei. Es ist erschütternd, was Archivrat Volkmann 1930 über dieses Gespräch schreibt, wie es in Gegenwart des Generals v. Hindenburg begonnen wurde, wie dieser aber im entscheidenden Augenblick das Zimmer verlassen hätte*).

Bei solcher Haltung der führenden Generale der Obersten Heeresleitung konnten General v. Lüttwitz und General Maercker keinen Erfolg haben. So wurde denn das Diktat in Weimar angenommen und dann in Versailles im Namen der Deutschen Reichsregierung und damit des Deutschen Volkes vom Sozialdemokraten Müller-Franken, der am 31. 7. 1914 in Paris den Glauben hatte stärken wollen, daß die Deutsche Sozialdemokratie den Krieg sabotieren würde, und dem römischgläubigen Herrn Bell am 28. 7. 1919, dem fünften Jahrestag des Mordes am Erzherzogpaar Franz Ferdinand von Österreich-Ungarn in Serajewo, in Paris unterzeichnet. Wohl fiel mir damals die Übereinstimmung der Daten auf, noch aber ahnte ich nicht, daß jüdisch-kabbalistischer Glaube diesen Tag ausgewählt hatte. Noch weniger ahnte ich, daß der Mord an dem Erzherzogpaar von der Weltbrüderschaft der Freimaurerei planmäßig seit langem vorbereitet war, um den schon 1889

---

*) E. O. Volkmann: „Revolution über Deutschland", Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., 1930.

vom Groß-Orient von Frankreich in Paris beschlossenen und von römischer Seite geförderten Weltkrieg nun endlich in dem Jahwehjahre 1914 zu entfesseln*).

Der Frieden, den die Entente der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn in St. Germain und Trianon am 2. 6. 1919 diktiert hatte, war gleich furchtbar**). Die Doppelmonarchie hatte überhaupt aufgehört zu bestehen. Die Tschechoslowakei war geschaffen. Siebenbürgen und weite Gebiete Ungarns waren an Rumänien, Kroatien, Slovenien und andere Gebiete Ungarns an Jugoslavien, an Italien Triest, das Trentino und Südtirol abgetreten worden. Die kümmerlichen Reste von Ungarn und Österreich waren als selbständige Staaten bestehen geblieben. Das Deutschtum war auch durch diesen Frieden aufs schwerste getroffen. Österreich, das sich nicht Deutsch-Österreich nennen durfte, war der Anschluß an Deutschland untersagt. Durch die Friedensschlüsse war ein Schlag gegen uns Deutsche geführt worden, wie empfindlicher er gar nicht gedacht werden konnte. Und noch stand uns unendlich Schweres bevor.

Die Erschütterung in nationalen Kreisen des Volkes hielt an. Ich hörte in Berlin, daß Hauptmann Pabst von der Garde-Kavallerie-Schützen-Division an den Sturz der Regierung und an eine Diktatur Noske dächte. Er sprach wohl auch mit Noske davon. Auch General v. Lüttwitz verfolgte den

---

*) Nach jüdisch-kabbalistischem Aberglauben hat jeder Buchstabe einen besonderen Zahlenwert, so die beiden ersten Konsonanten des Wortes Jahweh — Vokale schreibt der Jude bekanntlich nicht —, die Buchstaben J und h, die Zahlenwerte 10 und 5. Diese Zahlenwerte sind also dem Juden besonders heilig, ebenso die sich aus beiden Zahlenwerten ergebende Zahl 15. Jahreszahlen nun, die in ihrer Quersumme 15 haben, sind für den Juden in Erreichung ihrer Weltherrschaftziele besonders günstig. Die Quersumme von 1914, also 1+9+1+4 ergibt 15. Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß nicht ich den Aberglauben habe, sondern daß sämtliche Kabbalisten, und diese gibt es nicht nur unter den Juden, ihm huldigen und nach solchem Aberglauben ihr Handeln einrichten. So war denn für die Kabbalisten aller Länder das Jahr 1914 besonders günstig für die Erreichung ihrer Weltherrschaftziele zu Gunsten Jahwehs.

**) Bulgarien und die Türkei wurden durch die Friedensschlüsse von Neuilly am 18. 9. 1919 und Sèvres am 10. 5. 1920 verstümmelt und vergewaltigt.

Gedanken, aber die Absicht kam nicht zur Durchführung. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division, wie auch andere Freikorps, waren Herrn Noske und der Regierung schon lange „verdächtig" geworden. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division wurde schon im Juli aufgelöst und Herr Hauptmann Pabst verabschiedet. Das nationale Wollen des Volkes war damit eine zeitlang zurückgestellt.

Die Oberste Heeresleitung in Kolberg hatte nun auch ihre letzte Aufgabe erfüllt; sie konnte aufgelöst werden. So war das Ende einer Behörde, auf die einst, als ich die maßgebende Stelle in ihr innehatte, das Deutsche Volk mit unbegrenztem Vertrauen, die Feinde mit Schrecken sahen.

Die Lage der Regierung in Weimar war keine angenehme. Es war natürlich, daß sie den Unwillen des Volkes von sich abzulenken suchte und nun wieder eine vermehrte Hetze gegen mich einleitete. Der Reichskanzler Bauer nannte mich in der Nationalversammlung „Volksverderber", ohne daß der anwesende Kriegsminister, Oberst Reinhardt, langjähriger bewährter Chef der 7. Armee und Nachfolger des Generals Scheuch in dem Amt als Kriegsminister, ein Wort der Erwiderung fand. So hatten sich Offiziere gewandelt. Ende Juli erschien dann auch die amtliche Schrift:

Vorgeschichte des Waffenstillstandes.
Amtliche Urkunden
Herausgegeben im Auftrage des Reichsministeriums
von der Reichskanzlei
im Jahre 1919 im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin,

mit einer Einleitung, die mir die ganze Schuld an dem Waffenstillstande und mittelbar an dem jetzigen unseligen Friedensschluß aufbürdete. Gleichzeitig verfolgte dies der Admiral v. Hintze, der im Herbst 1918 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gewesen war, mit Veröffentlichungen in der Frankfurter Zeitung. Der Kampf gegen mich war auf der ganzen Linie auf einmal wieder im Gange. Zunächst gelang es mir, in einem Teil der Presse eine kurze Entgegnung zu bringen. Diese Presse nahm sie auf, nicht etwa, um

sich vor mich zu stellen, sondern um den politischen Gegnern etwas am Zeuge zu flicken. Dann aber setzte ich mich hin und veröffentlichte als Entgegnung auf das amtliche Weißbuch die nachfolgenden Hefte:

Heft 1: „Das Scheitern der neutralen Friedensvermittlung August/September 1918",

Heft 2: „Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot",

Heft 3: „Das Verschieben der Verantwortlichkeit".

In diesen Heften stellte ich den Lügen, ich hätte der Regierung nicht reinen Wein über die Lage gegeben, ich hätte in einem Anfall von Nervenschwäche den Abschluß des Waffenstillstandes innerhalb 24 Stunden verlangt u. a. m., mein Material und das des amtlichen Weißbuches selbst entgegen. Besonders wertvoll war für mich, daß ich erkennen konnte, wie die Revolution von oben schon vor dem 29. 9. 18, dem Tage, an dem General v. Hindenburg und ich dem Herrn v. Hintze und dem Reichskanzler Graf Hertling, sowie dem Kaiser die Notwendigkeit eines Waffenstillstandes besprachen, von dem Staatssekretär v. Hintze und den politischen Parteien beabsichtigt war. Herr v. Hintze hat in der Frankfurter Zeitung über den 28. 9. und die vorhergehenden Tage geschrieben:

„In dieser Situation (aus dem Zusammenhang nach dem Zusammenbruch Bulgariens Mitte September) zogen der Vizekanzler (der Demokrat v. Payer) und der Staatssekretär des Auswärtigen den einzig möglichen Entschluß, daß durch rasches Handeln neben der Niederlage auch der Zusammenbruch im Inneren verhindert werden könnte. Sie verabredeten ein festes Programm: Revolution von oben und sofortigen Friedensschluß."

Dieses feste Programm war dann auch in dem amtlichen Weißbuch enthalten und lautet:

„Nr. 12. Aufzeichnung
Gefertigt im Auswärtigen Amt.

Berlin, den 28. September 1918.

Wichtigste Voraussetzung für die Einleitung des Friedens ist die sofortige Bildung einer neuen Regierung auf breiter nationaler Basis auf freie Initiative



Nach der Rückkehr aus Schweden in Berlin



Das Arbeitzimmer Ludendorffs in Berlin in der Viktoriastraße bei Frau Newmann. Hier hatte er um die Jahreswende 1919/20 die Unterredung mit Professor Max Weber, Heidelberg, der ihn überreden wollte, sich als Opfer für das Deutsche Volk den Ententegerichten zu stellen

Seiner Majestät des Kaisers. Hierzu wäre erwünscht, daß möglichst schon morgen abend ein Telegramm in Berlin eintrifft, das die Annahme der von Graf Hertling erbetenen Demission mitteilt und den Vizekanzler v. Payer beauftragt, dem Kaiser sofort wegen der Person des neuen Kanzlers und der Zusammensetzung der neuen Regierung Vorschläge zu machen. Das Kabinett soll alle Kräfte des Volkes auf breitester nationaler Grundlage zusammenfassen und der Verteidigung des Vaterlandes nutzbar machen. Um die Erreichung dieses Zieles zu sichern, soll der Vizekanzler auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers das Präsidium des Reichstages und die Parteiführer hören und im engsten Einvernehmen mit der Volksvertretung seine Vorschläge ausarbeiten.

Die auf diese Weise neu gebildete Regierung würde im gegebenen Moment an den Präsidenten Wilson heranzutreten haben mit dem Ersuchen:

Die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen und zu diesem Zweck allen kriegführenden Parteien die Entsendung von bevollmächtigten Delegierten nach Washington vorzuschlagen.

Je nach den Wünschen unserer militärischen Stellen würde dem Präsidenten nahezulegen sein, die Kriegführenden eventuell gleichzeitig zum Abschluß eines sofortigen Waffenstillstandes einzuladen. Unsere Aufforderung an Herrn Wilson wäre von der Erklärung zu begleiten, daß Deutschland, eventuell der Vierbund, bereit ist, den Friedensverhandlungen als Programm die bekannten 14 Punkte des Präsidenten zugrunde zu legen.

Es dürfte sich empfehlen, unsere Mitteilung auf direktestem Wege an Herrn Wilson gelangen zu lassen und ihm dabei die Frage der öffentlichen oder geheimen Behandlung anheimzustellen. Am zweckmäßigsten wäre wohl, daß einer der kaiserlichen Gesandten in den neutralen Hauptstädten beauftragt würde, die Mitteilung schriftlich seinem amerikanischen Kollegen zu übergeben. Die Wahl des neutralen Landes müßte von der Eignung der in Frage kommenden amerikanischen Vertretung abhängig gemacht werden. Eine geheime telegraphische Anfrage ergeht dieserhalb heute an die verschiedenen kaiserlichen Gesandten.

gez.

Rosenberg Bergen Stumm."

Aus den angeführten Dokumenten ist klar ersichtlich, daß die Revolution von oben planmäßig in Berlin vorbereitet worden ist, ganz unabhängig von den Besprechungen der Obersten Heeresleitung über die Notwendigkeit eines Waffenstillstandes am 29. 9. in Spa. Ich habe von diesen Tatsachen erst durch das amtliche Weißbuch Mitteilung erhalten. Damals, im September 1918, waren mir nur unklare Andeutungen hierüber zugegangen. Leider kann ich nicht bezweifeln, daß Offiziere meiner Umgebung durch irgendwelche Kanäle besser unterrichtet waren als ich; denn so wird mir ihr in diesen Tagen einsetzendes, damals mich merkwürdig berührendes Drängen, daß die Oberste Heeresleitung mit einem Waffenstillstandsantrage hervortreten möchte, nur zu verständlich. Ich gab dem nicht nach, sondern handelte nach eigener Überzeugung. Walter Rathenau aber sagte, wie ich später hörte:

„Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen."

Ich muß mich hier auf diese geschichtliche Feststellung und noch auf die andere beschränken, daß ich selbstverständlich nie den Abschluß eines Waffenstillstandes innerhalb von 24 Stunden verlangt habe, wohl aber habe ich verlangt, und zwar auf Grund von Angaben des Herrn v. Hintze, nachdem in Berlin nur hin- und hergeredet wurde, daß das Waffenstillstandsangebot nun endlich, und zwar innerhalb 24 Stunden, herausgehen solle. Dies war in Rücksicht auf das Heer notwendig; denn es war die Kunde von der Absicht, Waffenstillstand zu schließen, auch zum Heere gelangt. Die Rücksicht auf dieses Heer verlangte statt Schwatzen zielklares Handeln.

Der Schlag, den die Regierung mit Veröffentlichung des Weißbuches gegen mich führen wollte, war wenigstens etwas pariert; aber natürlich schrieb die mir feindliche und der Regierung ergebene Presse nach wie vor genau so gehässig gegen mich, wie es das amtliche Weißbuch getan hat. Es kam dieser Presse nicht auf Wahrheit, sondern auf die Volkshetze gegen

meine Person an; einmal um die Regierung zu entlasten, und zweitens, mir die Herzen des Volkes noch weiter zu entfremden, des Volkes, dem meine Lebensarbeit gegolten hat, galt und weiter gelten wird.

In jenen Tagen erschienen nun auch in schöner und würdiger Aufmachung „Meine Kriegserinnerungen". Sie waren auch ein erhebliches Gegengewicht gegen diese Hetze. Die Presse konnte nicht umhin, sich eingehend mit dem Werke zu beschäftigen und ihren Lesern Aufschluß über die Heldentaten des Volkes und auch über mein Wirken während der vier Kriegsjahre zu geben. Da das Erscheinen des Werkes mit den Angriffen des amtlichen Weißbuches zusammenfiel, so glaubte ein Teil der Presse, ich hätte eine „Rechtfertigungschrift" in „Meine Kriegserinnerungen" geschrieben. Doch war diese Annahme nur vereinzelt. Sie war verfehlt. Ein Rechtfertigungbedürfnis habe ich nicht gehabt. Mein Handeln für das Volk lag zu klar vor aller Welt. Ich wußte auch zur Genüge, daß auch nach Feststellung der Wahrheit ruhig weiter gelogen würde und hierfür die Presse nur zu sehr zur Verfügung stand.

Die Gegner verfügten ja auch über zahlreiche heimliche Kanäle, aus denen heraus sie ja schon im Weltkriege Verleumdungen gegen mich in das Volk geleitet und in ihm „in aller Stille" verbreitet hatten. Sie benutzten sie auch weiter. Daß dieses Kanalsystem mit den Logen und Geheimorden aller Art und sonstigen überstaatlichen Organisationen zusammenhängt, war mir damals immer noch nicht voll bewußt, doch ich begann es zu ahnen. Hauptmann Müller v. Hausen, der sich mir anschloß, gab mir einen Einblick, so z. B. des Illuminatorenordens in dem Feldzuge Friedrich Wilhelms II. gegen das revolutionäre Frankreich im Jahre 1792 bei Valmy. Hier hatte bekanntlich das verbündete Heer nach ruhmloser Kanonade auf Weisung des Freimaurer-Herzogs von Braunschweig vor französischen revolutionären Haufen, die von Freimaurern befehligt waren, kehrt gemacht. Ebenso zeigte mir Müller v. Hausen die Tätigkeit der Freimaurer um 1806. Das alles machte

einen tiefen Eindruck auf mich, aber schließlich konnte ich die Zusammenhänge doch nicht voll übersehen, denn Herr Müller v. Hausen sprach wohl vom politischen Wirken der Freimaurer, er zeigte mir aber nicht ihr Ritual; er selbst war Freimaurer und eidlich gebunden, wie ich nach seinem Tode mit tiefer Erschütterung hörte. Aber ich gewann auch persönliche „Eindrücke" von dem Kampfe der Freimaurerei. Ich hatte in meinen „Kriegserinnerungen" geschrieben:

„Auch die Logen der Welt arbeiteten, wie schon lange von England geführt, mit dem ganzen unheimlichen Einfluß dieses machtvollsten aller Geheimbünde in dem Dienst angelsächsischer und damit für uns internationaler Politik. Nur die preußischen Landeslogen werden hiervon frei geblieben sein."

Wie mir Herr Müller v. Hausen mitteilte, war die Bezeichnung „Preußische Landeslogen" technisch nicht richtig. Ich hätte „altpreußische Großlogen" schreiben müssen. Doch hinter diese „Geheimnisse" kam ich erst später und auch dahinter, daß die altpreußischen Großlogen genau so eingestellt waren, wie die humanitären Großlogen Deutschlands, ja, wie die gesamte Freimaurerei; denn es gibt nur eine Freimaurerei. Aber damals glaubte ich — auch Herr Müller v. Hausen noch —, daß die „preußischen Landeslogen" eine Ausnahme bildeten. Nun erschienen bei mir plötzlich, angemeldet und begleitet von Oberfinanzrat Bang vom Alldeutschen Verband, den ich durch Justizrat Claß kennengelernt hatte, die Großmeister Müllendorff der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland und Zimmer der Großloge von Preußen. Ich glaubte eigentlich, sie wollten sich bedanken, daß ich ihre freimaurerischen Gebilde ausdrücklich als Ausnahme bezeichnet hätte. Dieser Gedanke war um so berechtigter wegen ihrer Einführung durch Finanzrat Bang; hatte ich doch Anlaß, anzunehmen, daß ich für den Alldeutschen Verband gewonnen werden sollte. Herr Justizrat Claß hatte recht auffallend betont, wie er über mich in seiner Geschichte, die er unter dem Namen „Einhardt" herausgegeben hätte, gesprochen habe. Ich habe das

nicht nachgeprüft. Mir wurde indes erzählt, daß das Lob auch seine Teufelsfüße gehabt habe. Meine Ansicht, die ich mir von dem Besuch der Großmeister gebildet hatte, ging aber völlig fehl, trotz der Begleitung des Herrn Bang, was mir auch später völlig verständlich war, denn der Alldeutsche Verband schützte auffallend die altpreußischen Großlogen. Die beiden Großmeister bedankten sich also nicht, sondern forderten mich auf, wie ich allmählich verstand, ich möchte sämtliche in Deutschland befindlichen Großlogen „als Ausnahmen" bezeichnen. Als ich dies nun freundlich ablehnte, bekam ich nach einiger Zeit einen von den Großmeistern sämtlicher Großlogen Deutschlands unterschriebenen Fehdebrief zugesandt. Heute weiß ich nun, was das für die zunehmende Hetze gegen mich in Deutschland bedeutet hat. So mußten denn auch alle Versuche, die Oberst Nicolai unternahm, mich mit der Presse in Verbindung zu bringen, naturgemäß scheitern. War diese nicht in römischgläubigen Händen, die mich natürlich abwehrten, so wurde sie von Freimaurern, wenn nicht von Okkulten oder unmittelbar von Juden geleitet. Die Regierung fand also in der Deutschen Presse warme Helfershelfer in dem Kampf gegen mich zu ihrer eigenen Entlastung.

Die Reichsregierung hatte inzwischen einen Untersuchungausschuß aus Abgeordneten der Nationalversammlung gebildet. Dieser Ausschuß war allerdings ganz etwas anderes als jener Ausschuß unparteiischer Sachverständiger, von denen ich wenigstens eine gewisse Unparteilichkeit erwartet hätte. Der Ausschuß bestand, der Zusammensetzung der Nationalversammlung entsprechend, vornehmlich aus Mitgliedern der Linksparteien und des Zentrums, die ihre herrschende Stellung durch Verunglimpfung des „fluchwürdigen alten Regims" und des „Militarismus", in Sonderheit meiner Person, beweisen und so die Revolution rechtfertigen wollten. Der Ausschuß machte sich zunächst daran, in Ergebenheit zu Herrn Wilson zu vermitteln, wie die böse Oberste Heeresleitung, also ich, die vermeintliche Friedensabsicht des so wohlmeinenden Präsidenten der Vereinigten Staaten Januar

1917 durch das Eintreten für die Eröffnung uneingeschränkten U-Boot-Krieges vereitelt habe, was dann in weiterer Folge zu dem Eintritt Amerikas in den Krieg geführt und unser Unheil vollendet hätte.

Der Versuch solcher Feststellung war um so ungeheuerlicher, als ja bereits schon damals für alle Welt feststand, daß die Vereinigten Staaten zwangsläufig durch Herrn Wilson in den Krieg geführt würden, sobald ein Deutscher Sieg für die Entente wahrscheinlich geworden wäre*). Nie hätten wir also ohne „Amerika" zum Feinde zu haben, den Krieg siegreich zu Ende führen können. So hatte ja auch Wilson nicht etwa am 1. Februar 1917, dem Tage des Beginns des uneingeschränkten U-Boot-Krieges uns den Krieg erklärt, sondern erst Anfang April 1917, nachdem der englische Admiral Jellicoe dem amerikanischen Admiral Sims seine ernsten Besorgnisse über die Wirkung der U-Boot-Waffe ausgesprochen und das Niedergezwungenwerden Englands bis zum Herbst in Aussicht gestellt hatte. Es war ein Widersinn ohnegleichen, daß Deutschland, das gegen eine so erhebliche Übermacht rang, einen wirkungvollen Teil seiner Streitkräfte zum Niederringen des Gegners und zur Entlastung seines Heeres nicht in den Kampf um sein Leben einsetzte. Die Verhältnisse waren so klar und einfach, daß jeder Richtigdenkende sie erkennen müßte. Er brauchte sich zudem nur zu erinnern, daß Herr Wilson schon damals Deutschland einen Frieden diktieren wollte, wie wir ihn später nach Niedergang unserer militärischen Kraft durch Revolutionierung und Revolution auch nicht einmal hätten annehmen dürfen.

Ich erhielt eine Anfrage, ob ich mich dem Untersuchungausschuß, der am 21.10.1919 seine Vernehmung begonnen hatte, stellen wollte. Ich war dazu im Inneren nicht abgeneigt, auch wenn es nur unter ausdrücklichem Ein-

*) Ich weise hier auf meine Ausführungen in „Urkunden der Obersten Heeresleitung" hin, sie wurden voll durch die Untersuchungen eines parlamentarischen Ausschusses in Washington im Jahre 1936 bestätigt, sie zeigten im besonderen die „Arbeit" des Weltkapitals, vertreten durch Herrn Morgan in engster Verbindung mit dem Freimaurer Wilson. Sie haben beide gleichen Anteil an dem Hineinführen der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg gegen uns.

wand gegen die Zusammensetzung des Ausschusses und seiner Befugnisse geschehen konnte. Es lag mir daran, die Unmöglichkeit dieses Ausschusses und die Unwahrhaftigkeit seines Wollens, sowie seine Auftraggeber zu beweisen und damit das nationale Wollen des Volkes zu stärken. Aber ebenso war ich sicher, daß wenn ich mich allein dem Untersuchungausschuß stellen würde, der Ausschuß und die Presse durch eine ungeheuere Propaganda solche Absicht vernichten könnten. Ganz unbeschadet der Verantwortung, die ich stets für mein Handeln auf mich genommen habe und auf mich nehme, antwortete ich daher auf die Anfrage, daß ich nicht kommen würde. Ich wäre nur dann dazu bereit, wenn auch General v. Hindenburg geladen und erscheinen würde. Dies geschah dann. General v. Hindenburg sagte sein Erscheinen zu und so war ich denn auch mit meinem Kommen vor dem Untersuchunggericht einverstanden. Ich hatte meine Absicht erreicht.

Das Verhältnis zwischen General v. Hindenburg und mir hatte sich, wie ich schon andeutete, wieder gebessert. Ich hatte ihm auch ein Stück meiner „Kriegserinnerungen" geschickt, worauf er mir unter dem 20.8.19 geantwortet hatte:

„.... Sie haben mir damit eine unendliche Freude bereitet. Ich werde beim Lesen der Erinnerung an gemeinsam durchlebte, große Zeiten nachgehen und hoffe zugleich, daß Ihre Schrift im Volke das Verstehen für das Unvergleichliche fördern wird, das Sie in unermüdlicher, selbstloser Arbeit für König und Vaterland geleistet haben.

Auch über mich soll demnächst ein Buch erscheinen, es ist nicht berufen, dem Ihrigen zur Seite zu treten. Es entsteht jetzt fast gegen meinen Willen, auf vielseitigen Wunsch, lediglich zu dem Zweck, ethisch auf unser unglückliches Volk einzuwirken, und es lediglich unter diesem Gesichtswinkel anzusehen sei."

General v. Hindenburg hatte mich ja auch brieflich oder durch Oberst v. Mertz um die Fahnen meiner „Kriegserinnerungen" gebeten. Oberst v. Mertz hatte mir bei meiner Rücksprache im Generalstabsgebäude mitgeteilt,

er brauche die Fahnen, um sich über die Kriegführung im Osten in den Jahren 1914/15 und 16 zu unterrichten. Als ich dann gebeten wurde, die Fahnen des Buches „Aus meinem Leben" des Generals v. Hindenburg durchzulesen, tat ich es auch, natürlich aus der Anschauung heraus, die General v. Hindenburg selbst an das Buch angelegt wissen wollte. Ich war erstaunt über den Inhalt und die Schreibweise, die viel mehr den Obersten v. Mertz verrieten als den General v. Hindenburg. In Sonderheit war ich erstaunt über die wenig geschichtliche Darstellung der Schlacht von Tannenberg. Doch das alles ging mich ja nichts an, General v. Hindenburg wollte ja keine Kriegsgeschichte schreiben, „sondern ethisch auf unser unglückliches Volk einwirken".

Auch ich hatte bei dem Schreiben meiner „Kriegserinnerungen" das Volk belehren und sein Verstehen des Wesens eines Krieges fördern wollen, an dem so viel gefehlt hatte. In Sonderheit fehlte ihm die Einsicht der Unwägbarkeiten, die der Feldherr nur zu sehr zu beachten hat.

So hatte ich denn nach Wiedergabe bestimmter Ereignisse des 27. August ausgeführt:

„Auf den Führer stürmt viel ein. Er muß gute Nerven haben. Der Laie glaubt zu leicht, im Kriege wäre alles nur ein Rechenexempel mit bestimmten Größen. Es ist alles andere, nur das nicht. Es ist ein gegenseitiges Abringen gewaltiger unbekannter physischer und seelischer Kräfte, es ist ein Arbeiten mit Menschen von verschiedener Charakterstärke und mit eigenen Gedanken, der Wille des Führers allein ist der ruhende Pol.

Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg in Führerstellen mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage und den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und bescheidener werden. Nur das Staatsoberhaupt, der Staatsmann, der sich zum Krieg entscheidet, trägt, wenn er dies klaren Herzens tut, Gleiches und mehr als der Feldherr. Bei ihm handelt es sich um einen einzigen, gewal-

tigen Entschluß, an den Führer treten sie täglich und stündlich heran. Von diesem hängt dauernd das Wohl und Wehe vieler Hunderttausender, ja ganzer Nationen ab. Es gibt für einen Soldaten nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres, als an der Spitze einer Armee oder des ganzen Feldheeres zu stehen."

Dann hatte ich noch in Rückschau auf den Gang der Schlacht und die drohende Gefahr, die während der fünftägigen Schlacht in einem möglichen Vormarsch der Armee des Generals v. Rennenkampf lag, gegen dessen wohl 200 000 Mann ich nur zwei schwache Kavallerie-Brigaden, vielleicht 3 000 Mann, zurückgelassen hatte, geschrieben:

„Ich konnte mich des gewaltigen Sieges nicht aus vollem Herzen freuen, die Nervenbelastung durch Rennenkampfs Armee war zu schwer gewesen. Wir waren aber stolz auf die Schlacht. Durchbruch und Umfassung, kühner Siegeswille und einsichtige Beschränkung hatten diesen Sieg zu Wege gebracht, trotz unserer Unterlegenheit im Osten war es uns gelungen, auf dem Schlachtfelde den feindlichen annähernd gleichstarke Kräfte zu vereinigen.

Mir blieb kein Augenblick Zeit, mich zu entspannen, ich mußte die Gruppierung der Armee für den weiteren Feldzug vorbereiten. Es war eine ungemein schwere Aufgabe, die eine Schlacht zu Ende zu schlagen und die nächste vorzubereiten."

In dem Buche des Generals v. Hindenburg befindet sich „zur ethischen Wirkung auf das Volk" für den 26. August völlig ungeschichtlich nachfolgende Betrachtung:

„Die Krisis der Schlacht erreichte ihren Höhepunkt. Die Frage drängt sich uns auf, wenn sich bei solchen gewaltigen Räumen und bei dieser feindlichen Überlegenheit die Entscheidung noch tagelang hinzieht? Ist es überraschend, wenn ernste Gedanken manches Herz erfüllen; wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur festester Wille war, wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten? Sollten wir nicht doch gegen Rennenkampf uns wieder verstärken und wieder gegen Samsonow nur halbe Arbeit tun? Ist es nicht besser, gegen die Narew-Armee die Vernichtung zu versuchen, um die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden. Wir überwinden die Krisis in uns, bleiben dem gefaßten Entschlusse treu und suchen weiter die Lösung mit allen Kräften im Angriff."

Diese Darstellung hat zu der unerhörten Verleumdung meiner Person geführt, General v. Hindenburg habe auf mich in dieser Darstellung hingezielt. Möglich, daß er selbst diese Zweifel empfand, von denen er hier schreibt. Ich glaube es aber nicht. Denn er hegte keine Zweifel über das, was ich wollte.

Ich weiß nicht, ob ich bei dem Lesen der Fahnen mich irgendwie mit diesem Satz beschäftigte, ob ich ihn überhaupt gelesen habe? Jedenfalls konnte ich seine spätere Bedeutung gar nicht ahnen, da eben ein Schwanken meiner Person nicht vorgelegen hatte. Es gehörte schon die unglaubliche Niedertracht Dritter dazu, mir zu unterschieben, ich hätte ja gar nicht gegen diese Stelle Einspruch erhoben und damit mein Schwanken zugegeben. Ich habe den General v. Hindenburg später ersucht, den ungeheueren Verdächtigungen entgegenzutreten, die sich auf diese Stelle des Buches, das unter seinem Namen ging, stützten. Er tat es nicht. Ich muß daher annehmen, daß diese Stelle ganz bewußt durch ihn oder auf seine unmittelbare Veranlassung geschrieben wurde, damit sie später gegen mich verwendet werden könne. Durch meine Stellungnahme noch zu seinen Lebzeiten habe ich das Spiel erschwert. Ich mußte hierauf so eingehend kommen, um zu zeigen, mit welchen Gedanken General v. Hindenburg mir gegenübergetreten ist, als ich ihn anfangs November 1919 in Berlin wiedersah, um mit ihm gemeinsam vor dem Untersuchungausschuß des Reichstages für die Wahrheit zu kämpfen.

General v. Hindenburg wohnte, meinem Vorschlage zufolge, bei dem früheren Staatssekretär Helfferich. Dieser hatte durch sein Auftreten als Botschafter in Moskau nach der Ermordung seines Vorgängers, des Grafen Mirbach, gesühnt, was er lange Zeit als „rechte Hand" des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg auf sich geladen hatte. Ich sah General v. Hindenburg bei ihm, aber auch in meiner Wohnung in der Viktoriastraße. Er besuchte mich hier, um zu hören, wie ich mir das Auftreten vor dem Untersuchungausschuß dächte. Ich hatte durch Herrn Eugen Zimmermann vom

„Berliner Lokalanzeiger“ Näheres über die Absichten des Untersuchung-ausschusses gehört und war nun in der Lage, dem General v. Hindenburg eine Ausarbeitung zu übergeben, die er vor dem Ausschuß vorzutragen hätte. Selbstverständlich nahm General v. Hindenburg diesen Auftrag an.

Am 18. November fand nun unser Auftreten vor dem Untersuchung-ausschuß statt. Eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich vor dem Reichstag versammelt. Wir wurden begeistert begrüßt, wie das in dem roten Berlin gar nicht für denkbar gehalten war. Frau Käthe Schirmacher, diese vortreffliche Deutsche Frau, die in ihrem starken nationalen Wollen ein Vorbild für viele nationale Männer hätte sein können, raunte mir zu, der Vorsitzende des Untersuchungausschusses, Herr Gothein, der in der Revolution aussprach, ich müsse „an die Wand gestellt werden“, wolle uns begrüßen und jedenfalls dem General v. Hindenburg die Hand reichen. Ich unterrichtete den General hiervon und ersuchte ihn, seine Hand dem Herrn Gothein zu verweigern. Wir traten in den Saal, die Anwesenden erhoben sich, Herr Gothein kam auf uns zu, reichte General v. Hindenburg auch die Hand entgegen; er übersah es. Wir wurden auf unseren Platz geleitet, an dem Tisch, an dem wir Platz nahmen, lag ein Blumenstrauß mit einer schwarz-weiß-roten Schleife; Frau Käthe Schirmacher hatte ihn hingelegt. Ich betrachtete mir den Ausschuß. Es waren in ihm recht viele Juden, so auch der Kommunist und Bolschewist und Vertrauensmann Lenins, Oskar Kohn. Dieser Ausschuß, in dem der Jude Sinsheimer Berichterstatter war, hatte sich bereits in seiner Mehrheit dahin festgelegt:

1. In der durch die Friedensaktion Wilsons im Winter 1916/17 geschaffenen Gesamtlage waren Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß es möglich sei, zu Friedensbesprechungen zu gelangen. Die Reichsregierung hat diese Möglichkeit nicht ausgenutzt.
2. Die Gründe dafür, daß die erwähnten Möglichkeiten nicht ausgenützt worden sind, liegen in dem Beschluß für die Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges vom 9. Januar 1917.

Graf Bernstorff, der frühere Botschafter in Washington und ein waschechter Demokrat, hatte durch seine Aussagen noch Wasser auf die Mühle der Ausschußmehrheit gegossen und dabei zur Freude Judas und Roms, der Marxisten, Kommunisten, Demokraten, Freimaurer und Römlinge mir das Wort unterschoben, das ich bei einer Unterredung im Frühjahr 1917 im Großen Hauptquartier gesagt haben sollte: „Ja, aber wir wollten nicht" (d. h. den Frieden).

Die Aussagen des früheren Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, des Staatssekretärs des Inneren Helfferich, des früheren Staatssekretärs des Auswärtigen Zimmermann und einiger höherer Seeoffiziere hatten bereits klärend gewirkt, aber der Schwerpunkt der ganzen Verhandlung lag doch in der Aussage des Generals v. Hindenburg und in der meinigen. Ich kann natürlich nicht alle Einzelheiten wiedergeben; sie sind in dem stenographischen Bericht über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungausschusses vom Dienstag, dem 18. November 1919 enthalten. Die Beantwortung der vorgelegten Fragen wurde stellenweise hochdramatisch, besonders wenn wir „Werturteile" abgaben, die die Revolution und ihre Urheber richteten. Sehr ungern hörte der Ausschuß meine Aufzeichnungen, die General v. Hindenburg vorlas. Ich gebe sie nachstehend wörtlich wieder, weil sie dem Volke erhalten bleiben und nicht im Aktenstaube modern sollen:

„Als wir in die Oberste Heeresleitung traten, war die Oberste Heeresleitung zwei Jahre im Fluß. Die Ereignisse nach dem 29. August 1916 lassen sich nicht losgelöst von denen vor diesem Datum denken.

Der Krieg, der 1914 zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn einerseits und Rußland, Frankreich und Serbien, bald darauf England, Belgien und Japan andererseits begonnen hatte, hatte an Ausdehnung zugenommen, 1915 griff Italien, 1916 Rumänien an der Seite unserer Gegner in den Kampf ein. Der Krieg hatte kein Beispiel mehr in der Geschichte. Die Räume dehnten sich ins Gigantische, die Truppenmassen erreichten ungeahnte Stärken, die Technik gewann eine vorherrschende Bedeutung. Krieg und Weltwirtschaft griffen ineinander über wie nie zuvor.

Das zahlenmäßige Verhältnis der Streitkräfte an Maschinen, Munition und wirtschaftlichen Hilfsmitteln war für uns, und zwar von Anfang an, so ungünstig wie möglich. Niemals wog der Wert der Imponderabilien des Krieges, die moralische Qualität der Truppen, der Anforderungen an die zentrale und lokale Führung so schwer, niemals endlich war die Leistung der Minderheit so ungeheuerlich wie in diesem Kriege. Diesem Grundcharakter des Krieges hatte die Oberste Heeresleitung Rechnung zu tragen; auf ihm ruhte unsere unablässige Arbeit. Getragen von der Liebe zum Vaterlande, kannten wir nur ein Ziel: das Deutsche Reich und das Deutsche Volk, soweit Menschenkraft und militärische Mittel es vermochten, vor Schaden zu bewahren und es militärischerseits einem guten Frieden entgegen zu führen. Um diese gewaltige Aufgabe unter den schwierigsten Verhältnissen durchzuführen, mußten wir den unerschütterlichen Willen zum Siege haben. Dieser Wille zum Siege aber war unlöslich gebunden an den Glauben an unser gutes Recht, dabei waren wir uns bewußt, daß wir in dem ungleichen Kampfe unterliegen mußten, wenn nicht die gesamte Kraft der Heimat für den Sieg auf dem Schlachtfelde eingestellt wurde und die moralischen Kräfte des Heeres nicht dauernd aus der Heimat erneuert wurden. Der Wille zum Siege erschien uns natürlich nicht als eine Frage persönlicher Entschlossenheit, sondern als Ausdruck des Volkswillens. Hätten wir den Willen zum Siege nicht gehabt, so hätten wir das schwere Amt nicht übernommen. Ein General, der seinem Volke nicht den Sieg erstreiten will, darf kein Kommando übernehmen oder doch nur mit dem gleichzeitigen Auftrag, zu kapitulieren. Solchen Auftrag haben wir nicht erhalten. Wir hätten bei solchem Auftrag auch die Übernahme der Obersten Heeresleitung abgelehnt.

Der Deutsche Generalstab ist in den Lehren des großen Kriegsphilosophen Clausewitz erzogen. Wir sehen demgemäß den Krieg immer nur als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln an, nämlich mit militärischen. Unsere Friedenspolitik hatte versagt. Wir wollten keinen Krieg und bekamen doch den größten und unerbittlichsten, den die Geschichte je gesehen. Woran das gelegen hat, möge diese entscheiden. Ich weiß nur das eine mit absoluter Gewißheit: das Deutsche Volk wollte den Krieg nicht, der Deutsche Kaiser wollte ihn nicht, die Regierung wollte ihn nicht, der Generalstab erst recht nicht; denn er kannte besser als sonst jemand unsere unendlich schwierige Lage in einem Krieg gegen die Entente. Daß die militärischen Zentralbehörden sich auf die Möglichkeit eines unvermeidlichen Krieges

vorbereiteten, war gewiß doch nur ihre Pflicht gegenüber dem Volke. Dazu waren sie da, und ebenso waren sie verpflichtet, im Falle der Unvermeidlichkeit eines Krieges und im Kriege selbst alle günstigen Chancen auszunutzen.

Wir faßten es als unsere vornehmste Aufgabe auf, den Krieg mit den militärischen Mitteln so schnell wie möglich und so günstig wie möglich zu beenden, um der Reichsleitung, sobald es irgend ging, es zu ermöglichen, die Geschichte des Landes wieder mit den normalen friedlichen Mitteln der Politik zu bestimmen. Diese Auffassung ist natürlich; sie war maßgebend für die Führung des Krieges und bedarf keiner Erörterung. Im Weltkriege kam die Erkenntnis dazu, die uns nicht eine Stunde verlassen hat, daß das Übergewicht der Feinde an Menschen und totem Kriegsmaterial groß war, daß die Verluste an allen Werten ein solch beispielloses Ausmaß gewinnen mußten, auch bei relativ günstigem Kriegsausgang, und diese Schwächung einem unglücklichen Kriegsausgang gleichkam. Wenn schon die Liebe zum Vaterlande und zum Volke uns zwang, den Krieg möglichst schnell zu beenden, so wurde dieser Zwang durch den oben angegebenen Grund noch verstärkt.

Wir wußten, was wir vom Heere, der oberen und niederen Führung, nicht zuletzt von dem Mann im feldgrauen Rock zu fordern hatten, und was sie alle geleistet haben. Aber trotz der ungeheueren Ansprüche an Truppen und Führung, trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes konnten wir den ungleichen Kampf zu einem günstigen Ende führen, wenn die geschlossene und einheitliche Zusammenwirkung von Heer und Heimat eingetreten wäre. Darin hatten wir das Mittel zum Siege der Deutschen Sache gesehen, den zu erreichen wir den festen Willen hatten.

Doch was geschah nun? Während sich beim Feinde trotz seiner Überlegenheit an Menschen und totem Material alle Parteien, alle Schichten der Bevölkerung in dem Willen zum Siege immer fester zusammenschlossen, und zwar um so mehr, je schwieriger ihre Lage wurde, machten sich bei uns, wo dieser Zusammenschluß bei unserer Unterlegenheit viel notwendiger war, Parteiinteressen breit, — — und diese Umstände führten sehr bald zu einer Spaltung und Lockerung des Siegeswillens. Die Geschichte wird hierüber das endgültige Urteil sprechen. Damals hofften wir noch, daß der Wille zum Sieg alles andere beherrschen würde.

Als wir unser Amt übernahmen, stellten wir bei der Reichsleitung eine Reihe von Anträgen, die den Zweck hatten, alle nationalen Kräfte zur schnellen und günstigen Kriegsentscheidung zusammenzufassen; sie zeigten der Reichsleitung zugleich

ihre riesengroßen Aufgaben. Was aber schließlich, zum Teil wieder durch Einwirkung der Parteien, aus unseren Anträgen geworden ist, ist bekannt. Ich wollte kraftvolle und freudige Mitarbeiter und bekam Versagen und Schwäche.

Die Sorge, ob die Heimat fest genug bliebe, bis der Krieg gewonnen sei, hat uns von diesem Augenblicke an nie mehr verlassen. Wir erhoben noch oft unsere warnende Stimme bei der Reichsregierung. In dieser Zeit setzte die heimliche, planmäßige Zersetzung von Flotte und Heer als Fortsetzung ähnlicher Erscheinungen im Frieden ein. Die Wirkungen dieser Bestrebungen waren der Obersten Heeresleitung während des letzten Kriegsjahres nicht verborgen geblieben. Die braven Truppen, die sich von der revolutionären Zermürbung freihielten, hatten unter dem pflichtwidrigen Verhalten der revolutionären Kameraden schwer zu leiden; sie mußten die ganze Last des Kampfes tragen.

Die Absichten der Führung konnten nicht mehr zur Ausführung gebracht werden. Unsere wiederholten Anträge auf strenge Zucht und strenge Gesetzgebung wurden nicht erfüllt. So mußten unsere Operationen mißlingen, es mußte der Zusammenbruch kommen; die Revolution bildete nur den Schlußstein. Ein englischer General sagte mit Recht: ‚Die Deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden.' Den guten Kern des Heeres trifft keine Schuld. Seine Leistung ist ebenso bewunderungwürdig wie die des Offizierkorps. Wo die Schuld liegt, ist klar erwiesen. Bedürfte es noch eines Beweises, so liegt er in dem angeführten Ausspruche des englischen Generals und in dem maßlosen Erstaunen unserer Feinde über ihren Sieg.

Das ist die große Linie der tragischen Entwicklung des Krieges für Deutschland nach einer Reihe so glänzender, nie dagewesener Erfolge an zahlreichen Fronten, nach einer Leistung von Heer und Volk, für die kein Lob groß genug ist. Diese große Linie mußte festgelegt werden, damit die militärischen Maßnahmen, die wir zu vertreten haben, richtig bewertet werden können.

Im übrigen erkläre ich, daß General Ludendorff und ich bei allen großen Entscheidungen die gleiche Auffassung gehabt und in voller Übereinstimmung gearbeitet haben. Wir haben Sorge und Verantwortung gemeinschaftlich getragen, wir vertreten somit auch hier Hand in Hand die Auffassungen und Handlungen der Obersten Heeresleitung seit dem 29. August 1916."

Persönlich sprach ich mich darauf über die Gründe aus, die zu dem U-Boot-Krieg geführt hatten. Ich faßte sie nochmals etwa dahin zusammen, daß bei

der ungeheueren Überlegenheit an Menschen und Kriegsmaterial des Feindes an der Westfront und der ernsten Notlage unseres tapfer kämpfenden Heeres es ausgeschlossen war, einen Teil unserer Streitmacht gegen den Feind nicht einzusetzen. Die Versorgung Englands und Frankreichs mit Rohstoffen zur Herstellung des Kriegsmaterials und seinen Transport nach Frankreich an die Front gegen uns nicht mit allen Mitteln zu erschweren und dabei auch die Versorgung Englands und Frankreichs, namentlich Englands mit Lebensmitteln in ernstester Weise zu gefährden. Es war auch unmöglich, zuzusehen, wie die Vereinigten Staaten die kämpfenden Feindtruppen unmittelbar mit Munition versorgten. Auch war klar, daß sie immer in den Krieg treten würden, wenn sich die Waage des Sieges auf unsere Seite neigen würde. Wir hätten also immer mit einem Eintreten Amerikas in den Krieg zu rechnen gehabt, falls wir nicht schon im Januar 1917 einen Frieden angenommen hätten, der dem Versailler Diktat völlig geglichen haben würde. Das aber war undenkbar gewesen. Ganz besonders zeigte ich das unerhörte Verhalten Wilsons gegenüber dem Friedensangebot des Deutschen Kaisers vom 12. 12. 1916, gegen das sich nebenbei auch der römische Papst Benedikt XV. ablehnend verhalten hatte, geißelte die trügerische Haltung Wilsons um die Jahreswende 1916 und 17 und im Januar 1917, der ja nur von dem Wunsche beseelt war, der Entente zu helfen und zeigte seine Absicht, in den Krieg einzutreten, falls ein Deutscher Sieg möglich wurde, auch wenn der U-Boot-Krieg gar nicht geführt worden wäre.

Auch kam ich auf die revolutionäre Stimme im Volke zu sprechen. Ich führte auch den Ausspruch des „Vorwärts" aus dem Jahre 1915 an, daß ein Sieg der Deutschen Waffen nicht dem Interesse der Sozialdemokratie entsprochen hätte, dann auch Walter Rathenaus Äußerung:

„Nie wird der Augenblick kommen, wo der Kaiser als Sieger der Welt mit seinen Paladinen auf weißem Rosse durch das Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren."



Hindenburg und Ludendorff bei Staatssekretär Helfferich in der Besprechung vor Beginn des Untersuchungausschusses am 18. November 1919

Nach den Verhandlungen vor dem Untersuchungausschuß

Nationale Feier in München. Vor dem Armeemuseum, ein Jahr nach der Übersiedlung des Feldherrn nach München

Es war natürlich, daß diese Ausführungen Herrn Gothein unangenehm berührten. Er fühlte sich veranlaßt, immer wieder darauf hinzuweisen, das wären Werturteile, die nicht zur Sache gehörten. Die Lage spitzte sich zu. Professor Dietrich Schäfer*), der als Sachverständiger waltete, sprang mir bei. Ich setzte meine Ausführungen, so wie ich beabsichtigt hatte, fort.

Besonders rechnete ich alsdann mit Graf Bernstorff ab, und führte aus:

„Ich weiß nicht, wie Graf Bernstorff zu dieser — s. o. — Aussage kommt. Graf Bernstorff hat aber außerdem vorher ausgeführt — ich kann mich hier nur nach dem Wortlaut der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' richten —, er habe den Eindruck gewonnen, daß mir seine Tätigkeit unerwünscht und unsympathisch war. Aber die Eindrücke, die Graf Bernstorff gewonnen hat, kann ich mich hier nicht äußern. Da spricht zu sehr das Temperament mit oder das Fehlen eines solchen. Ich gebe auch mit Genugtuung zu, daß Graf Bernstorff und ich recht verschiedene Naturen sind. Auch meine Eindrücke dieser Unterhaltung waren keine angenehmen. Ich sage das nicht etwa aus Revanche, sondern um zu erklären, daß in mir und dem Grafen Bernstorff zwei Weltanschauungen sich gegenüberstanden, die sich gegenseitig schwer verstehen. Das mußte auch in der kurzen Unterhaltung zum Ausdruck kommen, in der unmöglich die Gegensätze überbrückt werden konnten."

Diese gegensätzliche Auffassung bestand aber nicht nur zu dem Botschafter in Washington, sondern zu beinahe allen Vertretern des Auswärtigen Amtes, die ich im Laufe des Weltkrieges kennenlernte. Zu dem Staatssekretär Zimmermann hatte ich eine zeitlang Vertrauen, doch als er mir gegenüber im Herbst 1916 vor Beginn des U-Boot-Krieges von „Militarismus" sprach, den ich betätigte, da mußte ich auch ihn ablehnen; auch er hatte nicht verstanden, um was es im Krieg ging, und daß die Politik mit allen Mitteln dem Kriege zu dienen hätte, einem Kriege, der um die Lebenserhaltung des Deutschen Volkes geführt wurde. Die Erfahrung über die Unfähigkeit des

---

*) Ich hatte später Gelegenheit, Professor Dietrich Schäfer kennen zu lernen. Ich habe ihn als Deutschen Mann hochgeschätzt; seine Geschichteschreibung war national und fand in nationalen Kreisen weiten Anklang. Aber auch ihm waren die Augen vor dem Wirken der überstaatlichen Mächte verschlossen; so führte er irre.

Auswärtigen Amtes war damals so allgemein, daß eine Reform desselben an Haupt und Gliedern für die Nachkriegszeit auch vom Kaiser in Aussicht genommen wurde. Doch es hat sich zunächst nichts geändert, von einer durchgreifenden Reform war nicht die Rede mehr. Ich habe auch durch mein Urteil über Graf Bernstorff niemanden zum Nachdenken gebracht.

Dann wandte ich mich scharf gegen dessen bereits angeführte Äußerung:

„Meine Herren, diese Sache habe ich in der Weise nicht gesagt, und ich verlange, daß der Herr Generalfeldmarschall vernommen wird, daß sämtliche meiner Mitarbeiter vernommen werden, ob ich je gesagt habe, daß wir im Deutschen Volke keinen Frieden haben wollten. Das ist das Schwerste, was ich je erlebt habe. Also bitte ich den Herren Vorsitzenden: Vernehmen Sie meine sämtlichen Mitarbeiter! Ich lasse das nicht auf mir sitzen, daß ich das gesagt habe. Das spricht Hohn auf die Verantwortung, die wir im Herzen gefühlt haben. Meine Herren, die Verantwortung war so schwer — das kann ich vor Ihnen nicht aussprechen, wie schwer sie war. Es ist ein Hohn: Blätter zählen mir 94 Photographien vor und werfen mir vor, ich hätte auf keinem Bilde gelächelt. Ich will Ihnen sagen, warum mir das Lächeln vergangen ist: die Sorge um das Land, die Sorge um unser Heer, die Sorge um unsere Zukunft und die ungeheuere Arbeitlast haben vielleicht das Lächeln ersterben lassen! Der Vorwurf, der mir hier gemacht wird, ist so schwer, und ich verlange vor dem ganzen Deutschen Volke, daß darüber Klarheit geschaffen wird durch Vernehmung meiner sämtlichen Mitarbeiter."

Diese Gehässigkeit, die aus dem Vorwurf sprach, empörte mich tief. Gewiß wurde ich verschiedentlich photographiert; aber ich ließ die Aufnahmen nur machen, um anderen eine Freude zu bereiten, die ein Andenken an ein Zusammentreffen mit mir haben wollten. Ich hatte in meinen „Kriegserinnerungen" geschrieben:

„Der Oktober (des Jahres 1917) kam und mit ihm ein Monat, der zu den schwersten des Krieges gehört. Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Ösel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen, sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Ver-

stand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden."

Mit dem Hinweis auf die Welt, die sehr bald in meiner Umgebung anfing, hatte ich die Gedankenrichtung des Generals v. Hindenburg andeuten wollen. Dies muß ich zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit hervorheben, auch wenn es in diesem Zusammenhang nichts zu tun hat; denn es lag mir nur daran, nachzuweisen, daß ich aus Sorgen freudlos geworden war. Niemand kennt ja die Last, die auf mir gelegen hat, und kann sie auch nicht begreifen. Andere wären zusammengebrochen. Ich blieb aufrecht stehen. Der Vorwurf aber, der darin lag, ich hätte mich so und so oft photographieren lassen und dabei nie gelächelt, der bewies, mit welchen Mitteln gegen mich gearbeitet wurde und mit welcher flachen Gedankenrichtung im Volke die Volksverderber rechnen zu können glaubten. Ja, die Erinnerung an das Durchlebte durchzitterte und erregte mich auch in jenem Raume des Reichstages, in dem ich mich befand und in dem ich mich gegen dergleichen Vorwürfe vor aller Welt wehren konnte. Der Eindruck meiner Worte war ein großer. Herr Sinsheimer und Herr Gothein eilten Graf Bernstorff zu Hilfe, der erhebliche Zurückzieher machte, denen ich dann wieder entgegenhielt:

„‚Auch dieses ist nicht in diesem Sinne erfolgt. Für uns war lediglich der Reichskanzler maßgebend und für uns war der Graf Bernstorff damals lediglich Privatperson, ein Botschafter, der keinen Einfluß mehr auf die Geschicke des Landes haben konnte. Und wenn ich erregter gewesen bin, so glaube ich das, Herr Graf. Mich hat man in meiner Ehre und in meinem Verantwortunggefühl getroffen. Das ist das Schwere, was aus mir gesprochen hat.'

Vorsitzender: ‚Ich kann nicht zugeben, daß durch die Äußerung des Herrn Grafen Bernstorff Exzellenz in Ihrer Ehre getroffen sind. — (Bewegung) — Herr Graf Bernstorff hat diese Äußerung — (anhaltende Bewegung) — ich bitte um absolute Ruhe! — Herr Graf Bernstorff hat diese Äußerung wiedergegeben unter dem Eid als den Eindruck des Gesprächs, das er mit Ihnen gehabt hat. Er hat ausdrücklich

erklärt, daß die Äußerung erfolgt ist, um darzutun, daß Sie die amerikanische Vermittlung nicht haben wollten. Das war der Eindruck, den er hatte. Das schließt absolut nicht aus' daß Sie die Absicht hatten, den Krieg nicht auf dem Verhandlungswege, sondern durch einen Sieg zu Ende zu führen, was ja auch eine berechtigte Forderung ist.'

Der Zeuge, General der Infanterie Ludendorff: ,Ich kann nur erwidern, daß über meine Ehre ich allein zu wachen habe!'"

Die Sitzung wurde gleich darauf geschlossen. Der Versuch, die Oberste Heeresleitung der Friedenssabotage zu zeihen, war zerschlagen.

Der Ausschuß tagte noch einmal im April 1920 „der Ehre halber" öffentlich, dann nur noch hinter verschlossenen Türen. Dicke Bände wurden von ihm gedruckt herausgegeben. Ich wurde nach nichts mehr gefragt. Ob die von mir genannten Zeugen aus dem Großen Hauptquartier, General von Bartenwerfer, Oberst v. Haeften, Oberst Heye, Oberstleutnant Wetzell, Oberst Bauer, Oberstleutnant Nicolai später gefragt worden sind, weiß ich nicht. Niemand bezichtigte jedenfalls die Oberste Heeresleitung mehr der Friedenssabotage. Das Spiel war gründlich zerschlagen. Aber es hatte ja schon seine Schuldigkeit im Volke getan, und dieses ist so kurzlebig, so sehr Eintagsfliege, daß es keine Empfindung dafür hat, welche Irreführung die Revolution sich nach dieser Richtung hat zuschulden kommen lassen. Der Vertreter des Auswärtigen Amtes während des Krieges in Brüssel, Baron von der Lancken, erzählte mir später, wie ungern der Ausschuß seine Feststellungen gehört hätte, daß ich seinen Versuch während des Weltkrieges, ich glaube es war im Jahre 1917, mit Briand eine Unterredung in der Schweiz herbeizuführen, unterstützt hatte.

Noch eine Erinnerung aus dem Ausschuß habe ich wiederzugeben, weil sie mir in meinem Erkennen half. An einem Nebentisch saß der Jude Herr Georg Bernhard von der „Vossischen Zeitung". Ich hatte ihn auf Bitten des Oberst Nicolai im Großen Hauptquartier in Pleß im Herbst 1916 emp-

fangen. Die „Vossische Zeitung" war ja auch ganz ‚national' gewesen. Sie hatte in Sonderheit zu meinem Geburttage am 9. 4. 1918 einen auffallenden Artikel gebracht. Jetzt konnte sie sich mit Herabsetzung meiner Person nicht genug tun. In Sonderheit vertrat Herr Georg Bernhard das Märchen, ich wäre dazu Anlaß gewesen, daß Lenin in einem plombierten Wagen aus der Schweiz nach Dänemark befördert worden wäre, um sich von da nach Rußland zu begeben, um es bolschewistisch zu verseuchen. Ich sagte ihm, er wisse doch genau, daß Herr Scheidemann und Herr Erzberger die Regierung Bethmann hierzu veranlaßt hätten und daß der stellvertretende Generalstab als in Betracht kommende Behörde auf Antrag des Reichskanzlers den Transport hätte durchführen lassen. Ich meinte auch, er hätte früher doch anders geschrieben. Herr Bernhard antwortete mir, und er hatte damit ganz recht, das sei doch alles nur ‚Politik'. Gewiß, ‚hohe Politik' des Juden, um die Weltziele des jüdischen Volkes durch Diffamierung Deutscher und Belügen des Volkes zu erreichen und dabei ihm gefährlich erscheinende freie Deutsche in ihrem Wirken für das Volk durch Verhetzung desselben zu hemmen. Bei dieser Gelegenheit aber will ich aussprechen, daß die Entsendung Lenins, dessen Wirken mir zu jener Zeit nicht im vollen Umfange bekannt war, durchaus gerechtfertigt erschien. Wir standen in einem Kampf, in dem wir Kriegsmittel anzuwenden hatten, die unter anderen Umständen scharf abzulehnen gewesen wären, allerdings gehörte gleichzeitig dazu, daß in Deutschland selbst Aufklärung des Volkes und straffe Staatsführung Hand in Hand ginge. Diese erstrebte ich vergebens.

Doch nun wieder zurück zum November 1919. Der 18. November war ein Höhepunkt nationalen Auftriebes und hat der nationalen Bewegung Kraft zugeführt. General v. Hindenburg stellte sich in den Verhandlungen voll auf meine Seite. Das hat wesentlich zur Verbesserung meiner Beziehungen zu ihm beigetragen, wußte ich doch nicht, welche Absichten er mit seinem Buch „Aus meinem Leben" verfolgen ließ.

Ich nehme hiermit in diesem Werke im wesentlichen Abschied von Erörterungen über den Krieg, die auch in dem kommenden Jahre mich immer wieder in Anspruch nahmen, da die Presse es von Zeit zu Zeit für gut fand, mich, wenn auch nicht mehr der Friedenssabotage, doch zu beschuldigen, ich hätte in einem Nervenzusammenbruch den Waffenstillstand gefordert. Ich habe bereits dargetan, daß solche Behauptungen Lüge sind, die nicht wahr werden, wenn sie auch x-mal wiederholt werden. Nur gelegentlich werde ich von dem Krieg noch zu sprechen haben. Hier muß ich des Zusammenhanges halber noch eins erwähnen. Als ich mit Herren der von mir in Kowno eingerichteten Verwaltung des besetzten Gebietes des Oberbefehlshabers Ober-Ost in jenen Tagen zusammenkam, wurde mir erzählt, daß auf Weisung der Regierung aus dem abschließenden Demobilmachungbericht über die Verwaltung mein Name entfernt worden war. Die Hand des Juden und Roms ist hier klar erkenntlich. So machen diese Geschichte. Im übrigen hat diese Ausmerzung meines Namens von den Geschichtegestaltern schon während des Weltkrieges begonnen. Da schrieb Dr. Bertkau von der Verwaltung gegen Ende des Krieges ein Buch über sie. Ich war in ihm völlig in den Hintergrund geschoben. Das sah ich erst, als ich nach dem Kriege einmal das Buch zur Hand nahm. General Hoffmann, der bekanntlich während des Weltkrieges im Generalstabe des Ostheeres war und dann von mir, als ich am 29. 8. 1916 in die Oberste Heeresleitung kam, zu meinem Nachfolger bestimmt war, hat hierbei in seinem maßlosen Ehrgeiz zweifellos mitgewirkt. Er war zudem jüdisch versippt und der Jude hatte es also leicht, seine beinah krankhafte Veranlagung sich, wie man so sagt, aufzuplustern, zu stärken.

Bald erregten auch andere Fragen mich und die nationalen Kreise aufs tiefste. Die Grenzen im Osten wurden geschaffen, der Korridor trat ins Leben. Meine alte Garnisonstadt Thorn wurde den Polen übergeben. Bis zur Ostsee drang der Pole vor. Die Ostgrenze Preußens, für deren Verbesserung ich gekämpft hatte, war aufgerissen. Ostpreußen und Preußen getrennt. Die

Siege im Osten und die glänzenden Operationen schienen vergeblich gewesen zu sein und doch haben sie Ostpreußen dem Reiche erhalten.

Dann kam die Frage der Auslieferung der Kriegsverbrecher hinzu, die auch weit links gerichtete Kreise aufs ernsteste beschäftigte, da auf den Auslieferunglisten Namen aus allen politischen Kreisen und allen Volksschichten standen. Doch davon später.

Zunächst muß ich mich noch anderem zuwenden, denn ich bin in meiner Darstellung der Zeit vorausgeeilt. Die Leser müssen daran erinnert werden, um alle Zusammenhänge richtig zu verstehen, daß die Spannung der Revolution anhielt, erzeugt durch die Umschichtung ganzer Gesellschaftklassen, d. h. durch die Entrechtung bestimmter Schichten und das Vordringen des „vierten Standes" in alle Verwaltungstellen, durch die ungeklärte wirtschaftliche Lage, das Sinken des Wertes der Mark, die bekanntwerdende Verschleuderung von Heeresgut und von Staatsbesitz, die ungeheueren Abgaben an den Feind, das Auftreten des Feindes im besetzten Gebiet und der Kontrollkommissionen im Innern des Landes, die widerlichen Angebereien von Volksgenossen über Waffenbestände an diese und jetzt die bevorstehende Verminderung des Heeres von 300000 auf 100000 Mann und die Auflösung der Freikorps und durch anderes mehr. Dabei war die Verpflegunglage des Volkes immer noch eine ernste geblieben, die Kämpfe zwischen SPD. und der USPD. bezw. den Kommunisten waren noch keineswegs beendet, Sowjetrußland hatte den Plan zur Bolschewisierung Deutschlands keineswegs aufgegeben. Es sah in den Kommunisten und Spartakisten immer noch seine Vortruppen und war entschlossen, die Revolution auch mit Waffengewalt nach Deutschland vorzutragen, falls es die Lage im Inneren irgendwie gestattete, nachdem es Herr der contre-revolutionären Bestrebungen in seinem eigenen Lande geworden wäre.

Die Nationalversammlung hatte am 16. Juni den Versailler Schandpakt zum Deutschen Gesetz erhoben. Damit war auch die allgemeine Wehrpflicht,

für deren Durchführung ich vor dem Weltkriege gerungen, endgültig abgeschafft. Wie sollte sich ohne sie das Schicksal des Deutschen Volkes, umgeben von machtlüsternen Feinden, gestalten?

Am 11. 8. 1919 (wieder eine Jahwehzahl mit der Quersumme 30 gleich 2 mal 15!) war die von der Nationalversammlung beschlossene Verfassung in Kraft getreten, die in vielen Punkten ein Kompromiß Judas und Roms, d. h. der Sozialdemokratie und des Zentrums war. Die demokratische Republik war geschaffen. Die Staatsführung war damit in Frage gestellt, schon die konstitutionelle Monarchie der Vorkriegszeit hatte, bereits unter Bismarck, versagt. Die Frau hatte das Stimmrecht erhalten, was ich damals begrüßte, da ich das Versagen so vieler Männer kennengelernt hatte. Doch hatte der Liberalismus, wie später die Bezeichnung lautete, nicht endgültig gesiegt. Rom hatte an vielen Stellen seinen Willen durchgedrückt. Die Vereinheitlichung des Reiches war nicht soweit durchgeführt, wie ich es gehofft hatte. Sie erstreckte sich im wesentlichen nur auf die Finanzverwaltung, Post und Eisenbahn, sowie geringe Wehrmacht. Aus den früheren Bundesstaaten waren Länder geworden. Ihre Selbständigkeit war indes eine zu große geblieben. Ich war da nicht befriedigt, hatte ich doch erkannt, daß eine größere Vereinheitlichung unbedingt geboten sei. Es hatte überdies der Abgeordnete Trimborn verstanden, dessen Name schon in der separatistischen Bewegung des Rheinlandes genannt worden war, den Artikel 18 in die Reichsverfassung einzuschieben, der die „Neubildung Deutscher Länder" vorsah, was gleichbedeutend mit der Zerschlagung Preußens werden konnte, gegen die sich damals noch die Sozialdemokratie auflehnte.

Artikel 3 der Verfassung setzte die Farben schwarz-rot-gold, nicht etwa gelb, als die Fahnen des Reiches fest. Gold ist keine Farbe. Es waren zwar alte Farben des Reiches, sie waren aber durch die Bestrebungen der 1848er Jahre in Mißkredit geraten. Bismarck hatte für das geeinigte Reich die Farben schwarz-weiß-rot gewählt. Unter diesen Farben waren wir auch in

den Krieg gezogen. Diese Farben hatten namentlich in Preußen die Landesfarben verdrängt. Es war eine Unklugheit und eine Herausforderung von Millionen Deutscher, diese Farben zu ändern. Mit solchen Unwägbarkeiten rechnete die demokratische Republik nicht. Dieser Farbenstreit hat tiefen Zwist ins Volk und namentlich in die Auslandsdeutschen getragen. Ich sah in schwarz die Herrschaft des Zentrums, in rot die Herrschaft des Marxismus und des Juden und in gold die Herrschaft des Weltkapitals, und lehnte diese Farben aufs schärfste ab.

Die Schulverhältnisse waren in der Verfassung nicht klar geregelt. Sie hatten schon vor dem Weltkriege das politische Leben Deutschlands stark beschäftigt. Aber es war doch zum Schrecken herrschsüchtiger Priester vor allem der römischen Kirche ausgesprochen, daß die Erziehungberechtigten über die religiöse Erziehung der Kinder entscheiden konnten. Glaubensfreiheit war eingeführt, natürlich den Juden und Freidenkern zuliebe. Aber das war ein gewaltiger Fortschritt und er sollte sich später auch noch in anderer Richtung segensreich auswirken. Doch diese Fragen beschäftigten mich damals noch nicht.

Als ich die Verfassung las, fragte ich mich auch besonders noch, ob sie denn geeignet wäre, den Zwiespalt innerhalb der Volksschichten zu beseitigen, ob sie im besonderen die Wirtschaft- und Arbeiterfragen klären und den Deutschen Arbeiter dem Deutschen Volke zurückgewinnen würde. Über „Besitz" fand die Verfassung schöne Worte. Das Eigentum war also erhalten geblieben. Der bolschewistische und marxistische Angriff gegen es war abgeschlagen. Arbeitlosenunterstützung war eingeführt worden. Sie konnte ungemein segensreich wirken, barg aber auch große Gefahren, wenn nämlich die Regierung sich durch Zahlung von Arbeitlosenunterstützung entlastet fühlte, für gesunde wirtschaftliche Verhältnisse zu sorgen, die auch wirklich jedem Deutschen gestatteten, das ihm durch die Verfassung gewährte Recht auf Arbeit auszuüben, oder Arbeiter lieber Arbeitlosenunterstützung empfingen, als zu arbeiten.

Es war natürlich, daß mich im besonderen das Schicksal des alten Heeres, der neuentstandenen Freikorps und der Mitglieder derselben beschäftigte, nachdem sie für die Regierung ihre Schuldigkeit getan hatten. Namentlich lag mir auch das Schicksal der vielen tausenden von Offizieren am Herzen, die nun plötzlich aus ihrem Beruf geschleudert waren und nun noch geschleudert wurden, um in neuen Berufen Lebensunterhalt zu gewinnen. Es schien mir bewundernswert, wie viele Offiziere sich tatkräftig in neue Berufe eingearbeitet hatten. Es war aber nicht zu verkennen, daß hierzu denen am ehesten Möglichkeit geboten war, die am frühesten das Heer verlassen hatten und über irgendeine Verbindung verfügten. Auch wurde mir später klar, daß viele abgehende Offiziere sich von der Freimaurerei einfangen ließen, sie hofften dabei geselligen Anschluß zu finden, den sie durch die Auflösung der Offizierkorps verloren hatten und zugleich auch in den Logen einen gewissen Ersatz für „das Kasino" (die Offizierspeiseanstalt) zu haben.

Diejenigen, die in der Truppe verblieben, oder in die Freikorps sich eingestellt hatten, standen nun vor einer ernsteren Lage, falls sie nicht in die Reichswehr aufgenommen wurden oder aus Gewissensbedenken aufgenommen werden wollten. Ich habe mit diesen Kameraden innig mitgefühlt und daher viele Kameraden nicht verstanden, die mit fliegenden Fahnen sich den neuen Verhältnissen zugewandt hatten, um sich Lebensunterhalt zu sichern. Nur zu oft hatten sie sich dabei einen unschönen vaterländischen Mantel umgehängt, sie wollten ja nur dem Vaterlande dienen und müßten alles mögliche zurückstellen, was ihnen natürlich sehr schwer würde usw. Ich will über einzelnes nicht berichten. Nur streifen will ich, daß es besonders viele Mitglieder der alten Obersten Heeresleitung und des Generalstabes verstanden, sich in führende Stellungen der Reichswehr einzuschieben.

Besonders gedenke ich der Gewissensskrupel der Offiziere, die es ablehnten, der neuen Regierung einen Eid zu leisten, obschon der Kaiser sie ja von dem Eide entbunden hatte. Sie sagten sich richtig, daß der Kaiser sie ja

gar nicht entbinden könne, denn sie hätten den Eid zu Gott geschworen, und Gott hätte sie nicht entbunden. Mir stiegen in jenen Tagen die ersten Zweifel an die Berechtigung solcher Eide für die Zukunft auf; denn der Eid der Soldaten und Beamten ist ein Eid auf die Zukunft, d. h. auf Verhältnisse, die sie nicht übersehen.

Ich begrüßte es, wenn Offiziere begannen, sich in Bünde zusammenzuschließen, so war der „Nationalverband Deutscher Offiziere" entstanden, der nationale und monarchische Ziele verfolgte. Daneben stellte sich der „Deutsche Offizierbund", der die wirtschaftlichen Belange der entlassenen Offiziere vertreten wollte und auch, wie ich hier gleich feststellen will, vertreten hat. Ich bemühte mich auch, die Offizierverbände möglichst zusammenzuführen, was mir indes nicht gelang. Wohl aber erreichte ich, daß der Deutsche Offizierbund den General v. Hutier als Vorsitzenden nahm. Er war ein Vetter von mir. Leider aber ahnte ich nicht, wie römischgläubig er eingestellt war und als römischgläubig auch eingestellt sein mußte. Doch hierauf und die schwere Enttäuschung, die die Offizierverbände mir wurden, komme ich später. Damals, wie gesagt, begrüßte ich ihr Entstehen. Ich nahm auch teil an den Zusammenkünften der Offiziere von Regimentern, denen ich früher angehört hatte.

Die Offiziervereinigungen, die sich nach dem Weltkrieg gebildet und sich mehr oder weniger aus den entsprechenden Vereinigungen der Vorkriegszeit gebildet hatten, trugen einen ganz anderen Charakter als diese. In den Verbänden ehemaliger Offiziere der Vorkriegszeit herrschte der Regimentscharakter ausschließlich vor. Die Überlieferungen des Regiments fanden in diesen Vereinigungen eine wirkliche Stätte, durch die vielen Neubildungen von Regimentern und anderen Verbänden und durch den verschiedensten Grad der Verluste der einzelnen Truppenteile waren zahlreiche Versetzungen aus dem Stammregiment nicht zu vermeiden gewesen. Die versetzten Offiziere teilten nicht mehr die Überlieferung des Regiments. So war denn der Charakter der Offiziervereinigungen ein völlig anderer geworden. Auf den

Regimentsabenden überraschte es mich, wie auffallend wenig die Kameraden über den Krieg im Großen Bescheid wußten. Ich schlug kleinere Vorträge vor und suchte dadurch Verständnis für die Kriegshandlung, aber auch für die Kriegführung zu erwecken. Es überraschte mich ferner, wie recht viele Offiziere sich mit der Revolution abgefunden hatten. Bei den Vereinigungen der ehemaligen Generalstabsoffiziere empfand ich besonders, wie wenig charaktervoll das Handeln vieler war. Einige standen mir offen feindlich gegenüber. Die Erziehung des Generalstabes war keine richtige gewesen. Er erzog nur zu sehr Streber statt Charaktere. Doch ich will feststellen, daß es auch Ausnahmen gab.

Gern sah ich das Entstehen von Verbänden aus alten Soldaten, die sich regimenterweise zusammenschlossen, um deren Überlieferung weiterzuführen. Ebenso das Sammeln von Mannschaften in ausgesprochen politischen Verbänden, z. B. dem Nationalverbande Deutscher Soldaten, so glaube ich war der Name, der auch eine zeitlang mit dem Nationalverband Deutscher Offiziere zusammenarbeitete. Ihm trat ich vorübergehend näher. Ich hörte auch von der Gründung des Stahlhelms in Magdeburg. Doch bei diesen Vereinen kam ich zu der gleichen Enttäuschung, wie bei den Offizierverbänden.

Ich begrüßte auch den Zusammenschluß der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen und bedauerte nur, daß sie so schnell ins radikale Fahrwasser geleitet wurden. Bettelnde Feldgraue in den Straßen Berlins waren eine unerträgliche Erscheinung. Mein Wunsch, die Not zu lindern, hatte mich im Frühjahr 1918 veranlaßt, einer Anregung zu folgen und damit einverstanden zu sein, daß für Kriegsbeschädigte unter meinem Namen gesammelt wurde. So entstand die „Ludendorff-Spende für Kriegsbeschädigte". Der Gedanke war gut gemeint, aber doch verfehlt. Der Staat hat die Ehrenpflicht, für seine Kriegsbeschädigten und für die Hinterbliebenen zu sorgen. Aber der Staat und das Volk vergessen nur zu schnell, was das Heer für sie

geleistet hat, und die Mitglieder des Heeres vergessen das auch. — Es war verfehlt, durch eine Sammlung den Staat und das Volk in ihrer Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene zu entlasten. Doch damals im Jahre 1918 freute ich mich der hohen Beiträge, die an den Sammelstellen eingingen. Damals befand ich mich in Amt und Würden, und viele mögen gezeichnet haben, um vielleicht mein „Wohlgefallen" zu erregen. Ich habe nie Einblick in die Listen genommen, dazu hatte ich keine Zeit. Mir wurde sehr bald angeboten, einen bestimmten Betrag zu übernehmen, um mir persönlich bedürftig erscheinenden Kriegsbeschädigten oder Hinterbliebenen Unterstützung zuzuwenden. Ich lehnte das eigenartige Anerbieten ab. Meine bezüglichen Wünsche könnten ja berücksichtigt werden, dachte ich mir. Das ging alles im Fluge vorbei. Die Kriegführung beanspruchte mich. Heute bin ich wirklich froh darüber. Wenn ich auf den Vorschlag eingegangen wäre, dann würde mir später wahrscheinlich vorgeworfen worden sein, ich hätte mich „bereichert". Wurde doch schon in der Revolutionzeit erzählt, „ich wäre mit der Ludendorff-Spende unterm Arm nach Schweden geflogen". Kein Pfennig der Ludendorff-Spende ist in meine Hand gekommen. Jetzt erkundigte ich mich bei dem Reichsarbeitministerium, was eigentlich aus der Ludendorff-Spende geworden wäre. Mir wurde mitgeteilt, daß diese Spende in der Revolutionzeit verwendet worden wäre, da die Staatskassen leer gewesen seien. Später wurde das nicht aufrecht erhalten, die Ludendorff-Spende sei durch die Inflation entwertet usw. usw. Ich habe nie Einblick gewinnen können und mußte zahlreiche Gesuche von Kriegsbeschädigten an das Arbeitministerium verweisen. Wie empfand ich es jetzt, daß mein Streben, namentlich in Kurland Kolonisationgebiete für Deutsche Soldaten zu gewinnen, nicht in Erfüllung gegangen war und, wie es sich sehr bald herausstellte, eine gesunde Bodenwirtschaft nicht in Angriff genommen wurde.

Tiefe Unzufriedenheit herrschte in militärischen Kreisen. In meinem Heft: „Das Verschieben der Verantwortlichkeit" (Entgegnung auf das amtliche

Weißbuch. Vorgeschichte des Waffenstillstandes) hatte ich im Herbst geschrieben:

„Unter den Augen des Reichswehrministeriums wird durch Begünstigung des republikanischen Führerverbandes und des Verbandes inaktiver Unteroffiziere und Mannschaften, sowie andere unverständliche Maßnahmen*) das sich kaum zurechtfindende Heer zerschlagen.

Nach welcher Tendenz das Offizierkorps behandelt wird, das zeigen die Worte des Reichswehrministers, des berufenen Vertreters der Offiziere, am 28. September in der außerordentlichen Konferenz sämtlicher Vertrauensleute der Berliner Sozialdemokratie, denen er sich verantwortete:

> ‚Wir werden am 1. Januar 1920 ein bettelarmes Offizierkorps haben, das mit seinem Bestand an die Sicherheit des Landes und an die Festigkeit der Regierung gebunden ist.'

Jetzt weiß der Offizier, was er von der sozialdemokratischen Partei, dem eigentlichen Oberbefehlshaber der Armee, zu erwarten hat! Sie steht der hohen Ethik des Offiziers verständnislos gegenüber. Geld ist ihr alles — aber der Offizier ist nicht käuflich, gerade weil er arm ist."

---

*) Ich zähle dazu unter vielen anderen:

1. Die Zerschlagung der Freikorps, in denen sich die Traditionen des Heeres von 1914 am besten fortgesetzt haben und die deshalb der Regierung und ihren Hintermännern besonders verabscheuenswürdig erscheinen, obschon sie ihnen ihr Leben verdanken.
2. Die von der Sozialdemokratie begünstigte Laschheit des Dienstbetriebes, um die Festigung der Mannszucht zu hintertreiben.
3. Der Wegfall der Militär-Gerichtsbarkeit, ohne die eine Mannszucht, und damit ein Heer, undenkbar ist.
4. Der Wegfall der Ehrengerichte für den Offizier.
5. Schlechte Besoldung, Bekleidung und zum Teil mangelhafte Verpflegung und Unterbringung. Diese Mißstände werden durch die besseren Lebensbedingungen der Sicherheitpolizei und die Verschleuderung des Heeresgutes durch die Revolution um so schärfer beleuchtet.
6. Das Verbot von Neuanwerbungen. Die Folge ist ein Verwässern und Auseinanderlaufen der Truppe. Und doch würden in den zurückkehrenden Kriegsgefangenen zum Teil gute Kräfte gewonnen und ihnen damit geholfen werden können.
7. Die Unsicherheit des Offiziers, Unteroffiziers und Soldaten über ihre Zukunft, die den Besten veranlassen, dem Dienst der undankbaren Republik den Rücken zu kehren.

Gerade dieser letzte Ausspruch hatte mich empört. Am 12. Oktober veröffentlichte ich in der „Kreuzzeitung" einen Artikel: „Die vereinsamte Armee". Ich schrieb:

„Eine Gesinnungschnüffelei ist im Anmarsch. Jeder Deutsche hat in der Republik das Recht, freier politischer Meinungäußerung, nur der Soldat soll es nicht haben, der in dieser Regierung nicht das Heil Deutschlands zu erblicken vermag. In diesem Falle gilt freie Meinungäußerung als Verbrechen. Auf dem Abwege, der mit dem Hineintragen der Politik in die Armee beschritten und durch den so unendlich viel Schaden angerichtet ist, hat sich die Regierung verstrickt. Sie möchte zurück und fühlt ihre Folgelosigkeit.

So schafft sie ein bettelarmes Offizierkorps, dessen Denken und Empfinden sie zu vergewaltigen hofft, zu Nutz und Frommen allein der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Wie der Parlamentarismus entartet, so soll auch die Armee entarten, eine Beute des Siegers in der Revolution werden. Die Partei ist alles, das Vaterland nichts!"

In der Sorge für Heer und Volk war ich eins mit den unendlich vielen Deutschen Männern und Frauen. Ich traf mich mit dieser Sorge im besonderen mit Geheimrat Kapp, General v. Lüttwitz, Oberst Bauer und Hauptmann Pabst.

Hauptmann Pabst war mit Recht über das Spiel empört, das Herr Noske und die Regierung mit der Garde-Kavallerie-Schützen-Division getrieben hatten. Nach seiner Verabschiedung legte er sich ganz auf das politische Gebiet. Er gründete die „Nationale Vereinigung" vielleicht mit Oberst Bauer gemeinsam, der mit seinem unruhigen Geist und seinem heißen Herzen unermüdlich tätig war, das Deutsche Schicksal zu wenden. Der Gedanke, daß sich Hinterleute seiner bedienten und ihn antrieben, ist mir später gekommen, nachdem ich in das Getriebe der Freimaurerei mehr Einblick gewonnen hatte. Auch aus der „Nationalen Vereinigung", deren Geschäftszimmer ich zuweilen aufsuchte, sind mir Personen erinnerlich, die mir nicht gerade ge-

fielen und auch später in keiner Weise behelligt wurden, als das Kapp-Unternehmen*) zu ihrer Auflösung führte.

Geheimrat Kapp kannte ich vom Kriege her, als ich noch im Osten Chef des Generalstabes war. Er trat mir als glühender Bethmann-Hasser und begeisterter Anhänger des Großadmirals v. Tirpitz entgegen. Zuerst lehnte ich seinen Haß gegen Herrn v. Bethmann ab. Sehr bald erkannte ich aber nur zu sehr seine Berechtigung, in Sonderheit auch die der ablehnenden Beurteilung des Charakters des Herrn v. Bethmann; aus seiner unerhörten Haltung mir gegenüber gelegentlich der Gründung des Königreichs Polen im November 1916 lernte ich diesen Reichskanzler nur zu gründlich kennen. Sie war von ihm und dem Minister des Auswärtigen Österreich-Ungarns, Herrn Burian, schon vor meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung im August 1916 vereinbart. Um nun auch mich für diesen Gedanken zu erwärmen, wurde General von Beseler, General-Gouverneur in Warschau, beigebracht, die Polen würden einige Divisionen zum Kampfe gegen Rußland stellen. General v. Beseler vertrat denn auch nun diese Ansicht gegenüber der Obersten Heeresleitung. Das Heer brauchte jeden Soldaten, woher er auch kam. Wenn ich auch von den Annahmen des Generals v. Beseler Abstriche machte, so nahm ich doch einen gewissen Zuschuß an Kraft für das Heer durch Polen als möglich an; kämpften doch polnische Legionäre unter Pilsudski auf Seiten Österreichs. Daß diese „polnische Legion" nur ein recht künstliches Gebilde war, mittels dem Österreich-Ungarn die Anwartschaft auf Polen begründen wollte, war mir in jenen Herbsttagen noch nicht gegenwärtig. Sollte Polen nicht schließlich auch noch mehr polnische Soldaten aufbringen wollen, wie nur diese Legion? Herr v. Bethmann bezeichnete mir die Gründung des Königreichs Polen als Voraussetzung der Aufstellung von polnischen Truppen. Darum stimmte ich zu. Nun schob er mir die Verant-

*) Gewöhnlich wird das Wort Kapp-Putsch gebraucht. Das Wort lehne ich ab. Es wird nicht dem sittlichen Ernst gerecht, in dem die beteiligten Männer handelten.

wortung der Gründung des Königreichs Polen zu und ließ auch Politiker, die über sie bedenklich waren, an mich schreiben. So suchte er hinter meinem breiten Rücken sehr unschön Deckung. Ich hatte schon im Frieden die Polenfrage verfolgt, wie ich in „Mein militärischer Werdegang" gezeigt habe. Mir war auch nicht Bismarcks Ausspruch in den Jahren 1884 und 1885 entgangen, daß die Polen ja nur auf einen unglücklichen Krieg warteten, um das Königreich Polen wieder zu gründen:

„Die Herstellung des Königreichs Polen, die Losreißung der polnischredenden Provinzen von Preußen ist doch nur möglich durch einen unglücklichen Krieg Preußens."

Darum galt es für mich, doch auch den Krieg zu gewinnen und wenn mir hierzu polnische Soldaten helfen sollten, so waren mir auch polnische Soldaten recht. Das Spätere war weitere Sorge. Jedenfalls waren die Übelstände, die durch polnische Soldaten entstehen könnten, dann leichter zu beheben, als wenn wir ohne sie den Krieg verloren und feindlichen Willen zu folgen hätten. Heute sehe ich, daß die Sache noch tiefer liegt. Freimaurer und Priester wirkten in Polen. Sie brauchten Polen zur Zerschlagung des nationalen und protestantischen Deutschlands mit seinem protestantischem Kaiserhaus der Hohenzollern. Durch seine Haltung in der polnischen Frage hatte bereits der Reichskanzler v. Bethmann das Band zwischen ihm und mir zerschnitten. Ich erkannte, wie recht Geheimrat Kapp mit seinen Warnungen vor ihm gehabt hatte. Seine Ansichten über die Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland hatten sich mit den meinigen in vielen Fragen gedeckt. Er drängte auf die Reichskanzlerschaft des Großadmirals v. Tirpitz. Da war ich zurückhaltend. Der Großadmiral hatte eine Kunst sich auszudrücken, die recht deutungsfähig und darum mir nie eindeutig genug war. Geheimrat Kapp nahm nun auch in Berlin die Verbindung mit mir auf. Zunächst glaubte er wohl, wie ich schon andeutete, daß die Truppen aus dem Baltikum unter Graf v. d. Goltz das Zeichen für

die Befreiung Deutschlands geben würden. Mir schien, daß er nicht immer mit den realen Tatsachen hinreichend rechnete. Er kam häufiger zu mir. Seine Berliner Wohnung in der Matthäikirchstraße, lag nahe der meinigen. Seinen eigentlichen Wohnsitz hatte er in Königsberg. Dort war er Generallandschaftdirektor der Provinz Ostpreußen und zudem als Rittergutsbesitzer in jener Provinz angesessen. Geheimrat Kapp glaubte an sich selbst, an sein Können und an seinen Stern. Er erstrebte die nationale Diktatur und arbeitete hier mit Oberst Bauer und Hauptmann Pabst und anderen, später auch mit General v. Lüttwitz eng zusammen. Er hatte auch frühzeitig einen Neuner-Ausschuß gegründet, von dem ich aber erst jetzt aus dem Buche des General v. Lüttwitz: „Im Kampfe gegen die November-Revolution" Kenntnis erhalten habe. Geheimrat Kapp wollte mich für seine Absichten gewinnen. Ich besuchte ihn auch in Königsberg im Herbst 1919, wohin er mich auf einige Tage eingeladen hatte. In seiner Wohnung hing das Bild, das General v. Yorck darstellt, wie er die ostpreußischen Stände zum Befreiungkampf aufruft. Dieses Bild hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Unter seiner Wirkung stand der Generallandschaftdirektor. Er hatte jetzt wohl gehofft, durch mich ihm in Königsberg widerstrebende Deutsche Männer für sich zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob sich diese Erwartungen erfüllt haben. Geheimrat Kapp regte auch ein Gesuch bei Herrn August Winning, dem Oberpräsidenten Ostpreußens, an, doch lehnte ich ab. Ich hatte gerade kürzlich eine Äußerung Herrn Winnings in „Die Glocke", Heft 23 vom 6. 9. 1919, gelesen. Ich bringe sie, weil sie charakteristisch ist, sei es für die Blindheit führender Sozialdemokraten, sei es für die Scheu verantwortungvoll für ihr Handeln einzutreten:

„Ich habe die Revolution nicht gewollt und unsere ganze Partei hat sie nicht gewollt. Wir haben im Gegenteil vier Jahre in Wort und Schrift gegen die Revolution gekämpft, nicht weil wir mit den alten Zuständen zufrieden gewesen wären (es ist unnötig, das zu sagen), sondern weil wir wußten, daß die Revolution unseren militärischen und politischen Zusammenbruch bedeuten und uns der Rachsucht und

Raubgier der haßerfüllten Feinde ausliefern würde. Das ist die Wahrheit und darum sollten wir heute nicht so tun, als wenn wir die Revolution gewollt hätten. Die Abrechnung mit dem alten Regime, die ganze und zornige Abrechnung mit dem alten wäre nach beendetem Friedensschluß doch gekommen, wir hätten sie vornehmen können, ohne unser Land den übermütigen Siegern auszuliefern. Wir hätten dann auch den Vorteil gehabt, uns auf zielbewußte und disziplinierte Massen stützen zu können und hätten nicht zu besorgen brauchen, daß die Revolution zu einer Gelegenheit für Wahnsinnige und Verbrecher würde."

Das klang anders, wie Herrn Scheidemanns Ausruf vom 9. 11. 1918:

„Wir haben auf der ganzen Linie gesiegt!"

Ich habe später Herrn August Winning aus seiner Haltung in den Kapp-Tagen und später aus seinen Schriften schätzen gelernt, aber bedauert, daß schließlich auch er sich nicht von den Bindungen frei machen konnte, in denen er groß geworden war.

Mit Aufmerksamkeit verfolgte ich weiterhin das Streben des Geheimrats Kapp. Er trat später auch mit dem Wunsche an mich heran, mich unmittelbar anzuschließen und mich sozusagen seiner Diktatur zu unterstellen. Ich führte dem gegenüber aus, daß ich unter bestimmten Voraussetzungen wohl bereit sei, die volle Verantwortung für eine nationale Diktatur zu übernehmen, mir fehle indes der Rückhalt in politischen Kreisen, ich wäre aber nicht gesonnen, an eine zweite Stelle zu treten. Dem gegenüber betonte Geheimrat Kapp, daß er die Diktatur durchführen wolle, er besäße die geeigneten politischen Verbindungen. So blieb es denn bei den Beziehungen, die dahinaus liefen, daß ich, soweit wie es möglich war, den Geheimrat Kapp unterstützte, ohne selbst unmittelbar Einfluß auf sein Vorhaben auszuüben. Ich bat Geheimrat Kapp, seine näheren Freunde von meiner Stellung zu ihm zu verständigen; ich weiß nicht, ob er es getan hat.

General v. Lüttwitz war eine vornehme Soldatennatur, der aus dem Frieden und dem Kriege mir bekannt war und eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich hatte. Er war ein Edelmann im besten Sinne des Wor-

tes, und setzte nur zu sehr die gleichen Eigenschaften auch bei anderen voraus. Sein Wirken nach der Revolution habe ich kurz geschildert, soweit es für die Zusammenhänge meiner Darstellung von Bedeutung ist. Jetzt war er Befehlshaber des Gruppenkommando 1, das die in den östlichen Teilen Deutschlands stehenden Truppen befehligte. Mit General v. Lüttwitz kam ich verschiedentlich zusammen. Bitter klagte er über die schwankende Regierung, die nicht geneigt wäre, aus Sorge vor ihren Parteimitgliedern und aus Angst vor dem Unwillen der SPD., wirkliche Ordnung im Reiche herzustellen. Er gab sich auch über die Persönlichkeit Herrn Noskes keiner Täuschung hin, ebensowenig über die Absicht der Regierung, das Schanddiktat von Versailles buchstäblich zu erfüllen, d. h. bis zum 31. 3. 1920 die Freikorps aufzulösen und das Heer auf 100000 Mann Reichswehr zu vermindern, eine Zahl, die er gegenüber den bolschewistischen Bestrebungen innerhalb Deutschlands für viel zu gering erachtete. Ferner klagte er über die Vernachlässigung der Soldaten durch die Regierung, aber auch über die Haltung namentlich vieler Generalstabsoffiziere, in Sonderheit seines Generalstabschefs Oberst v. Oldershausen. Er erzählte mir auch, daß er mit Geheimrat Kapp in Verbindung stünde. Ich begrüßte die Zusammenarbeit dieser beiden Männer auch in der Hoffnung, daß der Einfluß des Generals v. Lüttwitz als ältester General des Heeres sich gegenüber der übrigen Generalität durchsetzen und so die Wehrmacht zu einem einheitlichen Handeln bringen würde, wenn wirklich die politischen Vorbereitungen des Geheimrats Kapp soweit gediehen wären, und die Lage eine derartige sei, daß die nationale Diktatur verwirklicht werden könne. Um die Jahreswende 1919/20 war die Möglichkeit hierzu noch nicht zu erkennen. Immerhin hoben sich für mich klar das Wachsen der nationalen Bewegung und die Vorbereitung zur Einführung einer nationalen Diktatur ab, die durchaus meinen Anschauungen entsprach. Ich begrüßte es, daß die Verhandlungen vor dem Untersuchungausschuß am 17. 11. 1919 die Bewegung gefördert hatten.

Auch sonst war ich in ihr tätig, ohne mich etwa der Deutschnationalen Partei anzuschließen. Ich wurde gebeten, bei nationalen Veranstaltungen zu sprechen und bei Veranstaltungen nationaler Jugend zugegen zu sein.

Das öffentliche Sprechen ist mir nicht leicht geworden, ich hatte Abneigung zu überwinden. Wohl hatte ich nie Schwierigkeit, in fließender Darstellung militärische Fragen zu behandeln; als Regimentskommandeur hatte ich im Offizierkorps — ich darf wohl sagen — packend bei feierlichen Veranstaltungen gesprochen, das Auftreten in öffentlichen Versammlungen aber war mir nicht angenehm. Es entsprach schon an und für sich gar nicht meiner zurückhaltenden Natur und lag meinem Einsamkeitbedürfnis fern. Ich habe später das Gefühl überwunden; aber es hat immer für mich eine gewisse Überwindung gekostet, „das Podium zu betreten". Ich lehnte Schlagworte ab, durch die darauf ausgehende Reden so leicht Beifall entfesseln, weil sie den Hörern geläufig sind und ihrem Verstehen entgegen kommen. Ich sagte das, was ich sagen wollte, unbestimmt von Äußerungen des Beifalls und etwaigen Mißfallens der Versammlungteilnehmer, wobei ich aber hervorheben will, daß trotz aller Hetze gegen mich die Achtung vor meiner Person stets so groß war, daß solch Mißfallen nicht laut wurde, auch wenn ich in scharfen Worten Ansichten geißelte, die andere für berechtigt ansahen. Ich habe dann später gebeten, mir keinen Beifall zu spenden, sondern mich geräuschlos anzuhören. Damals im Winter 1919/20 habe ich den an mich herantretenden Bitten, zu reden, entsprochen und war herzlich froh, wenn die Versammlung zu Ende war. Ich wollte dem Volke helfen, wo es mir möglich war.

Die Eindrücke, die ich von den Veranstaltungen für die Jugend mit nach Hause nahm, waren recht zwiespältiger Natur. Die Jugend selbst war begeisterungfähig für Heldentum und männliches vaterländisches Handeln; aber sie wurde nicht zu ehrfurchtvoller Leistung vor dem Alter angehalten. Ihr wurde nicht gesagt, Erfahrung zu achten und lernen zu müssen. Ihr wurde erzählt, „die Jugend ist unsere Hoffnung". Das machte sie aufge-

blasen, eingebildet und führte zur Zuchtlosigkeit. Darin lag, wie ich recht bald erkannte, tiefe Berechnung. Die Jugend sollte nicht auf erfahrene Deutsche hören. Die Lehren der Geschichte und des Weltkrieges sollten in den Wind geschrieben sein, damit das Volk sich nur nicht selbst zurecht fände. Ja, die Jugend war die Hoffnung all der das Volk zersetzenden Elemente, die sich die Erziehung der Jugend immer angelegen sein lassen, um ihre Ziele zu erreichen. Der Nationalismus der Jugend, verbunden mit ihrem natürlichen Freiheitdrang, sollte nun auf falsche Bahnen gelenkt werden. Es trat für mich das Ungeheuerliche in die Erscheinung, daß auf politischem Gebiet, auf dem die Erfahrung ein so gewaltiges Wort spricht, der Jugend gesagt wurde, sie müsse sich ein eigenes Urteil bilden, während auf religiösem Gebiet, das schließlich die Angelegenheit des Einzelnen ist, wenn er zu wahrem Gotterleben kommen will, ihm überhaupt kein Nachdenken zugebilligt, sondern starre Dogmen, die mit gesundem Denken in Widerspruch stehen, gegeben wurden. Ja, die Seelenmißbraucher wußten gut, wie sie durch solche zwiespältigen Mittel heranwachsende Jugend nun erst recht für sich ausnutzen konnten; denn für die politische Beeinflussung der Jugend sorgten sie nun in aller Stille, ich möchte sagen, hintenherum. Die Erfahrung, die ich mit dem Großdeutschen Jugendbund machte, dem ich eine Zeitlang als Ehrenmitglied angehörte, bestätigten meine Befürchtungen. Entsprechendes sah ich auch in anderen Verbänden. Luftone, Söhne von Freimaurern oder Priestern machten sich, wie ich später erkannte, in den Jugendbünden in einer Weise breit, daß ich den mich fragenden Eltern abraten mußte, Kinder in solche Jugendvereine zu schicken. Immer mehr bildete sich bei mir die Überzeugung heraus, daß Kinder in das Elternhaus gehören. Liebe zur Heimat und Körperstählung können auch auf anderen Wegen erreicht werden als in Verbänden, die das Kind dem Elternhause entfremden und es nur zu oft seelisch und körperlich zerrütten. Nur wenige Jugendverbände sollten mir bekannt werden, die so etwas vermeiden. Doch davon noch einmal später.

Es war um die Jahreswende 1919/20, daß die Auslieferung der „Kriegsverbrecher" besonders „aktuell" geworden war, am 10. 1. 1920. Die Auslieferung der „Kriegsverbrecher" erfolgte nach Festsetzungen des Versailler Schandpaktes, der die unerhörte Überschrift trägt:

„Strafbestimmungen".

Es lautet der Artikel 227 im 1. Absatz:

„Die alliierten und assoziierten Mächte stellen Wilhelm II. von Hohenzollern, ehemaligen Deutschen Kaiser, unter öffentliche Anklage wegen schwerster Verletzung der internationalen Moral und der Heiligkeit der Verträge."

Dieser Satz stellte eine ungeheuerliche Herausforderung des Deutschen Volkes und jedes Deutschen dar, mochte er gegenüber dem Kaiser eingestellt sein, wie er wollte. Der Kaiser war der Oberste Kriegsherr des Heeres gewesen, das aus dem Volke hervorgegangen war. Was ihm da angetan wurde, berührte das gesamte Heer und mit ihm das gesamte Volk und jeden Deutschen.

Der folgende Artikel 228 behandelte Strafbestimmungen gegen die „Kriegsverbrecher":

„Die Deutsche Regierung erkennt die Befugnis der alliierten und assoziierten Mächte an, vor ihre Militärgerichte solche Personen zu stellen, die wegen einer gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges verstoßenden Handlung angeklagt sind. Auf die für schuldig Befundenen finden die in den Gesetzen vorgesehenen Strafen Anwendung. Diese Bestimmung gilt ohne Rücksicht auf irgendein Verfahren oder eine Verfolgung vor einem Gerichte Deutschlands oder seiner Verbündeten.

Die Deutsche Regierung hat den alliierten und assoziierten Mächten oder derjenigen von ihnen, die sie darum ersuchen wird, alle Personen auszuliefern, die angeklagt sind, eine Handlung gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges begangen zu haben, und die ihr namentlich oder nach dem Rang, dem Amt oder der Beschäftigung in deutschen Diensten bezeichnet werden."

Auch dieser Artikel war eine Schande für seine Urheber. Es war unerhört, daß die führenden Offiziere der Feindstaaten solchem Artikel hatten

zustimmen können, der ihre tapferen Gegner in soldatischer Ehrauffassung traf. Die Haltung der Regierung war zunächst völlig zweifelhaft. General v. Lüttwitz trat diesen Bestimmungen scharf entgegen und forderte von der Regierung Nichtausführung derselben. Mir gegenüber trieb die Frage eigenartige Blüten. Eines Tages erschien bei mir Professor Max Weber, Heidelberg, und stellte an mich das Ansinnen, ich möchte mich sozusagen als „Sündenbock" der Entente stellen. Ich glaubte, ich hörte nicht recht, wußte ich doch, daß unsere Kriegführung sich durchaus im Rahmen des Völkerrechts abgespielt hatte, und daß wir in Belgien zum Einschreiten gegen die belgische Bevölkerung gezwungen waren, die den Franktireur-Krieg in unerhörtem Ausmaß geführt hatte. Ihr „Landsturm", ihre „Garde civique", war nicht in Uniform, sondern nur zu oft im bürgerlichen Gewand aufgetreten. Ich selbst hatte ja Belgier in Zivilkleidung mit Jagdgewehren bewaffnet gesehen. Ich hatte sie laufen lassen. Der ganze Rummel mit den „Kriegsverbrechern" war ja auch nur aufgezogen, um die Propaganda der Feindstaaten, die die Deutschen als „Hunnen" dargestellt hatte, zu rechtfertigen. Die Khaki-Wahlen in England nach Kriegsschluß hatten nach den aufpeitschenden Reden Lloyd Georges diese Stimmung gerade jetzt zu deutlich gezeigt. Ich sehe ihn noch vor mir, den Professor Weber, wie er mich in höchsten Tönen pries, um mich zu gewinnen:

„Exzellenz krönen Sie das Große, was Sie Ihrem Volke geleistet haben, tun Sie etwas, was noch größer ist als der Heldentod fürs Vaterland. Ich komme im Namen vieler der Besten im Volke, die auf Ihre große Liebe für Ihr Volk bauen und Sie bitten, ‚bringen Sie Ihrem Volke das große Opfer, liefern Sie sich an Stelle der übrigen Offiziere den Ententegerichten aus. Die Feinde werden durch dieses Opfer milder gestimmt, Ihr Tod wird das Volk retten'."

Das waren recht seltsame Worte, und weil sie mir so unfaßlich waren, behielt ich sie. Mein Auge prüfte dann auch diesen Mann schärfer und länger als es meine Gewohnheit war. Seine Augen sprachen anders, sprachen Haß,

ganz wie im Weltkriege jene des Juden Nathan, der mich in Kowno um Rechte für die Juden Litauens bat. Ganz wie damals fuhr es mir durch den Kopf, daß hinter den weltgeschichtlichen Ereignissen unerkannte Zusammenhänge stehen und Verbrechen an den Völkern vollzogen werden, und während er noch sprach, dachte ich — wie einst Schiller in Rudolstadt als er den „Abfall der Niederlande" schrieb —, wie ich gerade kürzlich gelesen hatte: „Ich will den Schlüssel der Weltgeschichte finden", und die unerkannten Zusammenhänge der Weltgeschichte, die bestehen müssen, kennen. Auch aus dem Manne vor mir sprach anderes als Weltfremdheit; dann aber sagte ich scharf: „Sie tun recht, wenn Sie meiner Liebe zu meinem Volke vertrauen, die aber behütet mich, ihm je die Schande zu bereiten, daß ich mich dem Feinde ausliefere. Sie und Ihre Freunde scheinen merkwürdige Begriffe von Volksehre und Volksschande zu haben, Herr Professor. Uns trennt eine Welt in unseren moralischen Begriffen." Ich verabschiedete ihn und als er gegangen war, öffnete ich die Fenster; es kam reine Luft ins Zimmer. Das Ereignis wurde mir eine weitere fruchtbare Anregung zu meinen späteren Forschungen. Freimaurer und Juden waren so liebenswürdig gewesen, mir selbst durch den Haß, der aus ihren Augen sprach, den Weg zur Forschung über ihr Tun zu weisen.

Die Auslieferungfrage nahm mich auch weiterhin in Anspruch. Es versammelten sich auch Generale, um ihre Stellungnahme gegenüber dem Auslieferungverlangen zu beraten. Es fand einmütige Ablehnung. Von nationaler Seite wurde auch eine entsprechende Propaganda ins Volk getragen. Als es sich nun herausstellte, daß unter den 895 Auszuliefernden auch Angehörige der herrschenden Parteien auf der Liste standen, änderte sich auch die Haltung der Regierung ausschlaggebend, die zudem ein neues Anschwellen der nationalen Bewegung nach den Eindrücken des 18. November 1919 befürchtete. Herr Ebert spielte den starken Mann und wies das Auslieferungbegehren ab, erklärte aber, Deutschland würde selbst die Beschuldigten

vor das Kriegsgericht ziehen. Wenn ich heute zurückblicke, wo ich weiß, daß Lloyd George selbst Holland geraten hatte, der Aufforderung der Entente, den Deutschen Kaiser auszuliefern, nicht Folge zu leisten, ist es mir klar geworden, daß dies Auslieferungbegehren tatsächlich nie ernstlich gemeint war. Bei der Propaganda gegen die Auslieferung waren auch Freimaurer und Geheimorden tätig, die genau über die Absichten der Feindstaaten unterrichtet waren. Papst Benedikt XV. hatte es da bekanntlich sehr leicht, sich gegen die Auslieferung auszusprechen und damit seine Haltung dem Versailler Diktat gegenüber, das er als ein Ergebnis göttlicher Gerechtigkeit pries, zu verwischen. Mag dem nun gewesen sein, wie es war, für das Deutsche Volk war die Auslieferungfrage die Ursache eines Zusammenschlusses weiter Teile, die bisher gegeneinander gestanden hatten. Das Abschlagen des Auslieferungbegehrens hob die Stellung Herrn Eberts auch in nationalen Kreisen und nahm der nationalen Propaganda gegen die Regierung Wind aus den Segeln. Ihr wurde durch den Prozeß des ehemaligen Staatssekretärs Helfferich gegen Herrn Erzberger, der für Waffenstillstand und Friedensvertrag als verantwortlich galt und dem Volke verhaßt war, vorübergehend neue Kraft zugeführt. Da aber die Schuld des Herrn Erzberger, Staatsmittel für seine Zwecke benutzt zu haben, erwiesen wurde, so bootete ihn die Regierung aus dem Ministerium aus, und wehrte so auch diesen Schlag ab. Die marxistische Regierung ging keineswegs geschwächt aus diesem Prozeß hervor, da das Zentrum, für das Herr Erzberger eine Belastung gewesen war, fest hinter der Regierung stehen blieb.

Es war nicht zu verkennen, daß die nationale Bewegung allmählich seit Beginn des Jahres 1920 an Kraft verloren hatte. Dementsprechend war auch die Lage des Geheimrat Kapp und des General v. Lüttwitz schwieriger geworden, die an ihrer Absicht, die nationale Diktatur zu errichten, festhielten. Die zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Volke boten allein nicht die Grundlage für einen Regierungsturz.

Ich entsinne mich aus jenen Tagen, daß mir General v. Lüttwitz sagte, Geheimrat Kapp hätte ihm versichert, alle politischen Maßnahmen getroffen und die nötigen Männer für Besetzung der obersten Regierungstellen bereit zu haben. Er gab sich darin, wie sich später herausstellte, einem gefährlichen Optimismus hin. Andererseits hat auch General v. Lüttwitz seine Lage der Wehrmacht gegenüber als zu günstig angesehen. Er hatte gehofft, mitreißen zu können, und die Widerstände zu gering eingeschätzt, die ihm namentlich aus den Kreisen ehemaliger Generalstabsoffiziere seines eigenen Generalstabes und des Reichswehrministeriums erwachsen würden. Auch die Verbindung nach Kassel zu General v. Schöler und dessen Chef, General v. Loßberg, zu General Watter nach Münster, und General Möhl nach München war recht locker, obschon diese Generale im wesentlichen die Teile des Heeres befehligten, die General v. Lüttwitz nicht unterstanden. Ich habe diese Dinge erst nachträglich übersehen. Um kein falsches Bild hervorzurufen, muß ich aber aussprechen, daß General v. Lüttwitz von einigen Offizieren reiner Wein über ihre ablehnende Haltung einem etwaigen Regierungsturz gegenüber eingeschenkt wurde. Vor allem von Oberst Bauer erhielt ich Mitteilung von dem Fortgang vorbereitender Maßnahmen. In Sonderheit glaubte er in guter Fühlung mit englischen Offizieren in Köln zu stehen. Eine Tatsache, die mir bei seinem betriebsamen Wesen um so wahrscheinlicher erschien, je mehr von den Bestrebungen Frankreichs, sich mit Hilfe des Zentrums in irgendeiner Weise des linken Rheinufers zu versichern, durchsickerte, worauf ich später in anderem Zusammenhange zurückkomme. Das Bild, das sich mir bot, war kein geschlossenes. Ich konnte nur betonen, daß die Wehrmacht und die Polizei hinter dem Unternehmen zu stehen hätten, da ich einen Kampf von Heeresteilen und Polizei gegeneinander nach der schweren Krise, die gerade das Heer durchgemacht hatte, in Anbetracht der noch im Lande vorhandenen starken bolschewistischen Strömung für verderblich hielt. Auch begann ich zu zweifeln, ob es tatsächlich noch zu einer Handlung kommen

würde. Am 1. April bereits sollten ja alle Verbände aufgelöst und die Reichswehr mit 100000 Mann gebildet sein.

Zu den Verbänden, die durch Auflösung getroffen werden sollten, gehörte auch die Marine-Brigade des Kapitäns Erhardt auf dem Döberitzer Exerzierplatz, die sich nicht auflösen lassen wollte. Am 1.3. hatte ihr General v. Lüttwitz gelegentlich einer Parade erklärt, er würde die Auflösung der Brigade nicht zulassen. Damit war der Stein ins Rollen gekommen. Entweder die Regierung oder General v. Lüttwitz mußten nachgeben. Eins hielt ich so ausgeschlossen wie das andere. Ich wartete also mit Spannung die kommenden Ereignisse ab.

In jene Tage fiel nun mein erster Besuch bei General v. Hindenburg in Hannover. Ihm war dort von der Stadt Hannover ein Haus zur Verfügung gestellt; es war eine geräumige Villa mit einem kleinen, von der Stadt gut unterhaltenen Garten. Seine Frau lebte noch, sein Sohn, der, soweit ich mich erinnere, eine Generalstabsstellung in Hannover innehatte, tat auch bei ihm eine gewisse Dienstleistung, doch hatte General v. Hindenburg auch noch einen inaktiven Offizier zu seiner Verfügung, der seinen Briefverkehr zum großen Teil erledigte. Die Aufnahme in dem Hause des Generals war eine sehr herzliche. Auch von Seiten der Frau v. Hindenburg. Ich entsinne mich, daß damals schon von einer Reichspräsidentschaft des Generals die Rede war, falls es jetzt zu einer Reichspräsidentenwahl im Sinne der Verfassung kommen würde. Dieser Aufenthalt in Hannover ließ mich weiter vieles vergessen, was ich nicht hätte vergessen sollen.

Damals fand auch die Auflösung der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde, der ich selbst von 1879 bis 1882, wie ich in „Mein militärischer Werdegang" erzählt habe, angehört hatte, statt. Kadettenanstalten waren zur Genugtuung aller Volksfeinde innerhalb der Grenzen des Reiches durch das Versailler Friedensdiktat verboten. Eine Schöpfung König Friedrich Wilhelms I., des leider nur allzu rauhen und bigotten Soldatenkönigs aus dem

Jahre 1717, die so Großes geleistet hatte, fand damit ihr Ende. Als Tag für die Auflösung war der 9. März, der Todestag Kaiser Wilhelms I. gewählt worden. Sollte das eine Verhöhnung des Monarchen sein, der, obschon Freimaurer und dem Freimaurerorden ergeben, doch freimaurerisches Spiel zunichte gemacht hatte, selbst sein Preußen wehrhaft machte und zuließ, daß Bismarck die Sehnsucht von Millionen Deutschen nach einem einheitlichen Reich erfüllte? Ich zog das erstemal seit der Revolution wieder Uniform an und fuhr zu dem ernsten Begebnis hinaus, durchschritt noch einmal mir bekannte Räume und den Feldmarschall-Saal, in dem die Bildnisse der Feldmarschälle Preußens hingen, und Preußens große soldatische Vergangenheit verkörperten. Viele ehemalige Kadetten waren anwesend. Nach dem Rundgang durch die Kompagnie-Reviere versammelten wir uns an dem Idstedter Löwen, wir formierten uns kompagnieweise und marschierten an dem letzten Kommandeur des Kadettenkorps vorbei. Ich selbst trat an die Spitze der Kameraden der 1. Kompagnie, deren Kompagnieführer ich 1881/82 gewesen war. Ich trat dann neben den Kommandeur und nahm den Vorbeimarsch ab — eine Anstalt war auf Grund des Versailler Paktes zur Freude aller volksfeindlichen Kräfte innerhalb der Deutschen Grenzen ihrem Ansturm zum Opfer gefallen, nachdem sie dem stolzen Heere einen Teil seines Offiziernachwuchses und wahrlich keinen schlechten gestellt hatte. Aus der Hauptkadettenanstalt und den Kadettenanstalten wurden Schulen, in denen nunmehr meistens statt soldatischem, vaterländischem Sinn und Mannszucht übler Liberalismus mit seinem falschen Freiheitbegriff und Herabsetzung jeder Ehrfurcht vor der Leistung herrschte und die Jugend verdarb.

Bei meiner Abfahrt umringte die Jugend meinen Kraftwagen und feierte mich begeistert. Am Abend marschierten die auf die Straße gesetzten Kadetten schlecht versorgt und bekleidet mit den Fahnen der Kadettenanstalt noch in Berlin ein, marschierten vor ihrer Abgabe im Kriegsministerium noch einmal an ihnen vorüber, um dann auseinanderzugehen. Mich empörte die

Behandlung der Kadetten aufs tiefste. Noch mehr sorgte ich mich um das Schicksal des heranwachsenden Geschlechts, das so ausschlaggebend ist für das Leben des Volkes. Doch schnell wurde ich von ganz anderem beansprucht. Am 10. 3. hörte ich von der Unterredung des Generals v. Lüttwitz mit Herrn Ebert und Noske. Er hatte ihnen politische und militärische Forderungen gestellt. Er hatte die Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk und Neuwahlen zum Reichstage ganz im Sinne der Weimarer Verfassung verlangt. Die Regierung hatte sich an ihre eigene Verfassung nicht gehalten und die Wahlen nicht ausgeschrieben, weil sie nationalen Ansturm befürchtete. Militärisch verlangte General v. Lüttwitz in Anbetracht der bolschewistischen Gefahr das Hinausschieben der Verminderung des Heeres auf 100 000 Mann Reichswehr und zugleich damit die Erhaltung der freiwilligen Verbände über diesen Zeitpunkt hinaus.

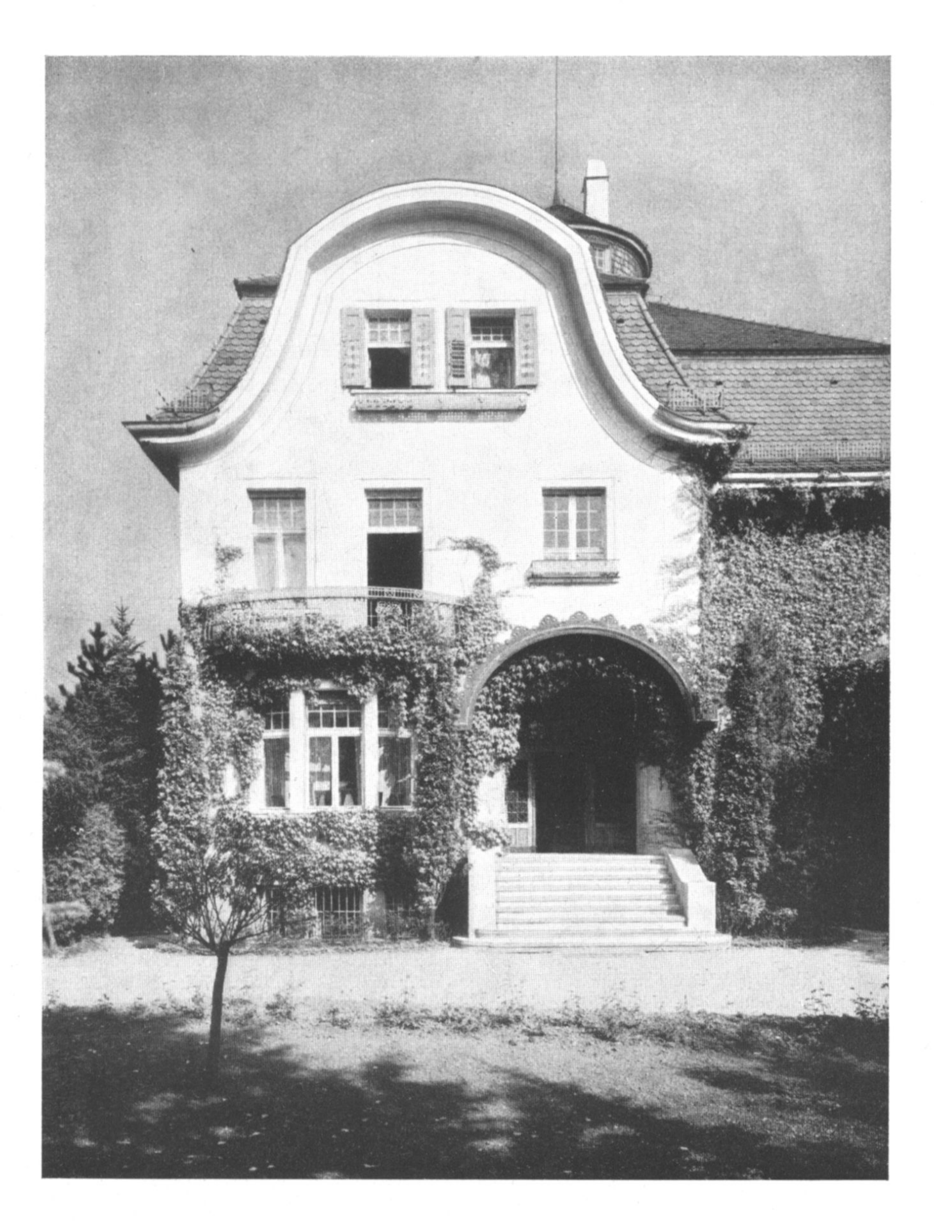
General v. Lüttwitz hatte eine glatte Absage erhalten. Damit war die Entscheidung gefallen. Statt nun aber sofort zu handeln, verloren Geheimrat Kapp und General v. Lüttwitz 48 Stunden Zeit, die ein wesentlicher Gewinn für die Regierung waren. Sie forderte am 11. General v. Lüttwitz auf, seinen Abschied zu nehmen. Gleichzeitig wollte sie Geheimrat Kapp, Oberst Bauer und Hauptmann Pabst verhaften. Dieser klingelte am 11. 3 Uhr nachmittags bei mir an und teilte mir dies in fliegender Eile mit, sie wären aber rechtzeitig gewarnt worden. Ich riet ihm, er solle bei der Brigade Erhardt Unterschlupf suchen. Nun pfiffen es bald die Spatzen von den Dächern Berlins, daß die Brigade Erhardt am 13. früh in Berlin einmarschieren würde. Von den Versuchen, die Brigade Erhardt von diesem Marsch abzuhalten, habe ich erst später gehört. Ich war nur erstaunt, als ich am 13. früh in den Tiergarten ging, am Ausgang der Viktoriastraße einen Teil der Brigade lagernd zu finden. Mir erklärte ein Offizier, daß der Kapitän Erhardt der Regierung noch ein Ultimatum gestellt habe und bis 7 Uhr, so entsinne ich mich, mit seinem Einmarsch in die Wilhelmstraße warten würde.

Die Regierung hatte noch im letzten Augenblick wiederum Zeit gewonnen. Herr Noske mußte sich überzeugen, daß auch die Offiziere, die gegen General v. Lüttwitz eingestellt waren, einen Kampf der Truppen und der Sicherheitpolizei gegeneinander als ausgeschlossen erachteten. Er hörte auch, daß die Sicherheitpolizei gegen Erhardt nicht kämpfen würde. Damit sah die Regierung Ebert in Berlin ihr Spiel verloren. Sie entwich nach Dresden und ließ nur den judenblütigen Demokraten Schiffer sozusagen als „Horchposten" zurück. Die Brigade Erhardt marschierte nun durch das Brandenburger Tor und besetzte die Wilhelmstraße. Der Anfang war nun gemacht. Aber es stellte sich sehr bald heraus, daß die Vorbereitungen des Geheimrat Kapp nicht klappten. Auch wurde er von Personen im letzten Augenblick im Stich gelassen, die sich ihm verpflichtet hatten. Andere, wie die Herren v. Wangenheim, Dr. Schiele, v. Jagow und Dr. Traub, stellten sich zu seiner Verfügung, um Ministerien zu übernehmen. Der Eindruck, den ich am Vormittag des 13. in der Reichskanzlei empfing, wohin mich Herr Kapp einlud, war kein angenehmer.

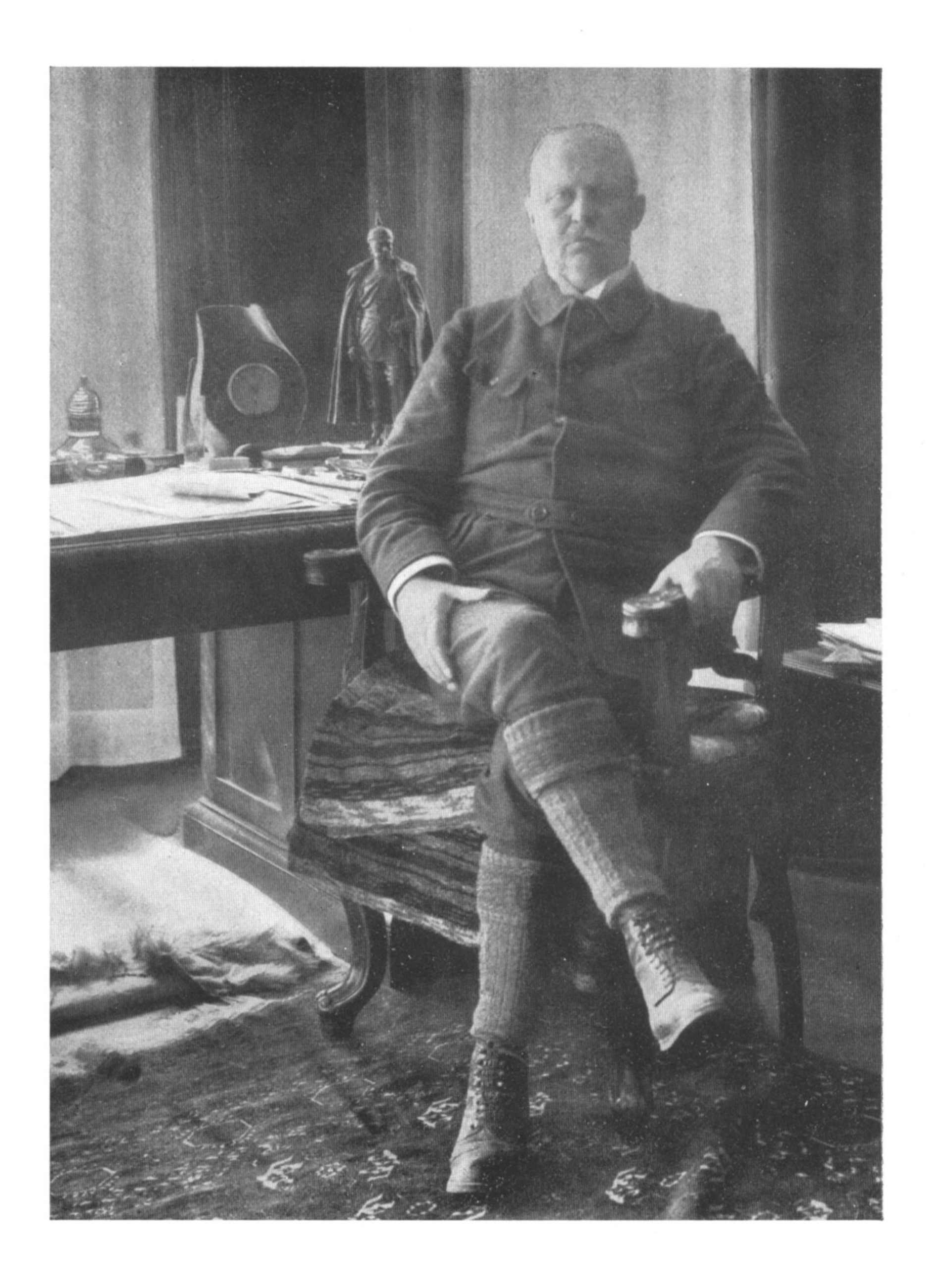
Am 13. und 14. schien sich indes das Unternehmen günstig zu gestalten. Die Truppen des östlichen Preußen, in Sonderheit die Generale v. Eßtorff in Königsberg und v. Lettow-Vorbeck in Schwerin, die gesamte Marine in Kiel und Wilhelmshaven, die Marinebrigade v. Löwenfeld, erst recht die Truppen in der Umgebung von Berlin standen zu General v. Lüttwitz, General Maercker schwankte noch. Aus Kassel erhielt aber General v. Lüttwitz eine Ablehnung des dortigen Truppenkommandos. Die Haltung des Generals v. Watter war noch nicht geklärt; sie war in der Tat eine ungemein schwierige. In München stürzte General v. Möhl die sozialistische Regierung Hoffmann, Herr v. Kahr übernahm die Regierung. Würde sich General v. Möhl im Laufe des 14. dem General v. Lüttwitz angeschlossen haben, so wäre wohl auch der Westen Deutschlands gefolgt. Ich sprach auch mit einigen bayerischen Generalstabsoffizieren hierüber, die mir sagten, sie würden

in München darauf zu wirken suchen. General v. Möhl und Herr v. Kahr entschlossen sich nicht dazu. Wie mir heute ganz klar ist, einmal aus ihrer Abneigung als Bayern gegen Preußen und namentlich gegen Berlin, dann aber auch, weil die bayerische Politik gerade in jenen Tagen, wie ich später feststellen mußte, von Geheimrat Heim von der Bayerischen Volkspartei, dem neuentstandenen Schwestergebilde des Zentrums, geleitet wurde und dieser an der Schaffung eines katholisch-konservativen Blocks, der von Köln über Stuttgart, München bis nach Österreich hinein reichen und sich des Schutzes Frankreichs erfreuen sollte, eifrig tätig war. Das Versagen Münchens verstärkte natürlich nun noch die ablehnende Haltung der Generale in Kassel und das Schwanken des Generals Maercker.

Gleichzeitig hatte aber auch die Regierung Ebert-Noske zu einem empfindlichen Schlage gegen die Regierung Kapp-Lüttwitz ausgeholt. Sie hatte schon am 13. den Generalstreik proklamieren lassen. Die Angabe, daß die Namen der Minister von Herrn Rauschert unter den Aufruf gesetzt worden seien, wird richtig sein. Aber Herr Rauschert wußte genau, daß er den Willen Herrn Eberts erfüllte. Durch den Aufruf des Generalstreiks, der nun auch sofort durchgeführt wurde und auch auf die Eisenbahn übergriff, waren die Leidenschaften wieder aufs tiefste aufgewühlt. Die bolschewistischen Organisationen hielten die Zeit zum Losschlagen für gekommen. In Berlin bot zwar General v. Lüttwitz die vor kurzer Zeit wegen Streiks ins Leben gerufene Nothilfe auf; aber die Wirkung des Generalstreiks wurde schließlich dadurch nicht entscheidend gemildert. Am Abend des 14. erschien nun in der Reichskanzlei General Maercker, der in Dresden mit den Herren Ebert und Noske verhandelt hatte, statt die Regierung in Dresden festzusetzen. Er wolle vermitteln. Er überbrächte die Forderung der Regierung Ebert, die neue Regierung solle abtreten. Ich wurde wieder in die Reichskanzlei gerufen und fand hier eine betretene Stimmung und bei Geheimrat Kapp nur recht geringe Widerstandsfähigkeit, so daß ich ausführen mußte, wenn er zurücktreten



Das Haus des Geheimrat Hornschuch (Kulmbach) in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München, Heilmannstraße 5, das der Feldherr am 20. August 1920 bezog und bis zum 30. März 1933 bewohnt hat. Im ersten Stock die Fenster seines nach Süden blickenden Arbeitzimmers



Der Feldherr an seinem Schreibtisch in Prinz-Ludwigs-Höhe

würde, so würden die zu leiden haben, die sich ihm zur Verfügung gestellt hätten. Schließlich wurde die Forderung des Herrn Ebert abgelehnt, aber das Ganze war doch ein schlechter Abschluß dieses Tages, der nichts Gutes mehr ahnen ließ, zumal sehr bald Gewißheit über die unklare Haltung des Generals v. Möhl in München gewonnen werden mußte.

Das Versagen weiter Teile des Heeres und die Haltung des Reichswehrministeriums, namentlich des Generals v. Seeckt und Oberst Heye, der ja auch am 9. 11. 18 eine besondere Rolle im Großen Hauptquartier in Spa gespielt hatte, wirkte sich nun auch auf die Truppen in der Umgebung von Berlin und die Sicherheitpolizei in Berlin um so mehr aus, als die Regierung Kapp nach Ablehnung ihrer Forderung durch Herrn Ebert wohl mit Herrn Schiffer und anderen verhandelte, aber keinerlei Regierungmaßnahmen traf, oder treffen konnte, die ihr Ansehen irgendwie festigten. Die Gefahr, daß die Truppen gegeneinander kämpfen würden, trat deutlich in Erscheinung. In der Nacht vom 16. zum 17. meuterte das Garde-Pionier-Bataillon und stellte sich offen auf Seite der alten Regierung. Einzelne von den Männern, die sich Geheimrat Kapp als Minister zur Verfügung gestellt hatten sagten ihm auf. Die Verhältnisse waren soweit gediehen, daß ich seiner Absicht abzutreten, die er mir am 17. früh äußerte, nicht widersprechen konnte. Herr v. Jagow allein riet ihm, in dem übernommenen Amte zu bleiben.

General v. Lüttwitz suchte noch in Unterhandlungen mit der Regierung das zu erreichen, wofür er in das Unternehmen getreten war. Es wurde ihm von Herrn Schiffer und Parteiführern zugesagt, die Wahl des Präsidenten und des Reichstages alsbald vorzunehmen, die Verminderung des Heeres und die Auflösung der Freikorps hinauszuschieben und endlich für die Beteiligten am Kapp-Unternehmen Straffreiheit zu erwirken. General von Lüttwitz erklärte daraufhin, seinen Abschied einreichen zu wollen. Er begab sich in die Reichskanzlei, in der ich mich noch aufhielt. Wir mußten hier erleben, wie General v. Oven, der aber nicht mit dem gleichnamigen General

zu verwechseln ist, der München von bolschewistischer Herrschaft befreite, Offiziere aufforderte, sich gegen General v. Lüttwitz zu stellen. Ich hatte so etwas nicht für möglich gehalten und gab meiner Entrüstung Ausdruck. General v. Lüttwitz hatte als Soldat und Ehrenmann gehandelt und war verantwortungvoll für die ihm gefolgten Kameraden eingetreten. Nun offenbarten andere Kameraden den tiefen Riß im Offizierkorps und erleichterten dadurch der Regierung, sich an die soeben von General v. Lüttwitz und Politikern getroffenen Abmachungen nicht zu halten. General v. Lüttwitz und ich verließen die Reichskanzlei und stiegen in einen Kraftwagen. Er begleitete mich in die Viktoriastraße, ich drückte ihm die Hand, er fuhr dann weiter in seine Dienstwohnung in das Generalkommando III. Armeekorps in der Hardenbergstraße. Daß nun eine unerhörte Hetze gegen mich einsetzen würde, war mir bewußt.

Das Kapp-Unternehmen war zusammengebrochen. Abgesehen von den mangelhaften Vorbereitungen des Geheimrats Kapp lag die Schuld des Mißlingens vornehmlich in den Teilen des Offizierkorps und des Heeres, die General v. Lüttwitz nicht folgten, an erster Stelle in dem Handeln des Generals v. Möhl und des Herrn v. Kahr. Gewiß hat der Generalstreik die Lage der Regierung Kapp-Lüttwitz ungemein erschwert, aber andererseits kann ich die Tatsache verzeichnen, daß der Führer der Freien Gewerkschaften, Legien, mich für den 17. um eine Unterredung hatte bitten lassen, die natürlich nicht mehr stattfand, als Geheimrat Kapp abgetreten war. Diese Bitte zeigte indes, daß auch die Gewerkschaften zum Einlenken bereit gewesen wären. Herr Legien hatte wohl aus einer Unterhaltung, die ich während des Krieges im Hauptquartier in Kreuznach mit ihm geführt hatte, ein gewisses Vertrauen zu mir, daß ich zu arbeiterfeindlichen Schritten keineswegs zu gewinnen sei.

Die Folgen des Kapp-Unternehmens waren ernste. Das Ruhrgebiet, weite Teile des Industriegebietes Sachsens, der Umgebung von Berlin und

Hamburg standen in bolschewistischem Aufruhr, auch in Mecklenburg und Pommern griffen Kommunisten zu Gewalttaten und im Ruhrgebiet breitete sich die kommunistische Revolution von neuem aus. Meine alte Garnison Wesel stand im Brennpunkt des Kampfes. Es gelang der Regierung Ebert-Noske, die sich von Dresden nach Stuttgart begeben hatte, wo sie sich unter dem Schutz des Generals v. Bergmann sicher fühlte, und auch den Reichstag versammelte, mit Hilfe der verachteten Freikorps und der Truppe, dabei Reichswehr, in ernsten Kämpfen Herr des Aufstandes zu werden und sie zu unterdrücken. Besonders erbittert waren die Kämpfe im Ruhrgebiet für General v. Watter. Hier zählten die Bolschewiken nach vielen Zehntausenden. Wie ich heute glaube, war das Losbrechen dieses neuen, schweren bolschewistischen Ansturms erst für später geplant. Die Sowjetregierung trug sich mit dem Gedanken, ihre bolschewistische Propaganda mit Waffengewalt nach Westen vorzutreiben, sobald sie im Innern Herr der Lage geworden war und auch die Truppen des Generals v. Wrangel in Südrußland besiegt hätte. Rücksichtnahme auf die neutrale Zone, die dem besetzten Gebiet vorgelagert war, hatte damals die Niederwerfung des kommunistischen Aufstandes erschwert. Frankreich besetzte unter dem Vorwande von Verletzungen der neutralen Zone des Niederrheins Frankfurt, Darmstadt und einige andere Städte Anfang April mit französischen Truppen. Heute weiß ich, daß diese Besetzung einzig und allein der Förderung separatistischer Bestrebungen zu dienen hatte, die damals von Bayern aus sehr eifrig betrieben wurde. Doch davon später.

Gegen die Offiziere, die sich am Kapp-Unternehmen beteiligt hatten, wurde in aller Schärfe eingeschritten. Sie wurden aus dem Heere entfernt, später wurden sie amnestiert, blieben aber natürlich entlassen. Die Führer der Bewegung wurden des Hochverrats angeklagt. Sie begaben sich zum Teil ins Ausland, zum Teil stellten sie sich. Die Brigade Erhardt war am 17. März wieder nach Döberitz zurückmarschiert. Sie wehrte sich noch länger ihrer

Auflösung und der Auslieferung des Kapitäns Erhardt. Aber schließlich vollendete sich auch ihr Schicksal, Kapitän Erhardt begab sich nach Bayern. Im Reichswehrministerium herrschte General v. Seeckt. Das Kapp-Unternehmen war zunächst einmal in großen Zügen liquidiert. Sein Schlußakt bildete die Verhandlung vor dem Reichsgericht im Dezember 1921 gegen die Herren v. Jagow, v. Wangenheim und Schiele, die als Führer des Kapp-Unternehmens vor Gericht galten. Ich selbst war als Zeuge geladen. Ich war schon mündlich vernommen worden. Hierbei hatte ich einen besonderen Trick der Spitzel kennengelernt, die von außen her in das Unternehmen hineingeschoben waren. Es war ein sehr einfaches Mittel. Sie ließen irgendein Notizbuch oder ein Schreiben „zufällig" irgendwo liegen, das kam dann in die Hand der Polizei. Die Polizei hatte nun Material zur weiteren Nachforschung, ohne daß die Spitzel als solche hervortraten, sondern Biedermannsmiene machen konnten. Auch mir gegenüber brachte der Untersuchungrichter solche liegengelassenen Sachen hervor. Der Hinweis auf die Persönlichkeiten, die sie liegen gelassen hatten und den eigenartigen Inhalt der Schriften überzeugten den Richter, daß diese Beweise doch wohl nicht genügend waren, um mich auch als „Führer" zur Verantwortung zu ziehen. Ich hatte im übrigen den Eindruck, als ob die Voruntersuchung und die Verhandlung in Leipzig einwandfrei geführt würden. Auch begrüßte ich in Leipzig die Aussagen einiger Offiziere, die während der Kapp-Tage recht gehässig gegen die Urheber des Kapp-Unternehmens aufgetreten waren. Sie sagten sachlich und nüchtern aus. Herr v. Jagow wurde zu langer Festunghaft verurteilt, die Herren v. Wangenheim und Schiele wurden freigesprochen.

Das Kapp-Unternehmen hat auch weiterhin noch die politische Welt beschäftigt, zunächst als Generallandschaftdirektor Kapp aus Schweden zurückkam und sich dem Gericht stellte. Er war schwer krank und starb bevor es zur Verhandlung gegen ihn kam. Dann handelte es sich um die Frage der Amnestierung des Herrn v. Jagow und der in das Ausland gegangenen Führer:

des Generals v. Lüttwitz, des Oberst Bauer, des Kapitän Erhardt und des Hauptmann Pabst. Endlich erfolgte diese 1925 nach der Wahl des Generals v. Hindenburg zum Reichspräsidenten.

Durch das Mißlingen des Kapp-Unternehmens hatte der nationale Wille des Volkes im März 1920 einen empfindlichen Schlag erlitten. Er war nicht stark genug gewesen, weite Volksteile, nicht einmal das Offizierkorps, hinter sich zu bringen. Was wollte nun aber eigentlich der nationale Wille, wie war es mit ihm bestellt, selbst wenn er von Geheimrat Kapp zielklar vertreten worden wäre? Das klar zu legen, erscheint mir nicht möglich. Ich selbst rang damals für mich um Klarheit über diesen nationalen Willen, konnte sie aber nicht finden. Selbstverständlich war es, die Stellung des Reiches nach außen zu heben, Ruhe und Ordnung im Lande wieder herzustellen und den Sinn für Wehrhaftigkeit im Volke wieder zum Erwachen zu bringen. Aber das konnte doch nicht alles sein! Eine „Reaktion" lehnte ich aufs schärfste ab. Überheblichkeit und Eigennutz von Besitz und Bildung hatten tiefe Risse im Volke aufgetan, das Volk in „Klassen" geschichtet, die sich gegenseitig erbittert bekämpften, statt sich mit den Volksgeschwistern gemeinsam gegen die äußeren Feinde zu wenden. „Reaktion" konnte da nicht helfen; so sehr ich auch die demokratische Republik ablehnte, so war ich mir doch bewußt, daß sich die Monarchie und die konstitutionelle Verfassung des Reiches in ihrer bisherigen Form als morsch erwiesen hatten. Eine solche Staatsführung von neuem zu wählen, wäre ein Verbrechen am Volke gewesen. Die Wiederherstellung der Monarchie spielte auch in jenen Tagen keine Rolle. Welche staatsrechtliche Grundlage war aber zur Verwirklichung nationalen Wollens zu wählen? Diktatur schien mir das Richtige zu sein, aber eine Diktatur mußte die Volksschöpfung vollziehen können. Wie waren aber die Volksschichten zusammenzuführen? Zwang allein kann wahrlich nicht ein Volk binden. Zweifel über Zweifel regten sich, die sich mir gerade in der Umgebung aufdrängten, in der ich damals stand. In ihr herrschte recht wenig Nachden-

ken über das, was dem Volke nötig war. Daß ich nach Klarheit ringen mußte, führte ich auf die Tatsache zurück, daß ich durch meine überaus starke Inanspruchnahme der Vorkriegs- und Kriegszeit nicht genügend in viele innerpolitischen und wirtschaftlichen Fragen eingedrungen sei. Heute ist es mir bewußt, daß ich damals eine feste Grundlage für Deutsche Volksschöpfung ja überhaupt nicht finden konnte. Als Deutscher Mensch mit Deutschem Rasseerbgut war ich in der christlichen Weltanschauung erzogen, die Volksschöpfung überhaupt nicht will, und das Leben in einer Weise gestaltete, die dem Rasseerbgut keineswegs entsprach. Das „nationale Wollen" fußte aber in dieser Weltanschauung und hatte von Rasseerwachen noch keine Begriffe. So fehlte denn die feste Grundlage des Aufbaues. Erst die unantastbaren Grundsätze, die die Religionphilosophie meiner Frau, die das Rasseerwachen zum arteigenen Gotterkennen geführt hat, machten mir es möglich, über die Fragen der Volksschöpfung völlige Klarheit zu gewinnen. Dieses Wollen war allerdings dann nicht mehr „national", es war auch nicht mehr „völkisch" im üblichen Sinne oder sonst etwas, es war schlechthin: Deutsch, wie ich das in späteren Abschnitten zeigen werde. Ich begrüße es, daß ich auf ein langes Leben zurücksehen und meine Erfahrung im Sinn dieser Erkenntnis jetzt kommenden Geschlechtern mitteilen kann. Das allerdings hat für sie nur Zweck, wenn sie einsichtig werden und aus der Geschichte lernen wollen.

Wenn ich jetzt an meine Umgebung zurückdenke, so weiß ich, daß sie unter dem Einfluß verschiedener Richtungen der überstaatlichen Gewalten stand, und nun noch durch sie in ihren Ansichten uneinheitlicher erschien, was naturgemäß auch jede Betätigung des an und für sich so unklaren nationalen Willens erschweren mußte. Das Wort „national" sollte für mich recht bald den guten Klang verlieren.

Es war nicht verwunderlich, daß Unklarheit nationalen Wollens gegenüber der Regierung, die wenigstens über ein festes Programm verfügte, so

wenig es auch dem Rasseerwachen des Deutschen Volkes entsprach, ein leichtes Spiel hatte, genau so leicht, wie seinerzeit die festgeformte Christenlehre, als sie mit dem unklaren Gottahnen unserer Vorfahren in Berührung kam und es unter Gewaltanwendung überwinden konnte.

Der Feind steht rechts, wurde immer mehr Ziel der innerpolitischen Betätigung der Regierung, während sie auf Geheiß Judas und Roms nach außen den Anforderungen der Feindmächte und deren Streben, uns wirtschaftlich völlig zu versklaven, nachdem die politische Versklavung gelungen war, in weitestem Umfange entgegenkam. Regierung und Feindmächte, die überstaatlichen wie die staatlichen, arbeiteten Hand in Hand. Die Regierung fühlte sich dadurch in einer sicheren Stellung und gab sich willig den Feindmächten als Werkzeug zur Durchführung ihrer Maßnahmen gegen uns hin. Die überstaatlichen Mächte waren sich bewußt, daß ihre Herrschaft nur dann gesichert wäre, wenn wir jede Widerstandskraft verloren hätten. Daß aber unsere Widerstandskraft in solcher Todesnot einen ganz anderen Charakter annehmen werde, ahnten diese Mächte nicht, das Rasseerbgut war aus dem Unterbewußtsein in das Bewußtsein getreten schon in den Gefahren des Weltkrieges; die Volksseele hatte ihre Stimme erhoben. Doch das Verstehen dieser Vorgänge lag den Millionen Deutschen fern, die für die Freiheit des Volkes rangen, auch mir — ich war damals: national.

2. Vom „Nationalen" zum „Völkischen"

Die ersten Jahre, 1921 und 1922 in Bayern

Wie ich erwartet hatte, nahm der Haß gegen mich in Berlin nach dem Mißlingen des Kapp-Unternehmens täglich zu. Ich wurde als der Verantwortliche hingestellt. Mir war in Berlin jede Betätigungmöglichkeit irgendwelcher Art genommen. So ging ich denn Ende März nach München, und wurde dann durch Vermittlung von Forstrat Escherich auf oberbayerischen Landsitzen gastlich aufgenommen. Ich kannte Forstrat Escherich aus der Zeit, in der ich der Verwaltung des besetzten Gebietes im Bereich des Oberbefehlshabers Ost im Jahre 1915/16 vorstand. Ich hatte ihm die Verwaltung des gewaltigen, ehemalig kaiserlich-russischen Waldgebietes von Bjebowies übergeben. Hier fristete der Auerochse noch sein Leben. Ich glaube, die Revolution hat auch mit dieser Tierart zunächst einmal in Europa aufgeräumt; erst später wurde sie wieder angeschont. Forstrat Escherich hatte in Bayern und bald auch in ganz Deutschland mit der Gründung einer Einwohnerwehr begonnen, auf die sich in Bayern jetzt neben Reichswehr und Sicherheitpolizei die Regierung Kahr stützte, die ja infolge des Kapp-Unternehmens in Berlin am 13. 3. die sozialistische Regierung Hoffmann beiseite geschoben hatte. Bayern stand am Beginn des Zeitabschnittes, in dem es sich den Ruf zu erwerben verstand, die „Ordnungzelle" des Deutschen Reiches zu sein. Was mir in der Landbevölkerung entgegentrat, war Deutsch. In der Tat hatte das gewaltige Erleben des Weltkrieges die Deutschen Stämme zusammengeführt und auch die Bevölkerung Bayerns, zum Leidwesen von Vertretern des Hauses Wittelsbach und deren Anhänger, den Beamten der römischen Kirche und der von ihr abhängigen Bayerischen Volkspartei, sozusagen „eingedeutscht". Das wegwerfende Wort „Preuße" schien keinen Klang mehr zu haben.

Die Bayerische Volkspartei war ein eigenartiges Gebilde. Ihre Mitglieder gehörten ursprünglich der Zentrumspartei an. Da aber Rom noch nicht wußte, ob die demokratische Republik sich halten würde, oder nicht doch wieder einer Monarchie Platz zu machen hätte, so hielt es für richtig, daß das Zentrum sich teile. Rom konnte dann in Berlin auf der demokratischen, in München auf der monarchischen Klaviatur spielen. Hierzu kam, daß es ja auch eine Zerreißung Deutschlands plante, für die eine möglichst selbständige politische Führung Bayerns unerläßlich war. So arbeiteten denn tatsächlich gerade in jenen Tagen meines Aufenthalts in Bayern Vertreter der römisch geleiteten Bayerischen Volkspartei mit besonderem Eifer hieran und, wie ich noch zeigen werde, zum Teil mit den verwerflichsten Mitteln. Diesen Einblick konnte ich damals natürlich noch nicht gewinnen. Ich lebte sehr zurückgezogen. Manches erregte aber doch meine Aufmerksamkeit. Vieles aber blieb mir fremd. Die unerhörten landesverräterischen Umtriebe spielten sich in aller Stille ab und wurden, als sie später mehr bekannt wurden, mit dreister Stirn auch vor Gericht abgeleugnet. Andererseits dachten die mehr wittelsbachisch gesinnten Kreise, auch an die Einsetzung des Kronprinzen von Bayern als Kaiser in Berlin. Rom ließ sie gewähren. Zunächst indessen hatten die Separatisten die Vorhand.

In einem meiner Gastgeber, dem aus Hannover stammenden sächsischen Oberstleutnant v. Halkett, lernte ich einen vollendeten Edelmann kennen, der mit fanatischer Anhänglichkeit sich an sein welfisches Königshaus, das in Österreich lebte, gebunden fühlte. Er war deshalb auch nicht etwa in preußischen Heeresdienst getreten, sondern in sächsischen, wie dies die welfisch gesinnten Hannoveraner zu tun pflegten. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als daß der legitime Nachfolger des letzten König Georg, der bekanntlich 1866 auf seinen Thron hatte verzichten müssen, wieder den Thron eines neu zu schaffenden Königreichs Hannover einnehmen würde. Ich habe das mitgeteilt, um zu zeigen, wie lange geschichtliche Überlieferungen nachwirken.

So war es nach 1866, so war es auch anderwärts, so wird es bei uns auch nach 1918 — dem Jahre des Sturzes der Monarchien in Deutschland — sein. Solche Unwägbarkeiten müssen eingeschätzt werden. Der Monarch war auch für Millionen Deutsche der Inbegriff ihres Denkens, zumal sie in ihm die Verkörperung unserer Selbständigkeit und unserer Wehrhaftigkeit sahen und Liebe zum Herrscherhaus in Schule und in vielen Familien der Jugend anerzogen wurde, die dann in solcher Auffassung heranwuchs. Ich denke hier an meinen Vater und an die ähnliche Verehrung, mit der er an dem Hohenzollernhause hing. Diese Gefühle sind aber nun nicht immer so selbstlos, wie sie bei ihm waren. Bestimmte Stellungen liegen in der Einrichtung der Monarchie und sind für die Inhaber recht nützlich. Der Adel im besonderen stand in engen Beziehungen „zum Hofe und zum Monarchen". Der Offizier fühlte sich mit ihm verbunden, der ja sein Kontingentherr, ja sogar auch sein Oberster Kriegsherr war und den gleichen Rock trug wie er selbst. Auch er hat im allgemeinen durch die Monarchie zu gewinnen. Die Wiederherstellung der Monarchie wird von weiten Kreisen leicht aus Nützlichkeitgründen betrieben. Hierzu kommen noch diejenigen Stellen, die die Monarchie für ihre Zwecke vorschieben, z. B. die Kirchen. Endlich treten die Fürstenfamilien selbst für sie ein als wesentlichste Nutznießer der Monarchie. Ich habe stets die Treuschaft dem Herrscher gegenüber geachtet, aber diese Gefühle mußten doch den Belangen des Volkes entsprechen. In diesem Sinne habe ich sie auch betätigt, als das Haus Hohenzollern in die Reihen derer trat, die mich und mein Wollen aufs schwerste hemmten. Die bayerischen Monarchen selbst regten sich in der Öffentlichkeit zu jener Zeit noch weniger.

Die Gedankengänge des Herrn v. Halkett lehnte ich ab. Deutschland durfte nicht wieder auf den Stand von 1866 zurückgeführt werden. Im Gegenteil, eine größere Einigung war nötig, als sie selbst der Krieg 1870/71 gebracht hatte.

Anfang Mai war ich wieder in Berlin. Der Aufenthalt in Bayern sollte aber für mich von ungemeiner Bedeutung sein, da mir der Gedanke kam, ich

könne ja auch dauernd nach München ziehen, wo meine einzige noch lebende Schwester verheiratet war, die sich indes nach Erscheinen meiner Schrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" 1927 derartig gegen mich einstellte, daß ich mich von ihr zurückzog. Im Sommer 1920 war es Zeit geworden, daß ich mich endlich nach einem eigenen Heim umsah. Ich sehnte mich nach ihm. Ich suchte in der Nähe Berlins, auch in Schlesien und Holstein, ich wollte hinaus in die freie Natur; aber ich fand nichts mir Zusagendes zu angemessenen Mietpreisen. So entschloß ich mich auch, nach München zu fahren, um in Bayern zu suchen. In der Villenvorstadt München-Ludwigshöhe fand ich eine auf den Höhen des linken Isarufers gelegene Villa, die ich dank des Entgegenkommens des Besitzers, Geheimrat Hornschuch in Kulmbach in Bayern, nun auch beziehen konnte. Damals mußte man zu einem Zuzug nach Bayern die Erlaubnis der Regierung haben. Ich erhielt sie denn auch ohne weiteres von der Regierung Kahr. Wie ich später erfuhr, war der „ungekrönte König" Bayerns, Geheimrat Heim, gefragt worden, ob er damit einverstanden sei. Er hatte keine Einwendungen. Ich führe das an, um die Bedeutung dieses Mannes selbst in solchen Kleinigkeiten gekennzeichnet zu haben, wenn ich auf dessen verderbliche Politik zu sprechen kommen werde. Später wurde ja auch behauptet, ich hätte die Verpflichtung auf mich genommen, „keine Politik zu treiben". Das ist wahrheitwidrig. Es war ganz klar, daß ich keine Beschränkungen angenommen haben würde, sie wurden auch nicht gefordert; es war wohl bei der Genehmigung auch der Gedanke maßgebend, mich für bestimmte Ziele der Richtung der bayerischen Politik auszunutzen, die ich zunächst einmal schlechtweg als monarchisch-römisch bezeichnen will.

Als ich damals den Entschluß faßte, nach München zu ziehen, ahnte ich nicht die Folgen, die es für meine politische Entwicklung und darüber hinaus für meinen politischen Werdegang, ja für unser Volk und schließlich, nachdem ich das Geisteswerk meiner zweiten Frau in seiner Bedeutung er-

kannt, und wir dann gemeinsam die Grundlagen Deutscher Volksschöpfung und des Lebens aller Völker feststellten, für alle Einzelmenschen und Völker in näherer und weiterer Zukunft haben würde. Ich ahnte nicht, daß ich dereinst in Bayern „Weltrevolutionär" werden würde.

Zunächst stellte ich in Berlin noch die „Urkunden der Obersten Heeresleitung" und eine Volksausgabe meiner „Kriegserinnerungen" fertig. Währenddessen beobachtete ich mit Sorge die Entwicklung namentlich unseres außenpolitischen und wirtschaftlichen Lebens. Die innerpolitische habe ich ja bereits berührt, sie bestand in dem ausgesprochenen Siege von „links" über „rechts".

Die Reichstagswahl vom 6. 6., zu der sich die Reichsregierung nun doch bequemt hatte, ergab: 466 Abgeordnete. Davon gehörten 66 (bisher 42) der Deutschnationalen Volkspartei, 62 (bisher 22) der Deutschen Volkspartei, 68 (bisher 89) dem Zentrum, der Bayerischen Volkspartei, die bisher diesem Zentrum angehört hatte, 18, der Christlichen Volkspartei 3, der Demokratischen Volkspartei 45 (bisher 74), dem Bayerischen Bauernbund 4, der Deutsch-Hannoverschen Partei 5 (bisher 3), der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 112 (bisher 163), der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 81 (bisher 22) und der Kommunistischen Partei Deutschlands 2 (bisher keine) an. Es war also eine erhebliche Verschiebung nach „Rechts", bezw. bei der Sozialdemokratie nach „Links" eingetreten, immerhin fühlte sich die „Nationale Front" gestärkt, das Kapp-Unternehmen schien nicht vergebens gewesen zu sein. Allerdings rechtfertigte die Haltung der Deutschnationalen Volkspartei und der Deutschen Volkspartei auch nicht die bescheidensten Erwartungen. Die Regierung selbst ging aus sozialdemokratischer Hand in die des Zentrums (Fehrenbach traurigen Angedenkens) über.

Tief befriedigt war ich durch das Abstimmungergebnis vom 11. 7. in dem breiten Streifen Ost- und Westpreußens, durch die die teilweise masurische und auch römischgläubige Bevölkerung zwischen Deutschland-Preußen und

Polen nach dem Versailler Pakt zu wählen hatte. Trotz groß aufgezogener und durch nichts behinderter polnischer und römischer Propaganda bekannte sich die Bevölkerung zu 98 Prozent zu Deutschland-Preußen. Dieses Gebiet war wenigstens Deutschland erhalten und damit Ostpreußen als ein lebensfähiges Bollwerk Deutschlands im Nordosten, trotz seiner Trennung durch den „Korridor" vom Reich, geblieben, über dessen Breite nur zu große Unklarheit in Deutschland herrschte. Das Wort „Korridor" war geschickt gewählt, um die Deutschen über den ungeheueren Gebietsverlust an der Weichsel und die schwierige Lage Ostpreußens irre zu führen. Die Abstimmung hatte auch den Vorteil, daß den Umtrieben in Ostpreußen, das Land möge sich doch in irgendeiner Form Polen freiwillig anschließen, die Spitze abgebrochen wurde. An diesen Umtrieben war ein früherer hoher Beamter der Provinz in seinem mehr als unklaren Denken maßgebend beteiligt! Die Schlacht von Tannenberg war nicht umsonst geschlagen!

Der Blick in die wirtschaftliche und außenpolitische Gestaltung traf auf die Erfüllungpolitik und ein „Den-Feind-nicht-Reizen". Die „demokratische Republik" und ihre Vertreter arbeiteten mit den Feindstaaten von den gleichen Kräften geleitet gegen das Volk. Die Klärung der Kriegsschuldfrage wurde nicht weitergeführt; im Gegenteil, die SPD. tat weiter alles, um die Lügen von der Schuld Deutschlands, d. h. der kaiserlichen Regierung und des alten Regimes zu erhärten, und sich vor ihren ausländischen Genossen dadurch selbst zu beschmutzen, daß sie sich vorwarfen, den Krieg nicht verhindert zu haben. Sie hatten es nicht gekonnt und im August 1914 für die Kriegskredite aus Angst für ihre eigene Person gestimmt:

> „Wenn wir die Kriegskredite abgelehnt hätten, wären wir nicht bis an das Brandenburger Tor gekommen, unsere eigenen Arbeiter hätten uns totgeschlagen."

So hatten damals führende Mitglieder der SPD. gestammelt. Welche Wandlung aber gegen damals! Jetzt billigten Millionen Deutscher Arbeiter das landesverräterische Handeln derselben Führer. Was war geschehen?



Zum ersten Male seit seinem Siege im Weltkrieg wieder in Ostpreußen, bei der Tannenbergfeier am 14. August 1921

Es war stets mein Glaubenssatz, daß Volk und Heer nur einen Körper und eine Seele haben, daß das Heer auf die Dauer nicht gesund bleiben kann, wenn das Land erkrankt. „Meine Kriegserinnerungen", 1919



Bei der Tannenbergfeier in Königsberg am 14. August 1921

Damals, 1914, hatte sich das Volk bedroht gefühlt. Die Volksseele mahnte in ihnen zur Selbsterhaltung. Willig stellten sie sich in den Dienst derselben. Wir mußten im Westen angreifen und mit unseren Siegen an den Fronten im Westen und Osten verlor das unaufgeklärte Volk das Gefühl des Bedrohtseins. Es ließ sich dann vorschwatzen, wir wollten „erobern". Und dann ging es mit zunehmender steigender Not schrittweise bergab. Der Selbsterhaltungwille ließ sich ersticken, und nun konnten Klassenhaß, Eigennutz, aber auch gerechtfertigter Unmut gegen erschreckendste Korruption — ausgenutzt von den überstaatlichen Mächten — Millionen Arbeiter veranlassen, den Willen zur Volksverteidigung aufzugeben und ihre oft kurzsichtigen Belange vor die der Volkserhaltung zu stellen, ohne die Einsicht, daß sich das schwer an ihm rächen würde. Ja, die Zeiten hatten sich seit 1914 geändert. Die Schuldigen hüteten sich wohl, ihre Gefolgsleute aufzuklären und zur Besinnung zu bringen. Die Arbeiter sonnten sich in ihren Errungenschaften der Revolution und in ihren Erfolgen gegenüber der „Reaktion". Ihre Rechte waren vermehrt, die Löhne stiegen, aber gleichzeitig machte sich bereits fortschreitende Geldentwertung fühlbar. Ich hatte bereits nach meiner Rückkehr aus Schweden erheblich mehr Mark für Kronen eingewechselt, als ich bei meiner Hinfahrt für die gleiche Menge Mark erhalten hatte. Beinahe „umsonst" hatte ich in Schweden gelebt. Seitdem war noch die Geldentwertung erheblich fortgeschritten. Damals war noch die Hoffnung vorhanden, wohl auch bei mir, daß eine langsame Wiederherstellung des Markwertes stattfinden würde. Die Schrecken der Inflation hatten uns noch nichts anderes gelehrt und noch nicht zum Nachdenken dahin gebracht, daß die Inflation neben den ungeheueren Steuern und der Belastung durch den Versailler Pakt das teuflische Mittel des Weltkapitals, das in den Händen von Vertretern des jüdischen Volkes und der führenden römischen Priestern lag, war, mit dem Ziele: Versklavung der Völker schließlich durch Arbeit ohne Lohn durchzuführen.

Deutschland hatte damals schon ungeheuere Summen bezahlt, hatte die Abgaben an Pferden, Vieh an den Feind geleistet. Die Sachlieferungen für die Wiederherstellung des besetzten Gebietes pp. hatten begonnen. Die Kohlenlieferungen indes konnten, auch infolge des kommunistischen Aufstandes im Ruhrgebiet, nicht ausgeführt werden. In Spa wurde im Juli Deutschland hierüber zur Rede gestellt, auch darüber, daß es seine Wehrmacht nun doch nicht auf 100000 Mann Reichswehr vermindert hatte. Herr Hugo Stinnes, der letzte hervorstechende Vertreter Deutschen Unternehmergeistes, war Referent des Deutschen Reiches in der Kohlenfrage. Das begrüßte ich. Ich hatte ihn 1916 kennengelernt, als er mich in Kowno besuchte, wobei er mir von seinen Beziehungen nach Schweden gesprochen hatte, über die vielleicht, wie ich es begrüßte, eine Verständigung mit Rußland herbeizuführen sei. Diese Beziehungen hatten sich indes nicht als so erheblich gezeigt, wie Herr Stinnes gehofft hatte. Nach dem Kriege war er in Verbindung mit mir geblieben. Ich wußte, wie er an der Verständigung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer arbeitete und auch für die Arbeitgemeinschaft beider eingetreten war. Er hatte mir auch einst erzählt, wie er Arbeitnehmer durch Geld in Abhängigkeit von sich brachte, wie viel damit zu erreichen sei; das stieß mich von ihm ab. In Spa sprach er jetzt Deutsche Worte; sie entsprachen auch seinen eigenen Belangen, aber sie fruchteten nichts. Der Deutsche Reichskanzler, der römischgläubige Fehrenbach, vergoß Tränen, statt aus innerer Kraft das Reich mit Würde zu vertreten. Er mußte weiter „erfüllen". Ihm war gestattet, die Reichswehr noch einige Monate in der bisherigen Stärke zu behalten.

Es war klar, daß ich in Berlin weiter mit politischen Kreisen in Verbindung geblieben war, namentlich hatte ich solche mit Herrn v. Graefe-Goldebe, der als Deutschnationaler aber mit der Haltung seiner Fraktion in keiner Weise einverstanden war, die unter freimaurerischem und okkultem Einfluß nach ursprünglich antijüdischer Haltung stetig judenfreundlicher

wurde. Auch mit den Gleichgesinnten des Herrn v. Graefe, den Herren Major Henning und Wulle, war ich in Verbindung. Aus den nächsten Freundeskreisen dieser Gruppen heraus wurde in dem Hause des Herrn Major Henning der Versuch gemacht, mich nun gar in einen Geheimorden zu bringen, ohne daß ich es ahnte. Ich war später lange zweifelhaft, ob das eigentlich der „Skalden-Orden" oder der „Germanen-Orden" gewesen war, bis ich die Überzeugung gewann, es war der „Skalden-Orden" gewesen. Es scheint mir nachträglich, als ob diese Orden auch gegeneinander gearbeitet hätten und ob in ihnen Freimaurer und Jesuit sehr stark gegeneinander rangen, bis letzten Endes der Okkultismus in Reinkultur sich in ihnen durchsetzte. Neben dem genannten Orden gab es, wie ich später hörte, auch noch den Orden „Walvater" und einen „Wälsungen-Orden", die später eingegangen zu sein scheinen. Mir wurde damals von einer Vereinigung gesprochen, die den Deutschen Staat und das Deutsche Volk retten, und sich mir als „politisches Instrument" zur Verfügung stellen wollte. Ich erkannte aber sehr bald, wie ich wieder einmal meinen Namen für Zwecke hergeben sollte, die ich nicht übersah. So gab ich denn bald diese Verbindung auf. Als ich dann später von dem Ritual und den Eiden dieser Orden hörte, wurde mir bewußt, was mir eigentlich zugedacht war. Mit den genannten drei Herren blieb ich damals in Verbindung. Aber ihr Verhältnis zum „Skalden-Orden" oder „Germanen-Orden" oder zu einem anderen Orden habe ich auch später nicht Klarheit bekommen, als mein Blick für das Unheil solcher Orden geschärft war. Stets ist mir von den Herren die Zugehörigkeit zu einem Orden abgelehnt worden, wobei mir Major Henning ausführte, daß der Bund der Geusen, zu dem er und Herr Wulle gehörten, kein solcher Orden sei.

Im August siedelte ich nach Bayern über. Es war gerade eine Zeit weltpolitischer Spannung, die auch uns aufs engste berührte. Es war Lenin gelungen, unterstützt durch den Juden und die Freimaurerei der Erde, Herr aller Unternehmungen zu werden, die von außen her gegen die Sowjet-

republik in Szene gesetzt waren. Admiral Koltschak, beraten von Tschechen und Franzosen, der in Sibirien bereits bis an den Ural vorgedrungen war, war schon im Februar 1920 ermordet worden. Der Zug des Generals Judenich aus Estland auf Petersburg mißlang bei dem Mangel an Unterstützung durch England. General Denikin im Süden Rußlands, von den Franzosen im Stich gelassen, trat ab. Sein Nachfolger, General Wrangel, kämpfte daselbst noch erfolgreich.

Polen war in die Ukraine eingefallen, betrachtete es sich doch, geschichtlicher Tatsachen früherer Jahrhunderte zufolge, als Anwärter auf die Herrschaft über die Ukraine, die ja einmal, bevor sie von Moskau unterworfen worden war, Polen vorübergehend angehört hatte. Jetzt sah Frankreich die Bildung einer von Polen, seinem ehemaligen Schoßkinde abhängigen, im Gegensatz zu Moskau stehenden Ukraine nicht ungern, und hatte General v. Wrangel wieder unterstützt und auch Polen zum Kriege gegen Rußland und endlich zu dem Vorgehen in die Ukraine veranlaßt. Aber die freimaurerischen Strömungen in Frankreich verhinderten schließlich tatkräftiges Handeln. Der Bolschewismus fand unter den Truppen des Generals v. Wrangel Eingang. Sie wurden geschlagen. General v. Wrangel mußte nun das Unternehmen aufgeben und mit dem Rest seiner Truppen Rußland verlassen. Sowjetrußland wandte sich gleichzeitig gegen Polen und bedrängte es aufs schwerste. Seine Armeen waren im Vormarsch in das Innere Polens. Seine Nordarmee drang unmittelbar an der Südgrenze Ostpreußens vor. Sie erreichte bereits den Korridor und weiter südlich die Gegend nordöstlich Warschau. Selbstverständlich konnte ich nicht den Wert der russischen Truppen völlig einschätzen, aber immerhin waren sie doch den polnischen überlegen gewesen und mit größter Spannung beobachtete ich die weiteren Vorgänge. Würde auch Polen der bolschewistischen Herrschaft unterworfen, d. h. bolschewisiert werden mit den Mitteln, die Lenin dabei schon in Rußland angewandt hatte? Es wäre dann der kommunistischen Bewegung in Deutsch-

land ein ungeheuerer Auftrieb gegeben. Gerade in den Tagen meines Umzugs nach München war alles auf des Messers Schneide. Ich wunderte mich nur, wie wenig Deutsche, mit denen ich darüber sprach, an diesen Vorgängen im Osten Anteil nahmen. Es fiel die Entscheidung. Der französische General Weygand, der Chef des Generalstabes des Marschall Foch, war nach Warschau geeilt, dort waren auch französische Truppen über Danzig eingetroffen. In einem Gegenangriff von Warschau her warf General Weygand die russische Nordarmee zurück, die, wie sich jetzt herausstellte, keinen inneren Halt hatte. Die bolschewistischen Armeen fluteten zurück. Deutschland war vor der unmittelbaren Nachbarschaft der Sowjetrepublik gerettet. Polen und Rußland schlossen Frieden. Sowjetrußland verzichtete auf weitere kriegerische Verbreitung seiner bolschewistischen Lehren in Europa. Es wandte seine Tatkraft Zentralasien und China zu, wo Sun Yat Sen seine Hilfe erbat, wohl ohne zu ahnen, daß der Vertreter Sowjetrußlands, Borodin, China bolschewistisch verseuchen würde.

Noch eine andere außenpolitische Frage trat in jenen Tagen scharf hervor und beschäftigte mich. In der Türkei hatte der Freimaurer und judenblütige Kemal Pascha mit Unterstützung türkischer Generale und gefördert von Frankreich in Angora (Ankara) für Anatolien (Kleinasien) eine Regierung gebildet, die sich im schärfsten Gegensatz zu dem völlig in der Hand Englands befindlichen Sultan in Konstantinopel befand. England hatte an Griechenland das Mandat erteilen lassen, diese Gegenregierung Kemals niederzuwerfen. Griechenland erhoffte dabei auf kleinasiatischem Festlande versteckt festen Fuß zu fassen, war ihm doch durch den Frieden von Sèvres schon Smyrna überlassen worden. Unter Führung des Königs Konstantin war es der griechischen Armee auch geglückt, in Kleinasien bis unweit Angora vorzudringen. Zu dem Schutz der Hauptstadt seines Reiches hatte Kemal Pascha seine Truppen vereinigt, die nur schlecht ausgerüstet waren. In den Tagen des Umzugs nach München hatte sich die griechische Armee zum Angriff auf

die türkische Armee angeschickt. Der Angriff drang indes nicht durch. Englische Freimaurerpolitik hatte inzwischen eine Schwenkung gemacht und den König Konstantin preisgegeben. Kemal Pascha schritt zum Gegenangriff und warf die Griechen zurück. Zwar zogen sich die Kämpfe Kemals noch in das Jahr 1921 hinein. Dann erst fiel die Entscheidung. Aber es war doch schon in den Septembertagen 1920 klar — zumal die Drahtzieher nicht gesehen wurden —, daß hier ein Staat in entschlossenem Handeln vor dem Willen der Entente nicht zurückgewichen war. Dieses Vorbild Kemal Paschas wirkte schon damals belebend auf Deutsches Wollen. Daß Kemal Pascha sich allerdings die Hilfe überstaatlicher Mächte gesichert hatte, ahnte ich damals noch nicht, und sah nicht, daß England mit König Konstantin ein frivoles Spiel getrieben hatte*).

Am 20. August 1920 bewohnte ich nun das von mir gemietete Landhaus auf der Ludwigshöhe bei München. Die stille und schöne Villenvorstadt Prinz-Ludwigs-Höhe war vor dem Weltkriege entstanden. München war von ihr leicht zu erreichen. Sie bot Gelegenheit zu schönen und weiten, einsamen Spaziergängen, die für mich Lebensbedürfnis waren und geblieben sind, nachdem ich regelmäßige Gartenarbeit nach Überschreiten des 60. Lebensjahres aufgegeben habe. Von meinem Garten hatte ich Einblick in das scharf eingeschnittene Isartal, wohl einem alten Gletscher der Eiszeit. Der Blick war reizvoll, aber er haftete doch auf einem ganz anderen landschaft-

*) Vor den Erfolgen Kemal Paschas dankte der Sultan 1922 ab; aber erst im März 1924 legte er das Kalifat nieder. Angora wurde die Hauptstadt und Kemal Pascha der anerkannte Diktator der Türkei. Er brach als Jude mit allen türkischen Überlieferungen, gab den Juden, aber auch jeder anderen Religionsgemeinschaft volle Gleichberechtigung. Damit schlug er seinem Volkstum tiefe Wunden, die erst in der Zukunft aufgehen werden. Durch die Beseitigung des Kalifats in Konstantinopel setzte er sich in schärfsten Widerspruch mit der arabischen Welt, die immer mehr einen mohammedanisch-nationalistischen Charakter gewinnen sollte. Zunächst gelang es Kemal Pascha, gestützt auf Frankreich und später auf Sowjetrußland, der Türkei eine neue Machtentfaltung zu geben und im Frieden von Lausanne vom 23. 4. 23 den griechischen Einfluß in Kleinasien zu brechen und auf der Balkanhalbinsel selbst die Gebietsteile bis Adrianopel einschließlich zurückgewinnen und damit die Türkei als „Balkanstaat" zu erhalten. Die Herrschaft über die mohammedanische Welt verlagerte sich aber nach Arabien.

lichen Bilde, als ich in meinem bisherigen Leben als Umgebung aufzunehmen gewohnt war. Auch wenn ich das Bild lange Jahre beinahe täglich betrachtete, bot es mir doch stets etwas Fremdartiges. Als ich das erstemal wieder nach Norddeutschland kam, begrüßte ich die märkische Kiefer auf märkischem Boden, wenn es auch Sandboden war. Allerdings sah ich auch neben der märkischen Kiefer eine ganz andere landwirtschaftliche Kultur, als ich sie später in Bayern kennenlernte.

Es war ein eigenartiger Zufall, daß mein Arbeitzimmer nach Süden, nach Rom lag. Der Kampf gegen Rom und römische Politik in Bayern sollte mich fortschreitend immer mehr beschäftigen, nachdem ich in sie immer mehr Einblick gewann. Die Tätigkeit der römischen Priester hatte ich ja schon in der Vorkriegszeit in Thorn und Posen und in Straßburg sehr gründlich beobachten können. Aus dem Weltkrieg stand vor mir die Politik Papst Benedikt XV. gegenüber dem Friedensangebot des Kaisers vom 12. 12. 1916, sein beabsichtigtes Vorgehen gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, seine Politik im Sommer 1917, als ein Deutscher Sieg möglich erschien und namentlich sein unerhörtes Friedensangebot vom 1. August desselben Jahres mit Friedensbedingungen, wie sie später das Versailler Diktat verwirklichte. Darum war mir auch kein Zweifel, daß in Versailles römische Politik gemacht war, auch wenn der römische Papst dort nicht vertreten war. Wie hatten die Römlinge bei uns bereits auf eine Teilnahme des römischen Papstes an etwaigen Friedensverhandlungen hingewirkt, wie hatten sie sich für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes bereits im Weltkriege eingesetzt. Jetzt waren sie still. Sie wußten, warum sie still sein konnten. Der römische Papst Benedikt XV. hatte ja gemeint, daß das Versailler Diktat der Ausfluß göttlicher Gerechtigkeit sei und: „Luther hat den Krieg verloren", hieß es in den römischen Kreisen Deutschlands. Das enthüllte unvorsichtig römisches Wollen und gestattete Schlußfolgerungen auf weiteres römisches Handeln. Leider hatte ich mich in jenen Tagen von dem verlogenen

Wort, von dem Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken noch nicht freigemacht. Der Glaube, der alle Lebensbetätigung eines Volkes und eines Menschen durchdringt, und seinem Wesen nach Totalitätanspruch an Volk und Menschen stellt, wie die Volksreligion des Juden und die christliche Weltreligion Roms, ist Politik und kann es auch nicht anders sein. Nur die unüberbrückbare Kluft zwischen Deutschem Rasseerbgut und der fremden Glaubenslehre konnte das Wort von dem Mißbrauch des Glaubens zu politischen Zwecken entstehen lassen und zum schweren Unheil für das Volk erhalten. Ja, eine Zeitlang sollte es noch dauern, bis ich von dieser großen Lüge frei wurde, die heute noch unser Volksleben schädigt.

Aber die separatistische Politik der Bayerischen Volkspartei unter der Leitung des Geheimrats Heim war mir nur Unklares zu Ohren gekommen. Bayern galt in jener Zeit als „Ordnungzelle Deutschlands" und Herr v. Kahr als ihr Bewahrer und zugleich fortschreitend mehr als Vertreter des monarchischen Gedankens. Aus den bayerischen Teilen des Zentrums, das sich rühmte, die Monarchen stürzende Revolution gemacht zu haben, entstand nun auch bald die Königlich-Bayerische Volkspartei. Dies alles stand ganz bewußt im Gegensatz zu Norddeutschland und in Sonderheit zu „Berlin". Rom schob immer mehr das Haus Wittelsbach in den Vordergrund, um die Stärke des monarchischen Gedankens in Deutschland zu prüfen, unter Umständen einem monarchischen Deutschland ein römischgläubiges Fürstenhaus zu geben, falls andere Pläne, wie die Gründung eines konservativ-katholischen Blockes, der Köln—Stuttgart—München und die österreichischen Länder umfassen sollte, nicht glückte, oder andere Bestrebungen wie die Gründung einer Donau-Monarchie aus Süddeutschland, der Tschechoslowakei und Österreich, oder eine andere Gestaltung Deutschlands durch völlige Zerschlagung Preußens unter Verstärkung Bayerns auf zu großen Widerstand stoßen sollte. Rom hatte viele Karten in der Hand, um sich Deutschland in die Hand zu spielen und den Protestantismus endgültig zu vernichten, dem

ich damals angehörte. Es war klar, daß ich in dieses Wirrwarr politischer Bestrebungen nur erst allmählich und auch unvollständig Einblick gewinnen konnte, da die Presse nur wenig darüber brachte, und ich konnte ja nur eine beschränkte Anzahl von Zeitungen lesen. Erst als die deutschfeindlichen Ziele Roms, aber auch Frankreichs, sich mehr kristallisierten und auf die Errichtung der Monarchie der Wittelsbacher hinsteuerten, wurde das Erkennen leichter. Die leitenden römischen Priester in Bayern, Nuntius Pacelli und Kardinal Faulhaber waren bei solchen Bestrebungen die treibenden Kräfte. Ersterer glatt und elegant — ein verschlagener Italiener, letzterer mehr bäuerlich, aber mit der vollendeten Dressur des römischen Priesters, standen sie beide auf der Höhe ihrer Aufgabe.

Von August 1920 an trat ich in dieses politische Intrigenspiel unerhörtester Art ein. Das allmähliche Durchschauen desselben förderte mein Forschen nach dem Schlüssel der Weltgeschichte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete ich die Personen, die außerhalb und in meinem Hause mir begegneten, die Ereignisse, deren Zuschauer und Teilhaber ich war, und die mir gezeigten Gefühle von Liebe und Haß. Aber auch anderes will ich hier noch festhalten, was in unserer schnellebigen Zeit für das lebende und das kommende Geschlecht zu wissen von Bedeutung sein kann.

Oberst Bauer und Kapitän Erhardt waren nach dem Kapp-Unternehmen nach Bayern gegangen und wirkten dort jeder auf seine Weise. Ersterer trat sogleich in Fühlung mit mir. Er stand in enger Beziehung zu dem Ministerpräsidenten Herrn v. Kahr und dem Polizeipräsidenten Münchens, Herrn Pöhner. Ich entnahm aus seinen Gesprächen, daß er mit deren Zustimmung in Österreich, ja auch in Ungarn tätig war, um dort die Kreise, namentlich um den Reichsverweser Horthy*) zu einer Unterstützung bayerischer Kreise,

*) Admiral Horthy hatte bereits im Herbst 1919 die Regierung Ungarns übernommen. Die Diktatur Bela Khuns war im August 1919 zusammengebrochen, als die rote ungarische Armee durch die Rumänen eine katastrophale Niederlage erlitten hatte. Seitdem galten Ungarn und der Reichsverweser Horthy als Rückhalt für viele sich nach Ordnung sehnende Deutsche.

namentlich die der beiden Herren, in ihrem Wollen zu gewinnen, um — so meinte Oberst Bauer — in Deutschland gesunde Verhältnisse vielleicht auch mit Gewalt herbeizuführen. Durch Oberst Bauer lernte ich auch bald die Herren v. Kahr und Pöhner kennen. Herr v. Kahr klein, untersetzt und leicht aufgeschwemmt, sowie alles andere als nordisch, war Protestant, aber Mitglied der Bayerischen Volkspartei. Er hatte sich zu ihr bekannt, weil diese die einzige „staatserhaltende" Partei Bayerns gewesen wäre; so hieß es, trotz des ausschlaggebenden Einflusses der Bayerischen Volkspartei auf den Gang der Revolution. In Bayern war für einen hohen Staatsbeamten — Herr v. Kahr war Präsident der Regierung von Oberbayern gewesen, ein Posten, den er sich nebenbei auch für alle Fälle offen gehalten hatte — die Zugehörigkeit zu dieser Partei nicht gerade schädlich. In den Blicken des Herrn v. Kahr lag eine gewisse Verschlagenheit. Wie abhängig er von dem Willen des tatsächlichen Führers der Bayerischen Volkspartei, dem Bauerndoktor Geheimrat Heim, und damit von Nuntius Pacelli und Kardinal Faulhaber tatsächlich war, war mir damals noch unbekannt. Polizeipräsident Pöhner war eine ganz andere Erscheinung als Ministerpräsident v. Kahr. Er war groß und hager, sein Gesicht trug energische Züge. Er hatte die Polizei Münchens von allen zweifelhaften Elementen gesäubert; hier herrschte tatsächlich Ordnung. Irgendwelche bolschewistischen Unruhen waren in München unmöglich geworden, bald auch in ganz Bayern, sogar in dem Wetterwinkel Hof, dicht an der Grenze des kommunistisch verseuchten Sachsen. In seinem Herzen war Herr Pöhner monarchistisch-wittelsbachisch gesinnt. Natürlich wandten sich die Herren gegen Berlin, verschwiegen dabei ihre Haltung gegenüber dem Kapp-Unternehmen, und sprachen von den Verhältnissen Norddeutschlands. Erhofften sie von mir eine Einwirkung dahin? Auch von Österreich und Ungarn war im Sinne der Tätigkeit des Oberst Bauer die Rede. Es war ersichtlich, daß die Herren in Verbindung mit dem Reichsverweser Horthy in Ungarn standen, der der Revolution durch Bela

Khun im Jahre 1919 ein schnelles Ende bereitet hatte und seitdem als Hüter monarchischer Belange namentlich in Bayern galt. Es kam ja auch hinzu, daß der bayerische König auf seinem Besitz in Ungarn Aufenthalt genommen hatte, als er sein Land verlassen mußte und in Ungarn Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt waren. Welche Gedanken die beiden Herren im einzelnen hatten, offenbarte sich nicht. Herr v. Kahr wußte gewiß selbst nicht, wohin er geführt werden würde, und Herr Pöhner dachte wohl nur in seinem Innersten an die Errichtung einer großen wittelsbachischen Monarchie.

Kapitän Erhardt faßte das Leben anders an als Oberst Bauer. Führte letzteren seine Veranlagung mehr zur Wortgestaltung, zum Treiben von Politik in dem üblichen Sinne des Wortes, so steuerte Kapitän Erhardt jedenfalls zunächst recht praktischen Zielen zu. Er wollte sich mit Zuhilfenahme von Mitgliedern der entlassenen Marine-Brigade eine neue Machtorganisation schaffen, nachdem ihm die Marine-Brigade genommen war, obschon er in Bayern zu Anfang Schwierigkeiten damit zu haben schien. Er bat mich auch, in einem studentischen Korps für ihn zu sprechen. Ich tat es. Meine Feinde mißbrauchten dies und versuchten, meinen Namen eine Zeitlang mit Erhardts Organisation „Konsul" in Verbindung zu bringen. Ich habe nie etwas mit ihr zu tun gehabt, sie ging auch politische Wege, die ich immer mehr ablehnte. Sie stand immer mehr da, wo römische Belange gefördert werden sollten. Organisatorisch handelte sie so, wie ein Geheimorden zu handeln pflegt. Ich traf Mitglieder der Organisation des Kapitän Erhardt an der Spitze oder neben der Spitze anderer Verbände, um sie von den Weisungen des Kapitäns abhängig zu machen.

Bald stand ich auch in Verbindung mit zahlreichen bayerischen Offizieren. Sehr viele kamen mir aus ihrer Deutschen Einstellung sehr entgegen. Andere verhielten sich in ihrer stark betonten, rein bayerisch-wittelsbachischen Einstellung — vor dem Weltkriege nannten wir sie „partikularistisch" — zurückhaltend. Ich war für sie doch Vertreter des Preußentums und zu-

gleich des Hohenzollerntums und des Protestantismus. Dabei war für sie die ablehnende Haltung des Kronprinzen Rupprecht gegen mich maßgebend.

König Ludwig III. selbst lebte in Ungarn. Dorthin hatte er sich nach der Novemberrevolution begeben. Wie der König mir gegenüber eingestellt war, weiß ich nicht. Er war zu mir, als er einst im Großen Hauptquartier zur Rücksprache mit dem Kaiser, wie man mir sagte über die Politik des Herrn v. Bethmanns, weilte, ungemein entgegenkommend. Er überreichte mir persönlich die höchste bayerische Kriegsauszeichnung, das Großkreuz des Max-Josef-Orden, mit einem Dank für mein Wirken für Volk und Heer und sein Vaterland. Bei meiner Verabschiedung sandte er mir Ausdrücke des Bedauerns. Der König hat sich immer als souveräner Deutscher Fürst gefühlt. Durch das Wachsen der Macht und des Ansehens des Kaisers hatte sich das Haus Wittelsbach bedrückt gefühlt und an seiner Spitze der König. Aber in der Not des Weltkrieges war er doch dem starken, erwachenden Deutschen Volkswillen gefolgt, er ordnete sich dem ein. Das bayerische Volk war in der Kritik gegenüber seiner Person nicht zurückhaltend. Der König wäre zu einfach, nicht königlich genug. Sie meinten das, obschon ja die Bayern eigentlich „demokratisch" gesonnen sind. Könige erst recht konnten dem Volke gegenüber nicht alles recht machen. Entweder sind sie für das Volk zu „einfach" oder das Volk tadelt ein „prunkvolles" Auftreten. Es hat dabei oft ein richtiges Gefühl. Es liebt Zurückhaltung und Einfachheit des Herrschers; aber doch königliche Würde und bei besonderen Gelegenheiten edle Pracht, wie ich solche vor dem Weltkriege z. B. bei Festen im Berliner Schloß erlebt hatte. Eine Handlung des Königs ist mir nicht richtig erschienen. Als er nach dem Tode seines Vaters, des so überaus romergebenen Prinzregenten Luitpold, die Regierung übernahm, erstrebte er die königliche Würde auch dem Namen nach und nahm den Königstitel an, obschon König Otto, der Bruder des wohl eines gewaltsamen Todes gestorbenen, verschwenderischen, aber

nicht überzeugt römischgläubigen König Ludwig II., noch lebte*). Das Gesetz der Legitimität sollte den Fürsten heilig sein, verletzen sie es, so unterhöhlen sie damit die Grundlage, auf der sie stehen. König Ludwig durfte sich nach dem Gesetz der Legitimität erst nach dem Ableben König Ottos König nennen.

Anders wie der König war sein Sohn, Kronprinz Rupprecht. Er war eine gute, fürstliche Erscheinung. Er galt als Freigeist, während der König und die ganze wittelsbachische Familie streng römischgläubig waren. Der Kronprinz hatte über die Gestaltung des Reiches seine eigenen Gedanken, welche, werde ich noch mitteilen. Den ersten Einblick gewann ich gelegentlich der Einnahme eines Imbisses in dem Hauptquartier des Kronprinzen bei einer meiner Rundfahrten an der Westfront. Der Kronprinz äußerte sich leicht abfallend über eine zu zentrale Führung des Reiches von Berlin aus, wenn er auch achtungvoll von der Person des Kaisers sprach. Auf der anderen Seite neben mir saß ein Mitglied des Hauses Wittelsbach aus der herzoglichen Linie. Dieses äußerte sich schon deutlicher; wie ich später hörte, war es römisch bigott und strenger Partikularist. Der Kronprinz selbst war kein Feldherr von Geburt. Ich hatte immer die Empfindung, als ob die Führung der Heeresgruppe ihm eine schwer zu tragende Last sei. Gewiß sah auch ich die Lage ernst an. Es galt nur nicht in Pessimismus zu verfallen, wozu der Kronprinz neigte, sondern mit allen Kräften die Lage zu meistern. So bestanden zwischen dem Kronprinz und mir tiefe Gegensätze. Ich erstaunte daher nicht, als ich in Schweden las, wie aus den Kreisen um den Kronprinzen ich für alles Unheil verantwortlich gemacht wurde. Ich selbst konnte in „Meine Kriegserinnerungen" die militärischen Fähigkeiten des Kronprinzen nur

---

*) Über den Tod des Königs habe ich auch hier trotz unmittelbarer Nachforschung Klarheit nicht gewinnen können. Eine Flucht des Königs war vorbereitet, hieran hat ihn sein Arzt verhindert. Ein in Starnberg lebender Fischer, der im Zusammenhang mit den Ereignissen gebracht worden ist, hat einem meiner Bekannten angegeben, er dürfe nicht darüber sprechen, er hätte sich eidlich verpflichtet, ja, ihm wäre mit dem Irrenhaus gedroht, und zwar noch kürzlich, wenn es ihm je einfiele, das kund zu tun, was er über den Tod des Königs wisse.

wahrheitgemäß beurteilen. So waren denn die Gegensätze zwischen uns noch vertieft. Nun empörte mich in München, daß auch von bayerischen Offizieren über die Fahrt des Kaisers und des Deutschen Kronprinzen nach Holland wegwerfend gesprochen, und auch auf sie Schuld gehäuft wurde, während sie über die Tatsache kein Wort fanden, daß auch Kronprinz Rupprecht, der sich in Brüssel unter den Schutz der spanischen Gesandtschaft gestellt hatte, nach Holland gegangen war. Der Umstand, daß er sich nur wenige Tage daselbst aufgehalten hatte, änderte aber an diesem Tatbestande nichts. Die überstaatlichen — namentlich Rom — und die staatlichen Feindmächte hatten kein Interesse an dem Verbleib des Kronprinzen Rupprecht in Holland. In Bayern konnte er für sie nützlich wirken, falls der monarchische Gedanke in Deutschland sich wieder regen würde, dann konnte in ihm den Hohenzollern, deren Sturz gerade Rom mit besonderer Befriedigung erfüllte, ein römischgläubiger Gegenkandidat gegenübergestellt werden. Von diesem Gehen nach Holland wollen die bayerischen Offiziere überhaupt nichts wissen, auch wenn man in den Straßen Münchens davon erzählte. Einer der vielen Straßenbahnschaffner, die sich erfreut an mich wandten, wenn sie mich erkannten, erzählte mir, wie er den Kronprinzen auf der Autofahrt, die ihn aus Holland nach Bayern zurückbrachte, gefahren hätte. Natürlich wird wohl dem Kronprinzen hinterbracht worden sein, daß ich von seiner „Flucht nach Holland" gesprochen hätte.

Dann hörte ich zu meinem Erstaunen aus Kreisen der früheren Generalstabsoffiziere des Oberkommandos des Heereskommandos Kronprinz Rupprecht, ich hätte den Angriff in Frankreich im März 1918 so wie gewählt angesetzt, um dem bayerischen Kronprinzen nicht allein den Ruhm eines Siegers zu lassen. Ich hätte den Deutschen Kronprinzen an ihm beteiligen wollen, und dergleichen mehr*). Das waren so ungeheuerliche Beschuldigungen, die

*) Ich habe in „Meine Kriegserinnerungen" klar dargelegt, aus welchen Gründen ich den Angriff im Westen so wie geschehen angesetzt habe.

einer Entgegnung nicht würdig waren. Aber sie zeigten mir nur, wie aus der Umgebung des Kronprinzen gegen mich Stellung genommen wurde. Ich erwähne das, um die Einstellung des Kronprinzen gegen mich zu zeigen. Ohne sein Wissen konnte das nicht geschehen. Ich bezweifle nicht, daß römische Einflüsse eifrig an der Arbeit waren, um die Kluft zwischen dem Kronprinzen und mir zu vertiefen, was ich tief bedauert habe. Andere Gruppen müssen nun eine Begegnung des Kronprinzen mit mir als nützlich für ihre Ziele erachtet haben. Sie kam zu Beginn des Januar 1921 im Hause eines Vertrauensmannes des Kronprinzen zustande. Diese Heimlichtuerei wurde mir gegenüber mit Rücksicht auf den Gesandten Frankreichs in München, Herrn Dard, auf den ich noch zu sprechen kommen werde, entschuldigt. Die Begrüßung war formell und kühl. Der Kronprinz sprach von den Operationen der bayerischen Armee in Lothringen zu Beginn des Krieges. Er hatte wohl das Bedürfnis, seinen zu frühen Gegenangriff auf die in Lothringen einmarschierenden französischen Armeen zu begründen, der mit Recht kritisiert wurde. Tatsächlich hätte er den Feind weiter nach Lothringen hereinlassen müssen, um ihn dann mit dem Schwerpunkt von Metz aus und von Straßburg her, statt wie geschehen rein frontal anzugreifen. Dann teilte er mir weiter mit, daß er nach dem Zurückwerfen des Feindes nicht in das Bergland jenseits der Grenze hätte einrücken wollen, aber das Große Hauptquartier habe das angeordnet. Mir war das neu und ich hörte seine Darlegungen mit reger Anteilnahme an, denn auch ich hatte solche Weiterführung der Operation als einen Fehler angesehen. Ich bin ja bekanntlich in häufigen Darlegungen dafür eingetreten, daß die kronprinzliche Armee nach ihrem Schlage in Lothringen mit ihren Hauptteilen durch Metz hinter und neben dem linken Flügel des in Frankreich nach Süden einschwenkenden Heeres hätte nachgezogen werden müssen, um so dem rechten Flügel ein weiteres Ausholen zu ermöglichen. Es wurden noch andere Fragen der späteren Kriegführung gestreift, bei denen gegensätzliche Auffassungen zum Ausdruck kamen, die natürlich einen Ausgleich

irgendwelcher Art nicht ergaben. Politische Verhältnisse wurden im allgemeinen nicht berührt. Er warnte mich nur vor Kapitän Erhardt, dem er undurchsichtiges Treiben nachsagte. Aus einer Bemerkung konnte ich entnehmen, daß der Kronprinz es lieber gesehen hätte, ich wäre nicht nach München gezogen.

Ich schied mit dem Gefühl der tiefen Gegensätzlichkeit zwischen dem Kronprinzen und mir, eine Gegensätzlichkeit, die sich naturgemäß nun verschärft in gewissen Kreisen des bayerischen Offizierkorps bemerkbar machen mußte.

Die Prinzen des wittelsbachischen Hauses schlossen sich indes, soweit ich mit ihnen in Berührung kam, wenigstens äußerlich betrachtet, nicht Kronprinz Rupprecht in ihrem Verhalten gegen mich an. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern war stets von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen mich. Er war Soldat. Ich habe sein soldatisches Fühlen schätzen gelernt, da er sich im Sommer 1915 als älterer Generalfeldmarschall dem Oberkommando des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg unterstellte, als die Oberste Heeresleitung in Polen östlich Warschau eine neue Armee bildete und sie ihm übertrug. Als ich im August 1916 in die Oberste Heeresleitung berufen wurde, schwankte ich keinen Augenblick, dem Kaiser zu raten, dem Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, dem Oberst Hoffmann als Chef beigegeben wurde, die Führung der Ostfront anzuvertrauen. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern hat dies Vertrauen voll gerechtfertigt. Nicht anders wie das Verhalten dieses Prinzen war das der Prinzen Arnulf und Louis Ferdinand. Es war natürlich, daß mit dem Augenblick, als Kronprinz Rupprecht im Winter 1923 seinen offenen Streit mit mir vom Zaune brach, eine Begegnung zwischen mir und den Prinzen bis auf einen Fall, von dem ich noch sprechen werde, nicht mehr vorkam.

Das Verhalten der meisten bayerischen Generale war nicht entgegenkommend, es richtete sich nach dem Verhalten des Kronprinzen Rupprecht. Es wurde mir im besonderen von ihnen die Verabschiedung zweier bayerischer

Kommandierenden Generale während des Weltkrieges unverständlicherweise ungemein verdacht. Der eine Kommandierende General stand bereits an einer ruhigen Stelle der Front, schon als ich die tatsächliche Führung des Krieges übernahm. Es war nun der Zeitpunkt gekommen, daß auch einmal ein anderer Kommandierender General und sein Generalkommando, die lange Zeit im Großkampf gestanden hatten, einen ruhigen Abschnitt zugewiesen erhalten mußten. Es sollte ein Tausch eintreten; das Armeeoberkommando des abgekämpften Generalkommandos bat mich aber, von ihm Abstand zu nehmen, es habe mit dem bezeichneten bayerischen Kommandierenden General zu ernste Erfahrungen gemacht. Ich wandte mich an Kronprinz Rupprecht und bat ihn, das unter seinem Kommando stehende Armeeoberkommando zu einer anderen Stellung zu veranlassen. Das Armeeoberkommando blieb indes bei seiner Ansicht, der auch Kronprinz Rupprecht keine eigene bessere Beurteilung des in Betracht kommenden Kommandierenden Generals entgegenstellen konnte. So leitete denn Kronprinz Rupprecht, wozu er zuständig war, die Verabschiedung des Kommandierenden Generals ein. Das war der eine Fall, an dem ich „schuld" war. In dem anderen Fall hatte ich allerdings handelnd eingreifen müssen. In dem Angriff im Westen, der am 9. 4. 1918 begann, hatte ein bayerisches Generalkommando Ratschläge nicht befolgt, die ich auf Grund der reichen Erfahrungen aus dem Angriff vom 21. März gegeben hatte. Es versagte auch, wie ich aus Mitteilungen, die mir der Kaiser persönlich von der Kampffront machte, bei der Weiterführung des Angriffs. Der Kaiser milderte zwar mir gegenüber sein Urteil, nachdem er wohl von meinem Unwillen über die Führung gehört hatte; aber ich war doch überzeugt, daß der Verbleib des Kommandierenden Generals und seines Chefs in ihren Stellungen nicht mehr den Belangen der Truppe entsprach, so leid es mir auch in diesem Fall tat. Beide Offiziere waren schließlich gute Soldaten, aber für ihre jetzigen Stellungen doch nicht geeignet.

Endlich trat als mein scharfer Gegner General Krafft v. Delmensingen

hervor. Er war Chef des Generalstabes der Armee des Kronprinzen Ruprecht in Lothringen — der 6. — gewesen. Er hatte dann das Alpenkorps erhalten. Als Kommandierenden General dieses Korps fand ich ihn bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung vor. Als ich den Entschluß faßte, eine Deutsche Armee zum Angriff am Isonzo unter General Otto v. Below einzusetzen, wählte ich General Krafft v. Delmensingen, der mir auch schon von Friedenszeiten her bekannt war, zum Chef, da er mit dem Gebirgskrieg gut vertraut war. Nach gelungenem Angriff setzte ich das gleiche Armeeoberkommando an der Westfront ein. Seine Führung in der großen Schlacht von Frankreich war nicht gerade glücklich; aber diese Ansicht hatte ich für mich behalten. Woher eigentlich die Feindschaft des Generals v. Krafft kam, weiß ich nicht. Sie entsprang wohl im wesentlichen der Abneigung des Kronprinzen Rupprecht gegen meine Person. Trotz Einstellung gegen mich hatte General v. Krafft mich um eine Art Befürwortung seines Gesuches um Verleihung des Max-Josef-Ordens nach dem Kriege gebeten, die ich ihm gern gegeben hatte.

Es war natürlich, daß diese Einstellung der drei Generale sich fühlbar machen mußte. Hierbei möchte ich betonen, daß andere Kommandierende Generale sich durchaus kameradschaftlich gegen mich verhielten. Ich nenne hier den in Augsburg lebenden General v. Gebsattel, obwohl dieser führendes Mitglied der Bayerischen Volkspartei war; vor allem aber Generaloberst Graf v. Bothmer. Dieser war mein Sektionchef gewesen, als ich als Oberleutnant im Jahre 1894/95 in den Generalstab kommandiert wurde. Er hatte im Verlauf des Weltkrieges 1915 eine Armee in den Karpathen erhalten und führte am Ende des Krieges die Armee in Lothringen. Er war ein Führer und ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes. Natürlich trübten sich auch meine Beziehungen zu ihm vom Herbst 1923 ab infolge des immer schärfer werdenden Verhaltens des Kronprinzen gegen mich und fanden so auch ihr Ende.

Die erste Gelegenheit, die sich mir bot, mit einem weiteren Kreise der bayerischen Offiziere zusammen zu kommen, war eine kameradschaftliche Vereinigung der Max-Josef-Ordens-Ritter Anfang Oktober 1920*). Bei späteren Veranstaltungen der Max-Josef-Ordens-Ritter fand in der Michael-Hofkirche — der Jesuitenkirche Münchens — eine kirchliche Veranstaltung statt, die ich 1921 und 1922 auch besuchte. Es fiel mir auf, daß die Mehrzahl der Ordens-Ritter sich nicht, wie in römischen Kirchen ritual üblich, bekreuzigte, also protestantisch war. Ich will selbstverständlich nicht etwa damit sagen, daß römischgläubige Offiziere nicht gleich tapfer waren wie protestantische, wohl aber schien es mir so, daß in dem, der Mehrzahl der Bevölkerung nach katholischen Bayern der protestantische Bevölkerungteil einen erheblich stärkeren Anteil an Offizieren gestellt hatte, wie der katholische; eine Tatsache, die ja auch in Preußen beobachtet werden konnte, wo die Zahl der römischgläubigen Offiziere weit hinter dem prozentmäßigen Anteil der römischgläubigen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung zurückblieb. Bei der Zusammenkunft der Max-Josef-Ordens-Ritter Anfang Oktober 1920 machte ich, was die Stimmung der Offiziere mir gegenüber betrifft, die schon angedeutete Erfahrung. Einige waren von größter Kühle, andere von ehrlicher Begeisterung. Es war so, als ob das ungeheuere Geschehen des Weltkrieges die unteren Rangstufen mehr ergriffen hätte, wie die oberen; natürlich mit Ausnahmen. Es war schließlich die Stärke des Deutschen Empfindens der einzelnen, die sich damals in der Haltung der Offiziere gegen mich offenbarte.

Ganz eindeutig Deutsch war das Verhalten der Mannschaften. Sie kannten keinen Gegensatz zwischen Bayern und Deutschland, eins war ihnen gleichbe-

---

*) Ich möchte hier anführen, daß die Verleihung dieses Kriegsordens, ebenso aber auch wie die einiger anderer bayerischer Orden für bayerische Staatsangehörige die Verleihung des Adels in sich schloß. So kam es, daß in Bayern die höheren Offiziere, die einen entsprechenden Orden erhalten hatten, auch adlig waren. So wurde mir denn auch in der Regel das Wörtchen „von" beigelegt, während ich ausdrücklich seiner Zeit die Verleihung des Adels abgelehnt hatte, da mein Name einer „Erhebung" wirklich nicht bedurfte. Er hatte so weltgeschichtlichen Klang.

deutend mit dem anderen. Das Kriegserlebnis hatte verbindend gewirkt, erst später sollte auch bei ihnen Hetze einsetzen. Sie sahen in mir den Führer des Deutschen Heeres im Weltkriege neben dem General v. Hindenburg. Meine Taten waren ihre Taten. Sie blickten in Verehrung auf mich und waren stolz, wenn ich an ihren Veranstaltungen teilnahm, was späterhin vom Kronprinzen Rupprecht nicht gern gesehen wurde. Die erste solcher Veranstaltungen war am Totensonntag des Jahres 1920. Der Krieger-Verein Münchens ehrte in einer großen Feier die 8000 Söhne der Stadt, die im Weltkriege gefallen waren. Diese Feier war in jenen Tagen tiefen Niedergangs ein Ereignis. Die Einstellung der Soldaten zu mir kam bei ihr deutlich zum Ausbruch. Sie waren wirklich nicht pazifistisch angekränkelt, auch wenn sie „Marxisten" gewesen sein mögen. Solches Denken war das traurige Vorrecht der Bonzen, die nur zu oft das alte Heer und das Erlebnis des Weltkrieges gar nicht gekannt hatten.

Die Rede, die gehalten wurde, hatte indes weniger meinen Beifall. Sie war typisch für das Volksdenken. Die Toten wurden als Helden gefeiert, als ob jeder Tote auch wirklich ein Held gewesen wäre. Dagegen wurde der Lebenden, die ebensoviel geleistet hatten wie die Toten, in keiner Weise gedacht. Der Tod wurde als „Opfer" für das Vaterland bezeichnet. Ich lehnte die ganze Auffassung, die aus den vielen Gedächtnisreden auf die Gefallenen, die ich im Laufe der Zeit in stets gleicher Melodie zu hören bekam, ab, nicht minder viele Denkmäler, die den Gefallenen nach und nach gesetzt wurden. München hat ein würdiges Denkmal erhalten, wenn ich auch kein Freund von „unbekannten" Soldaten bin. Uns war der Deutsche Soldat kein unbekannter, er war uns „bekannt". Seine Eigenschaften galt es zu erhalten und zu versinnbildlichen. Statt dessen erschienen wehleidige Darstellungen, ja, z. B. solche, in denen ein Sanitäter einem Verwundeten eine Stärkung reicht u. dgl. m. Aus solchen Denkmälern sprach entmannendes christliches Denken. Ich begann, dieses störend zu empfinden und benutzte viele Ge-

legenheiten, die männlichen Tugenden eines Soldaten und sein Leben für sein Volk — nicht seinen Tod — zu feiern.

Inzwischen hatte das politische Leben in Deutschland seinen Fortgang genommen. Ende September hatte die Regierung v. Kahr ein großes Landesschießen der Einwohnerwehr des Forstrats Escherich und wohl auch sonstiger Organisationen in München veranstaltet. Viele zehntausende Männer marschierten bewaffnet durch die Straßen Münchens. Das war gegenüber der Erfüllungpolitik, die Berlin vorschrieb, ein Ereignis, das sich — wie mir gesagt wurde — auch gegen Berlin richten sollte. Ich begrüßte die Veranstaltung. Ich selbst habe mich nicht von der Begeisterung der Menge überzeugen können, von der die Zeitung schrieb, denn ich war wegen des französischen Gesandten gebeten worden, nicht an der Veranstaltung teilzunehmen!!! Ich wunderte mich seiner Zeit darüber weiter nicht, denn ich war ja für den Feind der gefürchtete, aber auch geachtete Feldherr des Weltkrieges. Nur zu leicht hätte meine Anwesenheit, so glaubte ich, der Veranstaltung eine außenpolitische Note geben können. Später ist es mir klar geworden, daß diese ganze Veranstaltung gar nicht nationalem Willen dienen sollte, sondern daß sie tatsächlich eine außenpolitische Bekundung war, die den französischen Gesandten Dard von der Macht, über die Bayern verfügte, falls es sich mit anderen Gebieten vom Reich trennen würde, überzeugen sollte. Solchen Zielen diente ja die Politik, die in aller Stille von dem allmächtigen Geheimrat Heim und von dem französischen Gesandten in München bisher betrieben wurde. In jenen Tagen hatten mir die Bamberger Beschlüsse der Bayerischen Volkspartei, die am 21. 9. gefaßt wurden, sehr zu denken gegeben. Sie ergänzten nicht nur den berüchtigten Artikel 18 der Reichsverfassung, der mich erschreckt hatte, als ich das erstemal die Reichsverfassung gelesen hatte, sondern ging weit über ihn hinaus. Ihre wichtigsten Punkte forderten:

„Die beschleunigte Ermöglichung der Bildung von Einzelstaaten auf verfassungmäßigem Wege"

und:

„für die einzelnen Deutschen Staaten das Recht, in Angelegenheit ihrer eigenen, durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit anderen Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestellen."

Die Reichsverfassung kannte keine „Deutschen Staaten", sie kannte nur „Länder", und hatte die Führung der auswärtigen Politik allein dem Reiche vorbehalten. Ich fragte mich, welchen Weg wollte denn die Bayerische Volkspartei einschlagen? Klarheit gewann ich erst nach Jahren, als ich erfuhr, daß der Zerfall des Reiches sehr wesentlich nur deshalb verhindert worden ist, weil damals in Paris ein Präsidenten- und Ministerwechsel stattfand, infolgedessen Herr Dard die Abtrennung Bayerns vom Reich und die römische Politik des Herrn Heim nicht weiter verfolgen durfte. Herr Poincaré hatte den Präsidentenposten an Herrn Millerand abgetreten.

Die Veranstaltung in München fiel in eine Zeit Deutschen Tiefstandes, in der sie, wie die Abstimmung in Kärnten am 10. Oktober, auf die ich noch kommen werde, erhebend wirkte. Wir wurden entwaffnet und mußten unsere Waffen, sowohl die militärischen Bestände allerorts, sowie auch die in Privathand gekommenen Kriegswaffen bis auf das letzte Stück abgeben. Es war natürlich, daß Deutschgesinnte Menschen Waffen für bessere Zeiten bergen wollten. So waren auch in Bayern viele Deutsche tätig, Waffen zu verstecken, auch an Plätzen, die leider nicht die geringsten Anforderungen für die Erhaltung der Waffen erfüllten. Einem alten Soldaten konnte das Herz bluten, wenn ihm Deutsche freudestrahlend die Mitteilung machten, Gewehre da und dort im Heuschober geborgen oder in die Erde vergraben zu haben oder ähnliches mehr. Besser war schon eine Unterbringung in Klöstern. Doch was hatten Mönche mit Deutschem Freiheitwillen zu tun? Mit der Zunahme solchen Verbergens von Waffen wuchs auch die widerliche Angeberei über verborgene Waffen an die feindliche Kontrollkommission, was zu den traurigsten Erscheinungen der Nachkriegszeit gehört. Sie hielten sehr lange an, ent-

fachten aber auch Volksunwillen in steigendem Maße. Selbsthilfe gegen solche Angeber war unvermeidlich*). Die sich dann ergebenden Prozesse und Gerichtsverhandlungen sollten späterhin zu weiteren so unerfreulichen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens führen.

Es war klar, daß der Niedergang Deutschen Ansehens und die Herrschaft des Marxismus im Reich auf der einen Seite, auf der anderen Seite das vermeintliche starke nationale Wollen der Regierung Kahr dem nationalen Leben in München neue Kraft zuführten. In solcher Betätigung nationalen Willens wandten sich auch studentische Korporationen mit der Bitte an mich, an ihren Veranstaltungen teilzunehmen.

Besonders zahlreich waren die studentischen Veranstaltungen zur Reichsgründungfeier im Januar 1921. Damals sah ich das alles allein als vaterländische Betätigung an. Heute erscheint es mir, daß die Anregung zu diesen Veranstaltungen sehr häufig wohl die Tatsache landesverräterischer Bestrebungen verdecken und Vertrauen zu dem Vorhaben zeitigen sollte, das von Bayern aus geplant war. Die Veranstalter selbst werden hiervon keine Ahnung gehabt haben. Die Studenten, unter denen damals noch viele Kriegsteilnehmer waren, waren von ehrlichem, nationalem Wollen erfüllt. Hatten ja z.B. Studenten der Marburger Universität eigene Formationen aufgestellt, die sich in Thüringen bei der Niederwerfung kommunistischer Aufstände betätigt hatten. Andere studentische Formationen hatten in den Ruhrkämpfen Anfang April 1920 erfolgreich gekämpft.

Die Reden, die bei diesen Reichsgründungfeiern gehalten wurden, waren die üblichen Reden, die ich auch aus der Vorkriegszeit von nationalen Feiern her genügend kannte. Nur die Reden, die ich bei einer Veranstaltung katholischer Studenten zu hören bekam, waren derartige, daß ich mich fragte, was ha-

*) In München wurde am 16. 6. 1921 der Marxist Gareis aus solchem Anlaß erschossen. Er hatte Akten gesammelt, die er den Franzosen abliefern wollte, und dies auch noch ausdrücklich angekündigt, gleichsam, als wolle er sich der Deutschen Schande rühmen.

ben diese Reden überhaupt mit der Reichsgründung zu tun? Ich lernte hier ein Denken kennen, das mir bisher fremd war, und konnte nur zu mir sagen, arme römischgläubige Deutsche Jugend! Es war mir nur erfreulich, daß diese Jugend selbst auch nicht gerade befriedigt erschien. Die an anderen Orten mit jugendlicher Begeisterung aufgenommenen Reden liefen sehr oft auf den Gedankengang hinaus: „Wenn das Vaterland ruft, sind wir da.“ Auch die Lieder, die gesungen wurden, stellten den Dienst für Volk und Vaterland in Aussicht. Es fehlte das klare Erkennen, daß ja schon seit Eintritt der Deutschen in die Geschichte der Ruf an die Deutschen erging, jeden Augenblick des Lebens für das Vaterland und das Volk zu ringen. Es war schließlich dieselbe Erscheinung, die bei den Gedächtnisreden auf die Toten zu Tage getreten war. War es hier ein Feiern von Vergangenem, so war es dort ein Vertrösten auf die Zukunft. Die Gegenwartaufgabe, das Leben für das Volk in jedem Augenblick unseres Daseins einzusetzen, kam überall zu kurz! Ich vermißte auch die Einsicht für die Bedeutung echten Wehrhaftseins eines Volkes, der allgemeinen Wehrpflicht und des Heeres als Schule für das gesamte Volk. Diese Einsicht durfte nicht schwinden, klare Anschauungen mußten dem Volke erhalten werden. Wehrwille durfte selbst in unserer außerordentlich schwierigen Lage nicht zu Spielereien führen und dieser schon als Wehrhaftsein aufgefaßt werden. Gewiß mußten eigenartige Aushilfen herhalten, nie aber durfte die Überzeugung schwinden, daß das alles mehr als kümmerliche Aushilfen waren. In meinen Gedankengängen machte ich mündlich und schriftlich zahlreiche Ausführungen. Ich bringe Beispiele in den Anlagen 1 und 2.

Ich sprach um so lieber von dem alten Heere, da sich bereits jetzt die Ansichten über seinen Wert auch in wohlmeinenden Kreisen zu trüben begannen. Die wüsten Schimpfereien von jüdischer und auch christlich pazifistischer Seite über das Heer und den einzelnen Soldaten, der Mörder genannt wurde, wirkten doch. Mich empörten sie aufs tiefste. Wohl wurde auch in den ge-

nannten wohlmeinenden Kreisen an dem alten Heere Gutes gelassen, aber dabei wurden so viele Einzelheiten angeführt, an denen das alte Heer gekrankt haben soll, daß schließlich Gutes an ihm nicht übrig blieb. Das alte Heer mußte in seiner Gesamtheit beurteilt werden und in seiner Gesamterscheinung war es ein vollendetes Gebilde. Es war die Volksschule. Schade nur, daß nicht jeder wehrfähige Deutsche durch sie hindurch gegangen war. Das Heer war für mich ein Vorbild für die Deutsche Volksgemeinschaft. Es kannte keine Parteien, die das Volk zerklüfteten. Es gab in ihm nur Führer und Geführte, erzogen zum selbständigen Handeln im Zusammenwirken auf den gleich großen Gedanken eines Sieges zur Erhaltung des Volkes und des Vaterlandes. Das Heer war für mich das Vorbild zur Deutschen Volksschöpfung, nicht etwa im Sinne des Heeres Friedrich Wilhelm I. von Preußen, in dem der Krückstock nur zu sehr regierte, sondern im Sinne des Heeres des Weltkrieges und der von mir eingeführten Taktik der selbständig handelnden, aber durch Idee und Führung zusammengehaltenen Einzelkämpfer. In Königsberg hatte ich in jenen Tagen, wovon ich bald sprechen werde, ausgeführt:

„Es ging von dem Heere eine geistige Strömung ins Volk: Die Ausschaltung allen Parteizwistes, die Zurückstellung des eigenen Ichs gegenüber dem Vaterland."

In diesen Gedankengängen dachte ich mir die Erziehung des Volkes und namentlich der Kreise, denen Führerstellen im Volke zufallen konnten.

Der Verlauf der studentischen Kommerse befriedigte mich wenig. Die jungen Menschen „in Wichs" machten oft keine glücklichen Figuren. Sie schienen selbständig aufzutreten, aber hinter ihnen standen die „alten Herren". Es war immer das gleiche Lied. Später erfuhr ich nur zu sehr, daß die meisten studentischen Vereinigungen, ganz gleich welchen Namen sie führen, ihren Ursprung in der Freimaurerei haben, daß Freimaurer sie in Gestalt der alten Herren leiteten. Sie hielten die jungen Studenten in völliger wirtschaftlicher Abhängigkeit. Es war keine erfreuliche Einsicht, die ich auch hier nach und nach gewann.

Bei den katholischen Studentenvereinigungen traten an Stelle des Freimaurers die Priester oder deren Vertrauensleute, die mit ihnen „fühlten". Ich erkannte dann auch, daß, wo Freimaurer und Priester fehlten, okkulte Orden sich einschoben. Erfreulich war nur, daß wenigstens eine Zeitlang der Alkohol zurücktrat. Ob das angehalten hat, glaube ich nicht. Dieser war ja das Mittel, in unendlich zahlreichen Vertretern der Deutschen Jugend Jugendkraft zu brechen und sie zu willigen, widerstandslosen Werkzeugen überstaatlicher Mächte zu machen. Ich war mir sehr bald klar, daß kein Deutscher Gemeinschaftgeist in den studentischen Vereinigungen groß gezogen würde, so viel wie man auch von ihm sprach, sondern studentischer Dünkel und studentische Eigenbrötelei, die einem Gemeinschaftgeiste völlig entgegenstehen. Wenn ich mit jungen Leuten darüber sprach, dann hörte ich nur zu oft: „Ja, unser Fortkommen!" Die „Verbindungen des Korps" sicherten es doch. Solches Denken empörte mich, wenn ich mir auch immer mehr bewußt wurde, daß hierin leider etwas Tatsächliches lag. Freimaurerische Hörigkeit sicherte das Fortkommen. Schon die Jugend gab ihre Freiheit hin für dieses Fortkommen. Sie war dadurch materialistisch eingestellt und schwärmte nur in Worten von Idealen. Den Seelenmißbrauchern war es geglückt, die Denk- und Urteilsfähigkeit der akademischen Jugend im weiten Umfange zu lähmen. Ich erhielt später Bänder von Korps u. dgl. Ich nahm sie auch an, ich wollte durch Ablehnung nicht verletzen. Immer mehr setzte sich in mir die Überzeugung fest, daß unser akademisches Leben krank war, und ich zog mich darauf seit 1924 von ihm völlig zurück.

Häufig war ich im Kyffhäuser-Verband Deutscher Studenten. Er wollte Deutsche Ziele verfechten. Das war ein gutes Lockmittel für heranwachsende Jugend. Ich selbst wurde Ehrenmitglied, legte aber diese Ehrenmitgliedschaft 1927 nieder, als ich erkannte, daß dieser Kyffhäuser-Verband Deutscher Studenten völlig verfreimaurert war, also nie im wahren Sinne Deutsch sein konnte. Bei einer Zusammenkunft der Mitglieder des Kyffhäuser-Ver-

bandes Deutscher Studenten lernte ich auch den Historiker Erich Marks kennen. Er sprach wie Historiker sprechen, die gewohnt sind, geschichtliche Ereignisse aneinander zu reihen, ohne diese in der Tiefe zu ergründen. Ich weiß beim Schreiben dieser Zeilen nicht mehr, um was es ging. Nur ist mir unvergeßlich in Erinnerung geblieben, daß ich mich in meiner schweren Enttäuschung über diese Ausführung gegen sie wenden mußte. Aber Professor Erich Marks war ein berühmter Historiker und wurde es noch mehr! Ich empfand schon damals, welche Schuld die Historiker auf sich geladen haben, indem sie die Geschichte nicht richtig darstellen und die Mächte nicht beachten, die als Geschichtegestalter so vornehmlich in die Erscheinung treten, nämlich Juda und Rom und die Glaubenslehren, von anderem abgesehen. Ich brauche da nicht einmal an den Historiker Hans Delbrück zu denken, der damals seinen Feldzug gegen mich in den „Preußischen Jahrbüchern" begonnen hatte. Ich habe später, wo ich Gelegenheit hatte mit Historikern zusammenzukommen, auf wahre Geschichteschreibung hingewiesen und hatte auch die freudige Genugtuung, daß ich gehört wurde. Doch davon später.

Der Besuch der zahlreichen Veranstaltungen in München war mir dadurch erleichtert, daß mir von dem Kommandeur der Sicherheitpolizei, bald hieß sie Schutzpolizei, Oberst v. Seisser, einem früheren Generalstabsoffizier, ein Kraftwagen der Polizei für diese Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. Mich begleitete zu ihnen „als mein Adjutant" Oberleutnant v. Grolmann, der ja in Berlin an der Verbrennung früher erbeuteter Fahnen am Denkmal Friedrich des Großen beteiligt gewesen war. Er hatte den Abschied aus der Schutzpolizei Berlin infolge seiner Haltung in den Kapptagen erhalten und war nun auf meine Befürwortung hin bei der Schutzpolizei in München angestellt. Es war mir angenehm, bei den Veranstaltungen einen Gehilfen an meiner Seite zu haben, der auf manches Bedacht nahm, was mir gegenüber von den Veranstaltern zu berücksichtigen war.

Während sich die Regierung Kahr in dem Gefühl sonnen konnte, von dem

nationalen Deutschland mit heller Begeisterung, von dem internationalen mit offenem Mißtrauen angesehen zu werden, gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland immer mißlicher, ja verzweiflungvoller. Die Mark fiel und fiel. Irgendein Ausweg war nicht zu erkennen, im Gegenteil wurde unsere Zukunft von Tag zu Tag trüber und dabei standen bei uns Deutsche gegen Deutsche.

Im Januar 1921 wurde in Paris durch unsere Feinde der von Deutschland zu zahlende Betrag auf 296 Milliarden Mark festgesetzt, den Deutschland in 42 Jahren aufzubringen hätte. Die Deutsche Regierung — Reichsaußenminister Simon — bot auf der unseligen Londoner Konferenz, die vom 1. bis 7. 3. 1921 stattfand, die Zahlung von 50 Milliarden an. Der Vorschlag wurde abgelehnt, wobei Lloyd George besonders scharf sprach, worauf die Londoner Konferenz zerplatzte. Da das Reich mit Zahlungen nach Ansicht der Feindstaaten in Rückstand gekommen war, besetzte die Entente jetzt Düsseldorf, Duisburg, Oberhausen, Mühlheim-Ruhrort als Sanktion. Sie drohte mit der Besetzung des Ruhrgebietes, falls Deutschland sich nicht bereit erkläre, 132 Milliarden in 37 Jahren, beginnend mit einer Jahresrate von 2 Milliarden zu zahlen. Die Regierung des römischgläubigen Wirth, die an Stelle Fehrenbach-Simons getreten war, nahm schließlich Anfang Mai das Ultimatum und damit diese ungeheuerliche Belastung des Deutschen Volkes an, durch die „Versailles" gekrönt werden sollte.

Während diesem unglückseligen Fortgang unserer Versklavung erzitterte Norddeutschland wieder durch einen kommunistischen Aufstand, der namentlich in Mitteldeutschland, hier im Mansfeld'schen, um Halle und Leipzig, ferner auch in Hamburg und im Ruhrgebiet ausgebrochen war und blutig erstickt wurde. Wir waren ein unglückliches Volk!

Zur selben Zeit, am 20. März 1921 hatte auch die durch den Friedensvertrag vorgesehene Abstimmung in Oberschlesien stattgefunden. Ich hatte mit größtem Argwohn die Maßnahmen des römischen Papstes Benedikt XV.

und seines Nuntius in Warschau, des Kardinals Ratti, des späteren Papstes Pius XI. beobachtet. Der Nuntius, der durch und durch polnisch und anti- deutsch eingestellt war, wie das bei den römischen Priestern selbstverständlich ist, hatte in Oberschlesien freie Hand, dessen Bevölkerung vornehmlich römisch- gläubig war. Trotzdem hatte die Abstimmung eine Deutsche Mehrheit er- geben, was mich hoch befriedigte. 709 348 Deutsche Stimmen standen gegen 479 747 polnische. Das war bei der römischen Propaganda in der Tat ein erfreuliches Ergebnis, das die Entente und ihr Schoßkind Polen auf das Tiefste enttäuschte. Nach der Abstimmung hätte Oberschlesien Deutsch blei- ben müssen, denn es hatte ja die Deutsche Mehrheit. Aber die Entente und Polen wollten den Völkerbund vor eine vollendete Tatsache stellen und so ließ denn die in Oberschlesien tätige interalliierte Kommission unter dem General le Ronde im Angesicht der dort befindlichen französischen Truppen zu, daß polnische Truppen, die als irreguläre Insurgentenhaufen auftraten, weite Teile Oberschlesiens besetzten, zunächst die, die polnisch abgestimmt hatten, ja auch darüber hinaus drangen diese Insurgenten vor. Überall wur- den die Deutschen grausam verfolgt. Ein Schrei der Entrüstung erschallte aus dem Munde vieler Deutschen. Oberländer traten an mich heran, ob sie nicht auch nach Oberschlesien eilen sollten, wie andere Verbände Nord- deutschlands, z. B. Roßbach und auch aus Hannover unter Major v. Wal- dow u. a. Natürlich war ich erfreut, war aber dann um so mehr erstaunt, als die Regierung Kahr dem Korps Oberland bei Ausführung der Absichten erhebliche Widerstände bereitete. Auch die Einwohnerwehr des Forstrates Escherich beteiligte sich nicht an dieser nationalen Erhebung. Die Reichs- regierung schien zunächst die Organisierung des Widerstandes in Ober- schlesien zu begünstigen. Ein bewährter Divisionkommandeur des Welt- krieges, General Höfer, übernahm die Leitung der dorthin eilenden Orga- nisationen, denen es dann Ende Mai gelang, durch kühnes Draufgehen die Polen zurückzudrängen. Beim Sturm auf den Annaberg am 21. Mai waren

auch Teile von Oberland beteiligt. Sie erzählten mir später, daß Mönche des Klosters Annaberg ihnen gesagt hätten, sie hätten auf Weisung des Nuntius Ratti ihre Stimmen für Polen abgeben müssen. Dem frischen Draufgehen des Deutschen Selbstschutzes und seinen Erfolgen fielen jetzt die interalliierte Kommission und das französische Militär, die vorher das Vorgehen der polnischen „Insurgenten" geduldet hatten, in den Arm. Die Regierung Wirth blieb nun nicht dahinter zurück. Sie sabotierte das weitere Handeln des Deutschen Selbstschutzes und ließ in ihrer Presse die Deutschen Freiheitkämpfer als Meuterer bekämpfen. Das Schicksal Oberschlesiens war damit entschieden, auch wenn erst der Völkerbund im Oktober sein „Urteil" fällte und Oberschlesien am 20. 10. teilte. Die wichtigsten Kohlen- und Industriegebiete Oberschlesiens gingen mit Deutschem Blut für Deutschland verloren.

Hatte nun auch das Vergießen Deutschen Blutes nicht bewirken können, daß ganz Oberschlesien dem Reiche verblieb, war es also nach dieser Richtung hin, wie man so sagt, „vergebens geflossen", so hatte doch das Handeln von Deutschen in Oberschlesien gezeigt, daß Deutscher Freiheitwille im Deutschen Volke liegt. Dieser Kampf hat leider an anderen Stellen, z. B. im Memellande nicht stattgefunden. Er trat würdig zur Seite den Freiheitkämpfen in Kärnten des Jahres 1919, von denen ich allerdings erst hörte, als ich im Februar 1923 dieses Deutsche Land besuchte.

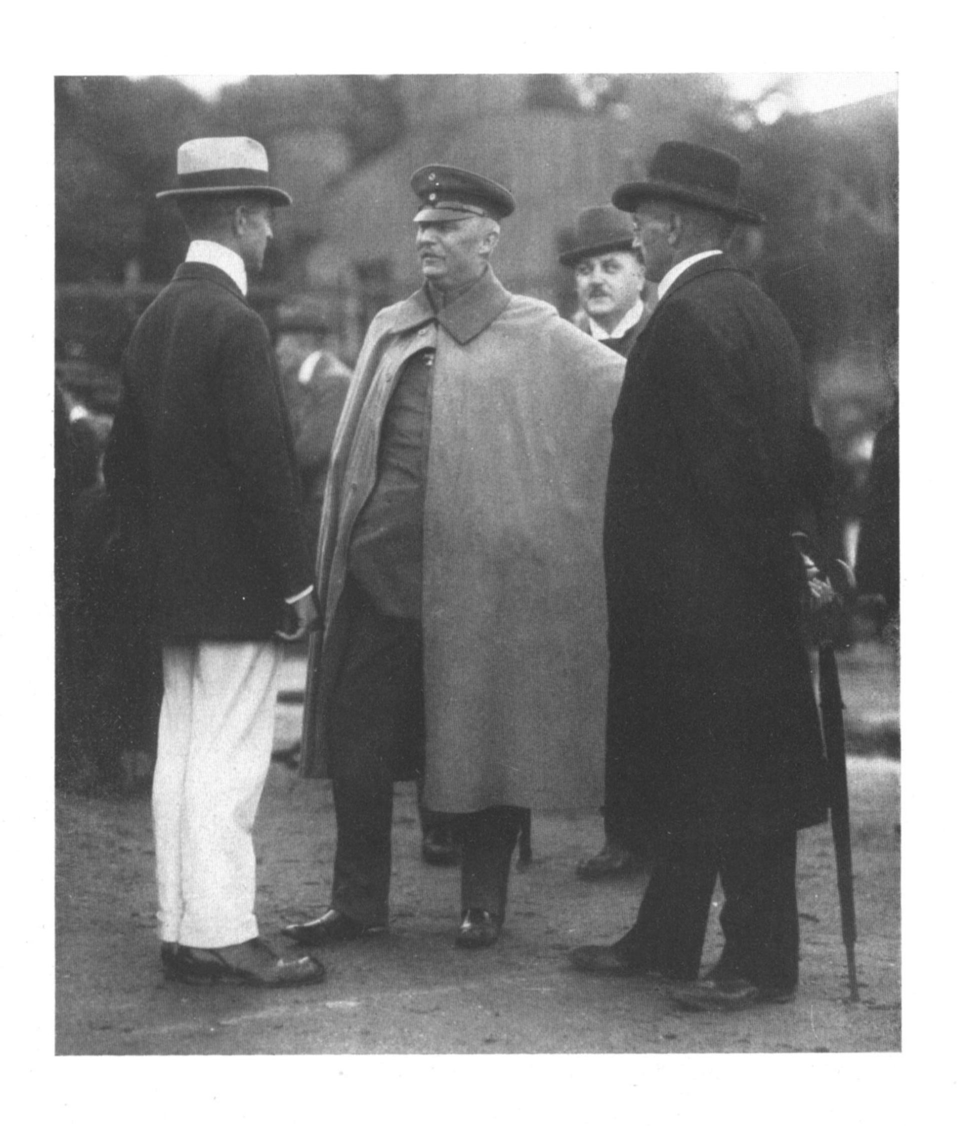
Deutscher Freiheitwille hatte sich zu gleicher Zeit, wenn auch in ganz anderer Weise in Österreich gezeigt. Es regte sich in den Deutschen Österreichs wiederum der Anschlußwille. Am 7. April traten Deutsche in einer gewaltigen Kundgebung in Wien dafür ein. Es war bemerkenswert, daß Arbeitermassen hierbei beteiligt waren, mögen sie auch von Juden und Freimaurern aufgeboten gewesen sein, die die drohende Reaktion Roms in Wien und Österreich fühlten, so wird doch gerade in dem Arbeiter sein Deutsches Blut gesprochen haben. In einzelnen Ländern blieb es nicht bei Kundgebungen. Da

wurde zur Abstimmung geschritten. Am 18.4. sprachen sich in Tirol über 98 Prozent der Stimmen, d.h. 147000 für — 2000 gegen den Anschluß aus. Die Abstimmung im Salzburgischen am 29.5. hatte ein noch glänzenderes Ergebnis: 103000 Deutschen, die für den Anschluß waren, standen 800 entgegen, die gegen ihn gestimmt hatten. Diese Deutsche Welle in Österreich schien natürlich Rom zu gefährlich und auch den Feindstaaten, die den Anschluß nicht wollten. So wurden denn weitere Abstimmungen in den österreichischen Ländern verhindert. Aber Deutscher Lebenswille hatte sich doch betätigt. Nur zu schnell verwischten sich aber im Deutschen Volke unter dem schweren Ringen des Tages diese Eindrücke.

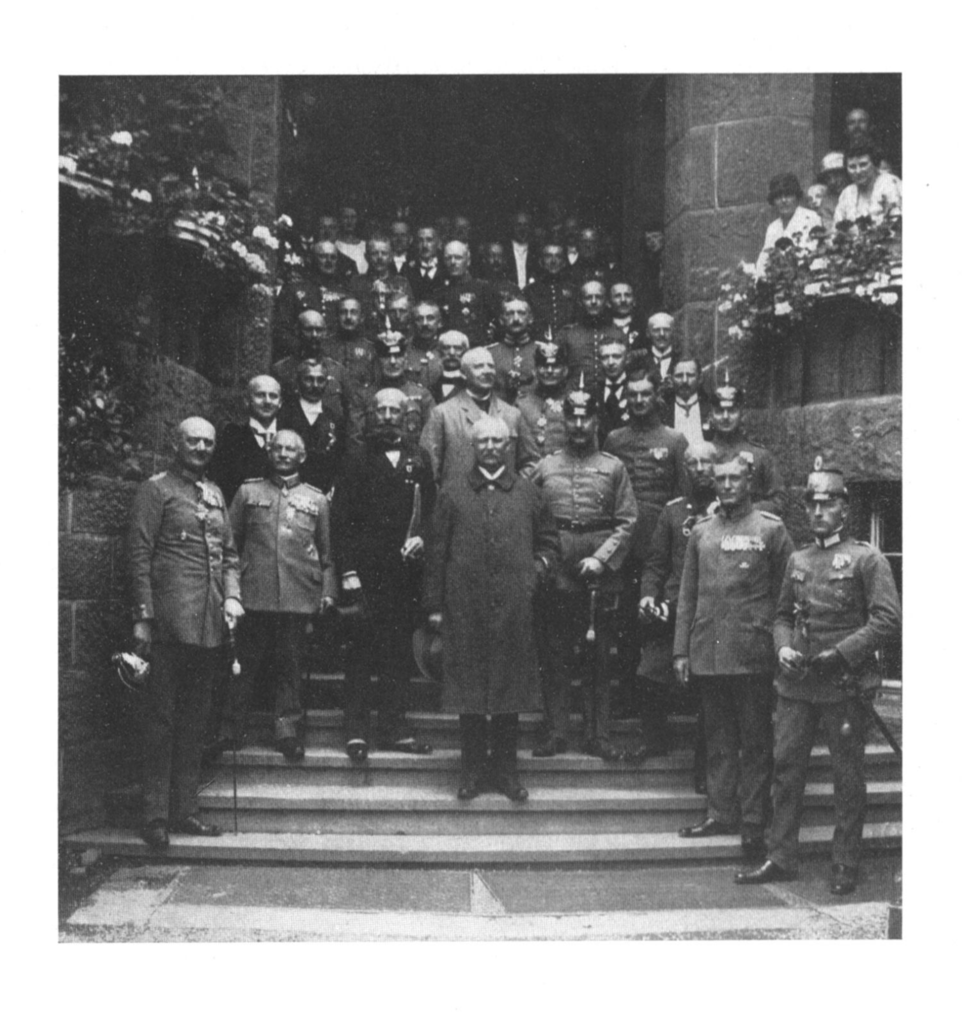
Während der wirtschaftlichen, völkischen und seelischen Not, unter der Millionen Deutsche litten, erfolgte das Ableben der Kaiserin Auguste Viktoria am 11.4. in Doorn. Eine tiefe Verehrung und die glühende Liebe zum Vaterlande verband mich mit der hohen, würdevollen Frau. Sie war dem Kaiser eine treue Gefährtin und übte auf ihn mit schönem weiblichen Takt einen tiefgehenden Einfluß aus. Bei der Besorgnis des Kaisers, daß er von anderen abhängig erscheinen könnte, betätigte sie ihn mit größter Zurückhaltung, ja Vorsicht. Einst hatte ich im Hauptquartier in Kreuznach, nach einem Mittagessen beim Kaiser, eine Unterhaltung mit der Kaiserin im Blickfelde des Kaisers. Sie bat mich, beiseite zu treten, damit der Kaiser unsere lange Unterhaltung nicht wahrnehme, die über Fragen, über die sie gerne meine Ansicht hören wollte, ging. Sie wußte wohl, daß der Kaiser und ich gegensätzliche Naturen waren, aber auch, daß ich nur das wollte, was auch für den Obersten Kriegsherrn nach meiner Ansicht das Beste sei. Ich teile dies mit, nur um zu zeigen, mit welcher Zurückhaltung die hohe Frau ihre Aufgabe erfüllte, dem Kaiser als Gattin und Beraterin zur Seite zu stehen. Sie hatte in Doorn Aufenthalt genommen, als der Kaiser von Amerongen dorthin übergesiedelt war, und ihm auch hier ausgleichend zur Seite gestanden, selbst aufs tiefste bewegt von dem Unheil ihres Hauses. Sie war aber Christin

und hielt es für gottgewollt und war wie der Kaiser in das Schicksal ergeben. Wie mußte der Kaiser jetzt den Heimgang seiner Gattin in seiner Einsamkeit empfinden! Nach so bewegtem, abwechslungreichem Leben, das seinem vielleicht zu lebhaften Geist Anregung und Erfüllung gewährt hatte. Die Kaiserin wurde am 19. 11. im Antiken-Tempel unweit des neuen Palais bei Potsdam beigesetzt. Ich beschloß an der Beisetzung teilzunehmen. In Berlin stieg ich wie immer bei Frau Emma Heckmann ab, die mir ihr Haus für einen Berliner Aufenthalt gern zur Verfügung gestellt hatte. Von hier aus fuhr ich nach Potsdam und an Sanssouci vorbei nach dem neuen Palais und seiner Eisenbahnstation Wildpark bei Potsdam. Hier traf mit einem Zuge aus Doorn der Sarg ein, der die sterblichen Überreste der Kaiserin barg. Die Fahrt durch Deutschland hatte Anlaß zu schönen Sympathiekundgebungen für sie und das Hohenzollernhaus gegeben, das so lange die Geschicke Preußens und dann Deutschlands geleitet hatte. Auf der Wildparkstation waren die Prinzen des königlichen Hauses — der Kronprinz weilte noch in Wieringen —, zahlreiche Generale und Admirale des alten Heeres, die Würdenträger des früheren kaiserlichen Hofes versammelt. Viele Tausende harrten außerhalb des Bahnhofes und längs des Weges, den der schier endlose Trauerzug eingeschlagen hatte. In tiefer Stille fuhr der mit Kränzen überhäufte Sarg an der ergriffenen Menge vorüber. Wir schritten schweigend, General v. Hindenburg und ich mit Admiral v. Tirpitz, den Prinzen an der Spitze des Trauerzuges folgend, daher und begleiteten den Sarg bis in den Tempel, wo eine kurze würdige Feier stattfand. Dann begab ich mich wieder in meinen Kraftwagen. Es war, als ob eine Spannung der Menge sich löste. Sie gab mir gegenüber einer Begeisterung Ausdruck, die ich nach dem eben Durchlebten — ich möchte sagen nach dieser Feier — beinahe störend empfand, wenn nicht in ihr auch Zorn gegen das Deutsche Geschick und Erwartung auf eine Besserung gelegen hätte.

In der völkischen Not jener Tage berührten sich auch mehr des Herrn



Am 14. August 1921 bei der Tannenbergfeier in Königsberg



Regimentsfeier ehemaliger „165er" in Goslar am 17. und 18. Juni 1922

v. Graefe und meine Gedankengänge. Auch kam — es war wohl in jenen Tagen — Herr Rudolf Heß, ein frischer, jugendlicher Mann, zu mir. Er erzählte mir von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, die seit kurzem gegründet sei, und von ihrem Freiheitwillen und bat mich, auch ihren Führer, Herrn Adolf Hitler, zu empfangen. Ich willigte ein und bald darauf lernte ich Herrn Adolf Hitler in meinem Hause mit seinem drängenden Willen kennen und habe ihn dann in weiten Kreisen empfohlen, was mir sehr bald den Unwillen Deutschnationaler in München zuzog, die mich allmählich mehr, und namentlich nach deren Parteitage Ende August 1921 in München, in ihre Gedankengänge hineinziehen wollten *).

Bald, Ende Mai 1921, während noch in Oberschlesien gekämpft wurde, sollten nun auch in Bayern Ereignisse eintreten, die mich weiterhin befremdeten. Es erfolgte die Kapitulation der Regierung Kahr vor dem Willen der Berliner Regierung Wirth; wußte doch die Bayerische Volkspartei, daß der römischgläubige Wirth auch die Weisungen des römischen Papstes befolgte. Die Regierung Kahr erklärte sich im Mai bereit, die Einwohnerwehr aufzulösen. Der Schwur der Zehntausende bei dem Landesschießen am 26. September 1920 und die Beteuerung der Herren v. Kahr und Escherich waren in den Wind gesprochen gewesen. Auch in Bayern setzte Niedergeschlagenheit weiter Kreise der Bevölkerung ein. In diese tiefe Niedergeschlagenheit des Volkes fielen gleichsam als Ausfluß der eingetretenen Volksabstimmung am 26. 8. 1921 die tödlichen Schüsse auf Erzberger, diesen unheilvollen Mann.

Erzberger war der Träger der Politik des Jesuitengenerals in Deutschland geworden, nachdem er durch den Großadmiral v. Tirpitz bei Durchbringen der Flottenvorlagen im Weltkrieg eine Bedeutung erlangt hatte,

*) Herr Hitler hatte im Herbst 1919 mit der kleinen Gruppe „Deutsche Arbeiterpartei" Fühlung genommen, die aus der Thule-Gesellschaft hervorgegangen war. Sie war am 24. 2. 1920 das erstemal in die Öffentlichkeit getreten und führte bald den Namen „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei".

die diesem betriebsamen und ehrgeizigen Zentrumsmitgliede nicht innewohnte. Aber er war fleißig und durch seine Etatskenntnisse und Skrupellosigkeit anderen Zentrumsmitgliedern überlegen. Graf Hertling lehnte mir gegenüber, es war wohl im August 1918, Erzberger aufs schärfste ab. Er meinte in seiner römischgläubigen Entrüstung, er halte Erzberger für fähig, sogar das Zentrum zu zerschlagen. Ich konnte diese Entrüstung weiter nicht teilen, sie gewährte mir aber einen tiefen Einblick in das Denken dieses Reichskanzlers, der als Verfasser des Görres-Lexikons, in das ich staunenden Blikkes Einblick nahm, nie hätte Reichskanzler werden dürfen. Er war nicht minder römisch gesinnt, wie sein Gegner Erzberger. Erzberger hatte sich, um alle Wünsche des Jesuitengenerals und auch jetzt des römischen Papstes zu erfüllen, zum Haupt der Waffenstillstandskommission gemacht und dort seine „Deutsche Rolle" vortrefflich durchgeführt. Sein weiteres Wirken hatte dem entsprochen. Die Deutschen, die die todbringenden Schüsse auf Erzberger abgegeben, gehörten der Organisation „Konsul" an. Sie flüchteten nach Ungarn. Als ich im Frühjahr 1923 in Österreich war, erzählte mir Oberst Bauer, in welcher Not sich diese Deutschen dort befänden. Ich habe diese Not gelindert.

In der Zeit dieses Niederganges beteiligte ich mich an vaterländischen Kundgebungen in Norddeutschland. Ich hielt das für eine Pflicht gegenüber dem sich gerade hier breitmachenden marxistischen Internationalismus, der jedes völkische Wollen und jede klare Überlieferung aus der Vergangenheit ersticken wollte und alles, was früher Großes war, mit seinem Hohne traf. Wie schmerzlich mir diese Feiern durch das Erinnern an unsere stolze Vergangenheit wurden, erlebte ich bald.

Ich hatte aus Königsberg von Freiherrn v. Gayl, der in der Verwaltung Ober-Ost unter mir gearbeitet hatte und jetzt in einem Siedlungunternehmen Ostpreußens tätig war, für den 13. und 14.8. eine Einladung nach Königsberg erhalten. Ich folgte ihr. Das nationale Wollen in dieser von Polen und

Litauen so schwer bedrohten Provinz bedurfte besonderer Pflege. Ich folgte der Einladung auch gern. Mein Herz gehörte der Provinz. Die Schlachten von Tannenberg und an den masurischen Seen und lange Feldzüge waren ja um die Erhaltung Ostpreußens geführt worden. Mein bestes Können hatte ich für sie eingesetzt. Ich hatte auch die Not des Russeneinfalls in die Provinz miterlebt!

Ich fuhr über Swinemünde nach Pillau mit dem Dampfer, der, nach Errichtung des Korridors, ermöglichte, ohne polnisches Gebiet zu befahren, nach Ostpreußen zu gelangen. Wie oft war ich vor dem Weltkriege und im Weltkriege mit der Bahn von Berlin nach Ostpreußen gefahren. Wie anders war das jetzt alles geworden. Weit schweiften meine Gedanken während der Fahrt zurück; als mich der Kapitän des Schiffes aufmerksam machte, wo die polnische Grenze die Ostsee berührte, wurde meine Stimmung noch ernster. Wo war die Zeit geblieben, als ich als Seebataillons-Offizier Danzig, die Hauptstadt Westpreußens, auf einem Deutschen Kriegsschiff besuchte. In Pillau wurde ich von Festveranstaltern begrüßt. Auch die Besatzung eines Torpedo-Bootes beteiligte sich daran, wohl zum Schreck der marxistischen Regierung in Berlin und des marxistischen Polizeipräsidenten Lübrinck in Königsberg, dem alles Nationale so besonders verhaßt war. Ich übernachtete zunächst auf dem Lande und nahm dann in Königsberg Wohnung bei dem Präsidenten des dortigen Finanzamtes, Herrn Triesler, der, als ich in Kowno das Gebiet des Oberbefehlshabers Ober-Ost verwaltete, einer meiner bewährtesten Gehilfen war. Er hatte als Dienstwohnung die Dienstwohnung eines Divisionkommandeurs erhalten. — Ja, die Verhältnisse hatten sich geändert. Im übrigen freute ich mich, diesen vortrefflichen Beamten wieder zu sehen. Da ich später noch mehr „politisch" belastet erschien, mied ich ihn bei meinen späteren Besuchen in Königsberg. Er hat mich auch nicht aufgesucht.

Am 23. abends war eine Vorfeier in der Stadthalle mit Fackelzug und Festkommers. Die Begrüßung, die mir zuteil wurde, war eine ungemein

warme. Als ich in meiner Ansprache ausführte: „Es mögen andere geschickter gewesen sein als ich, aber mit der Liebe zum Vaterlande nehme ich es mit allen auf", umtoste mich donnernder Beifall, begeistert erklang das Preußen-Lied.

Am 14. war eine weitere öffentliche Feier auf dem Walter-Simon-Platz. Hier waren Kriegervereine, neugebildete Verbände und Deutsche außerhalb der Verbände versammelt. Feierlich empfangen schritt ich die Fronten ab. Gewiß waren auch hier alte Soldaten vertreten, aber es war doch keine Truppe, die ich begrüßen konnte; es waren waffenlose Deutsche, die ich durch meine Worte aufzurichten hatte. Ich konnte auch alte Bekannte begrüßen und Kameraden mit Kriegsauszeichnungen und Verwundete, die ich durch eine kurze Unterhaltung erfreute. Die üblichen Gottesdienste wurden abgehalten, Herr v. Gayl und ich sprachen. Darauf fand ein Vorbeimarsch vor mir an dem Denkmal des Generals v. Yorck statt. Immer wieder richteten sich dabei meine Gedanken auf das alte Heer. Aber für die Teilnehmer an der Veranstaltung war sie doch eine Quelle neuer Kraft. Wie lange würde sie vorhalten?

Am Nachmittag besuchte ich noch eine Volksveranstaltung im Tiergarten. Das Stück von Wilhelm Raabe „Tannenberg" wurde gegeben, und große sportliche Leistungen gezeigt. Zahlreiche Kriegervereine, Jugendverbände, Offiziere und Mannschaften der Reichswehr und der Marine waren zugegen. Auch hier war viel Begeisterung und viel Wärme. Hierbei hatte ich Gelegenheit, auch über die Abstimmung in Ostpreußen zu sprechen und konnte zu meiner Genugtuung feststellen, daß sich bei Leitung derselben auch römischgläubige Deutsche ganz im Deutschen Sinne betätigt hatten. Ihr Deutsches Rasseerbgut hatte sie verhindert, mit ihrem Oberhaupt in Rom zu „fühlen".

Und doch schien mir in den Veranstaltungen eine gewisse Unstimmigkeit zu liegen, die ich später auf die tiefe Zerrissenheit der ostpreußischen Kreise durch Freimaurerei und andere Geheimorden zurückführen konnte. Am Vor-

mittage war mir die Ehrendoktor-Urkunde der medizinischen Fakultät durch Dekan Professor Dr. Kirschner überreicht worden. Es war wohl mein vierter Ehrendoktor*). Die Urkunden, die mir überreicht wurden, tragen schöne Worte. Ich will hier nur die Worte der letzten Urkunde wiedergeben:

„Dem Meister der Feldherrnkunst, dessen überragendes Können Gesundheit und Leben unzähliger deutscher Krieger vor den feindlichen Feuerschlünden gerettet;
Dem Befreier, der mit eiserner Hand unsere ostpreußische Heimaterde reingefegt von den plündernden und sengenden russischen Horden;
Dem Führer, dessen starker Arm den makellosen Ruhm der deutschen Waffen und den Glanz deutscher Kultur getragen hat von den Gestaden des atlantischen Ozeans bis in die Wüsten Arabiens;
Dem Helden, der das von einer Welt beutelüsterner Feinde umklammerte deutsche Volk mit den scharfen Schlägen seines unbesiegten Schwertes geschützt, bis es falschem Worte trauend, seine ungebrochene Wehr und seinen starken Führer fallen ließ;
Dem deutschen Manne, dessen Bild, aus der Finsternis der Gegenwart hervorleuchtend, uns den Glauben gibt an einen dereinstigen Retter und Rächer unseres Volkes."

Ich bin auf diese Veranstaltung in Königsberg näher eingegangen und habe auch vorstehende Worte erwähnt, um zu zeigen, daß es auch Deutsche gab, die nicht in die allgemeine Hetze einstimmten, die offen aus marxistischen und kommunistischen Kreisen, etwas verhaltener aus römischen Kreisen und namentlich von Seiten der „Intelligenz" gegen mich im Gange war. Das Deutsche Volk soll in alle Zukunft wissen, daß es auch Deutsche gab, die mich ehren wollten und sich damit ehrten. Allerdings muß es auch erfahren, daß mit zunehmender Feindschaft der überstaatlichen Mächte, namentlich der Freimaurerei und der römischen Priester, bald aller Priester und der von ihnen

*) Ich war bereits Ehrendoktor von Fakultäten der Universitäten Breslau, Freiburg i. Br. und Königsberg.

abhängigen Geheimorden, die Schar dieser Deutschen immer kleiner wurde, bis sie wieder wuchs, nachdem meine Aufklärung die Augen vieler Deutschen geöffnet hatte. Da es bei aller Hetze und allen Versuchen geheimer und offizieller Art indes bei dem gesunden Sinn des Volkes schließlich nicht gelingen wollte, mir meine Feldherrntaten zu nehmen, so wurde dann der Versuch gemacht, mich in den „Soldaten" und den „Politiker" zu zerlegen. Ersteren ließen die Volksfeinde gezwungenermaßen gelten, um sogleich mit solcher Anerkennung den „Politiker" mit stillem Bedauern abzulehnen. Recht vielen Deutschen, die dadurch von einer Stellungnahme für oder gegen mich bewahrt wurden, war solcher Ausweg recht bequem. Andere wählten ihn in ihrer Denk- und Urteilslosigkeit. Diese Versuche, mich zu zerlegen, haben bis zur Stunde nicht aufgehört. Andererseits ist aber das Verstehen der Geschlossenheit meiner Person gewachsen. Damals in Königsberg galt naturgemäß die Feier dem Feldherrn und dessen nationalem Wollen. Schon bei meinem nächsten Aufenthalt in Königsberg im Jahre 1924 zeigten sich mir andere Bilder und wieder andere bei meinen späteren Besuchen in den Jahren 1926/27.

Nach den Feiern in Königsberg führte mich Herr v. Gayl in einer Autofahrt quer durch die Provinz nach dem Besitz des Herrn v. Oldenburg-Januschau, der in deren westlichem Teile lag. Ich kam dabei durch das völlig römischgläubige Ermeland. Ich traf hier eine ganz andere Kultur als in den protestantischen Teilen der Provinz. Selbst der Pferdeschlag war ein anderer; es war ein schwerer Schlag, nicht die wunderbar edle Züchtung des ostpreußischen Pferdes. Wir besuchten auch einzelne Siedlungen. Ich traf in ihnen ehemalige Offiziere, die mit ihren Frauen gemeinsam sich ein neues Leben schaffen wollten. Ich sah Fleiß und Not mit Enttäuschung. Ich hatte vieles anders für die Kameraden erhofft. In Herrn v. Oldenburg sah ich einen alten Bekannten der Kriegszeit wieder, der, ein ehemaliger Garde-Ulan, die Führung eines Landwehr-Regiments im Osten erhalten hatte. Er hatte es mit

Auszeichnung geführt. Er war Junker und Offizier mit warmem Herzen für die ihm unterstellten Soldaten und Arbeitnehmenden. Sein Besitz war in musterhafter Ordnung. Es freute mich, wieder einmal einen so gut verwalteten Großgrundbesitz in Augenschein nehmen zu können. Daß Herr v. Oldenburg auf die Berliner Regierung nicht gut zu sprechen war, war selbstverständlich. Er zeigte mir, wie die Regierung in allen Stellen der Beamtenschaft ihre Anhänger hineinschob und bewährte alte Beamte verdrängte. Rückblickend klagte er über die Unentschlossenheit der Obersten Heeresleitung in Kolberg, die auch von ihm zu einem tatkräftigen Handeln gegen Polen im Sommer 1919 aufgefordert worden sei. Er sprach mit größter Zurückhaltung von General v. Hindenburg und dessen Rat an den Kaiser, nach Holland zu fahren. Er sprach auch über den Kaiser selbst und bedauerte seine Schwäche seinen Ratgebern gegenüber; auch er meinte, der Kaiser habe die Lage oft richtiger beurteilt als diese. Gemeinsame Erinnerungen ließen die Tage schnell verstreichen. Leider mußte ich mich später gegen Herrn v. Oldenburg wenden.

Gleich darauf hatte ich eine Feier in Frankfurt a. O. Die Angehörigen des Leib-Grenadier-Regiments, dem ich einst von 1890 bis 1895 angehört hatte, hatten sich versammelt. Die Veranstaltung war einheitlicher. Tausende, Offiziere und Mannschaften, hatten sich eingefunden. Sie waren stolz auf das alte Regiment, aber wie anders war es doch. Damals stolze — heute zerschlagene militärische Kraft. Auf dem Kasernenhof war die Feier. Auch ich richtete einige Worte an das Regiment und nahm dann an dem Essen aus der Feldküche teil. Das Zusammensein mit Offizieren darauf war nicht ganz so harmonisch wie das Zusammensein auf dem Kasernenhof. General v. Dieringshofen, der Kommandeur des Regiments in der Zeit vor dem Weltkriege gewesen war und der den Kaiser bei einem Besuch des Regiments in Frankfurt empfangen hatte, sagte mir, der Jubel, der meiner Person gegolten hätte, wäre nicht geringer gewesen als der, den der Kaiser erhalten

habe. Sollte mich das erfreuen, fühlte er meinen Ernst und meine Trauer? Ja, ich war mir bewußt, daß ich für alle Soldaten und deren Angehörige, ja auch vielen Deutschen die Siegestaten verkörperte, auf die wir Deutschen mit Stolz zurückblickten und an denen wir uns aufrichten können. Dieses Gefühl mußte über die Wehmut siegen, wenn wirklich meine Anwesenheit nutzbringend sein sollte.

In Frankfurt habe ich einen Brief des Generals v. Hindenburg erhalten, der mich dringend bat, zu ihm zu kommen, er wäre zu Besuch bei seinem Schwiegersohn, dem Herrn v. Brockhusen auf Groß-Justin bei Camin in Pommern. Ich wußte nicht, worum es sich handelte; der Ruf war sehr dringend. Ich fuhr hin und hörte zu meinem Erstaunen, daß der General von Hindenburg sich über das eben erschienene Buch des Oberst Bauer sehr erregte, in dem dieser seine Erinnerung an die Kriegszeiten niedergeschrieben hatte. Er hatte die Tätigkeit des Generals v. Hindenburg allerdings, wie ich das gewünscht hatte, durchaus schonend, aber doch hie und da richtig gezeichnet. General v. Hindenburg verschloß sich indes der Wahrheit und stellte auch an mich das Ansinnen, sozusagen Herrn Oberst Bauer öffentlich zur Ordnung zu rufen. Ich entzog mich dieser Bitte und schlug nun vor, daß andere dies tun sollten. So geschah es denn auch. Mir gewährte indes der Aufenthalt in Groß-Justin, so angenehm er gesellschaftlich war, einen recht tiefen Einblick in das Denken des Generals v. Hindenburg über seine eigene Person.

Endlich nahm ich noch Ende August an einer vaterländischen Veranstaltung von Verbänden des alten Deutschen Frontheeres in dem Stadion bei Berlin teil. Viele Tausende von alten Frontkämpfern waren gekommen. Noch größer war die Masse der Zuschauer. General v. d. Goltz und ich hielten Ansprachen. Dann erfolgte ein Vorbeimarsch vor mir und den Ehrengästen, darunter auch Prinzen des königlichen Hauses der Hohenzollern. Das rote Berlin hatte wiederum Uniformen des alten Heeres gesehen und sich über-

zeugen können, daß seine Überlieferung in weiten Kreisen der Bevölkerung noch recht lebendig wach war. Allerdings konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß die Massen, aber auch die alten Kameraden, recht wenig über die wahren Zusammenhänge nachgedacht hatten. Wie vor dem Weltkriege herrschte ein gewisser Hurra-Patriotismus vor, der durch äußerliches, zuweilen lautes Auftreten Unklarheiten und Mangel an Gehalt verdeckte. Ich sah auch im Geiste die Millionen, die nicht anwesend waren, wenn andere sich über die Anwesenheit von Tausenden freuten.

Auch die nationale Berliner Presse, wie in Königsberg und Frankfurt a. d. Oder, die mich später begeiferte, hatte Worte für mich gefunden, die ich nur deshalb wiedergebe, um ihre spätere Charakterlosigkeit zu zeigen; denn ich war in meinem Streben stets der Gleiche geblieben bis auf den heutigen Tag. So hatte der „Berliner Lokalanzeiger" vom 25.8.25 über mein Eintreffen im Stadion geschrieben:

„Und dann trat Ludendorff ein. Heiligste Mannestreue brauste dem Vielgeschmähten entgegen. Die Vielen, die die Arena und die Tribüne füllten, durchzuckte das eine Gefühl, ein Mann steht vor uns, der wie ein Felsen aufragt in dieser weibischen Zeit."

Ich hatte schöne Tage in Norddeutschland verlebt und das Sehnen von Millionen nach Freiheit empfinden können. Nun kehrte ich wieder nach München zurück, wo die politischen Verhältnisse sich inzwischen weiter entwickelt hatten. Zwischen Herrn v. Kahr und Forstrat Escherich waren erhebliche Gegensätze in Erscheinung getreten. Sie hatten sich wohl gegenseitig die Schuld an der Auflösung der Einwohnerwehr zugeschoben. Es waren aber auch grundsätzliche Gegensätze zutage getreten. Die Einwohnerwehr hatte sich nicht völlig auflösen lassen. Sanitätsrat Pittinger aus Regensburg, dem Sitz des Schwärzesten der schwarzen Bayerischen Volkspartei, des Herrn Held, hatte in München weite Teile der Einwohnerwehr übernommen. Er war in ihr bekannt, da er Kreisleiter derselben in Regensburg gewesen war.

Er gründete aus ihr den Bund „Bayern und Reich", und zwar im schärfsten Gegensatz zum Forstrat Escherich, der sich in seinem Einfluß ungemein beschränkt sah. Ich zweifle nicht, daß Forstrat Escherich Deutsch eingestellt war, und nehme heute an, daß seine Einwohnerwehr von freimaurerischen Kräften genau so gefördert worden ist wie der „Stahlhelm". Hinter Sanitätsrat Pittinger stand für mich stets Rom. Hier werden auch seine Geldgeber zu suchen gewesen sein. Es war mir bedenklich, daß Herr v. Kahr sich auf Seiten Herrn Pittingers stellte, doch hielt ich Herrn v. Kahr damals noch für völlig Deutsch eingestellt, und sah so ein gewisses Gegengewicht gegen Herrn Pittingers Streben. Daß Sanitätsrat Pittinger das Vertrauen des Kronprinzen Rupprecht genoß, war selbstverständlich. Da auch Herr v. Kahr monarchisch eingestellt war, so entstand hier eine geschlossene monarchische Gruppe, wenn sie auch in ihren Zielen zum Reich mir nicht einheitlich schien. Eines war sicher für mich: in dem Bunde „Bayern und Reich" lag der Schwerpunkt in dem Worte Bayern, und nicht etwa in dem Worte Reich. Neben dem Bunde „Bayern und Reich" stand damals in Bayern die „Bayerische Königspartei". Über diese Königspartei und ihren Vorsitzenden, Herrn Mayer-Koy, ging in München eigentümliches Gemunkel. Er, wie ein Mitglied desselben, Graf v. Bothmer, sollten recht enge Beziehungen zu Frankreich und französischem Gelde haben. Wie sehr das der Fall war, habe ich vor nicht allzu langer Zeit aus der Schrift des Herrn Ilges „Die geplante Aufteilung Deutschlands" erfahren, ebenso die Tatsache, daß auch hier Mayer-Koy aufs engste mit Führern der Bayerischen Volkspartei in Zusammenarbeit stand. Von Graf v. Bothmer erfuhr ich das bereits früher. Außerdem war Herr Mayer-Koy Privatsekretär des sehr reichen römischgläubigen Konvertiten Freiherrn v. Kramer-Klett gewesen. Zwar wurde nun Herr Mayer-Koy im Mai 1921 von dem Vorstande entfernt und auch Graf v. Bothmer ausgeschlossen, aber die Bayerische Königspartei blieb für mich mit ernstem Makel belastet. Das änderte sich auch nicht, als ich vernahm, daß

die Staatsanwaltschaft keinen Grund gefunden hätte, gegen Herrn Mayer-Koy einzuschreiten, war doch die Staatsanwaltschaft abhängig von den Weisungen des Ministeriums, und Herr v. Kahr war nun einmal Mitglied der Bayerischen Volkspartei und zugleich Vertrauensmann des Kronprinzen Rupprecht, der zum mindesten die Pflicht gehabt hätte, auf gerichtliche Klärung dieser eigenartigen Zusammenhänge hinzuwirken. Das alles gab mir ungemein zu denken. Sehr ernst hatte mich auch die Veröffentlichung eines Briefes des Kronprinzen Rupprecht an den Grafen Hertling in der „Münchener Zeitung", dem späteren Organ Herrn v. Kahrs, vom 20. Juli 1921 berührt. Dies um so mehr, als ich jesuitische Einflüsse in der „Münchener Zeitung" wahrzunehmen geglaubt habe. Bei der Veröffentlichung spielte auch die Telegraphen-Information eine Rolle, die als Telegraphenbüro plötzlich in München, wie ich nie bezweifelte, von jesuitischer Seite errichtet war. Die Veröffentlichung des Briefes sollte den weitschauenden politischen Blick und die föderalistische, gegen Berlin gerichtete Einstellung des Kronprinzen Rupprecht beweisen. Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke gekommen ist, daß der Brief seinerzeit überhaupt nicht geschrieben worden ist, dagegen ein von jesuitischer Seite jetzt angefertigtes Schreiben wäre, das jetzt, im Juli 1921, römischen Zielen, in die das Haus Wittelsbach sich stellte, dienen sollte. Sei es nun wie es sei, der Brief ist von größter geschichtlicher Bedeutung, er zeigt jedenfalls, wie der Kronprinz Rupprecht in Bayern und in Deutschland als Föderalist angesehen werden wollte. Das kronprinzliche Schreiben berührte die innerdeutschen Verhältnisse des Juli 1917 mit folgenden Worten:

„Nun einige Worte über die innerdeutschen Verhältnisse:

Man wirft der bayerischen Regierung vor, daß sie sich alles von Berlin gefallen ließe, und die Meinung gewinnt immer mehr Anhänger, daß, nachdem doch alles von Berlin aus geleitet werde, unsere Regierung nichts weiter sei als ein überflüssiger und kostspieliger Ballast. In den anderen Bundesstaaten ist übrigens die antimonarchistische Stimmung womöglich noch schlimmer. Durch hier nicht zu erörternde Umstände ist der Kaiser um alles Ansehen gekommen, und die Verstim-

mung geht soweit, daß ernsthaft denkende Leute bezweifeln, ob die Dynastie Hohenzollern den Krieg überdauern wird." (Juli 1917!!!) „Die einzelnen Bundesstaaten müssen alles daran setzen, um in die innerpolitische Krise Preußens nicht verwickelt zu werden, die mir noch lange nicht abgeschlossen erscheint, und dürfen es nicht zugeben, daß sie durch eine Umgestaltung der Reichsverfassung in parlamentarischem Sinne ihrer urwichtigsten Rechte und ihres Einflusses auf die Aufgaben des Reiches beraubt werden. Daß sie während des Krieges so auf manche Befugnisse zugunsten des Reiches zeitweilig verzichteten, hat vielfach die Ansicht aufkommen lassen, daß diese Befugnisse auf die Dauer dem Reiche belassen werden könnten und vorhandene, zentralistische Neigungen bestärkt, die bewußt oder unbewußt letzten Endes auf die Existenz eines mehr oder minder republikanischen Einheitsstaates hinauslaufen. Die Reichsverfassung wird zweifellos eine teilweise Umgestaltung erfahren müssen, eine solche Umgestaltung darf aber nicht im parlamentarisch-republikanischen Sinne erfolgen, sondern sollte eher in dem Sinne vorgehen, daß die Autorität der Einzelstaaten eine Hebung erfährt und die Reichsverfassung mehr der Form eines Staatenbundes als eines Bundesstaates angenähert wird. Vielleicht kann uns hierbei eine nach dem Kriege zu erhoffende Annäherung Deutsch-Österreichs" (das 1917 noch nicht bestand!) „zustatten kommen. Das Deutschtum darf nicht in einem Preußentum aufgehen, das dem süddeutschen Charakter nicht zusagt. Bei aller Hochachtung des gemeinschaftlichen deutschen Gedankens und zugunsten des Deutschtums selbst muß das süddeutsche Element im Reiche wieder zu größerem Einfluß gelangen. In Berlin muß nachdrücklichst betont werden, daß jede Schmälerung der Rechte der einzelnen Bundesfürsten und ihrer Regierungen wegen der sich hieraus ergebenden Minderung ihres Ansehens einer Förderung destruktiver Bestrebungen gleichkommt, die schließlich nach erreichtem Zentralismus sich auch gegen den Träger der Kaiserkrone richten werden, da dieser sowie die Regierung, eine Ausgeburt der jeweiligen Mehrheitspartei, nur allzuleicht als überflüssiger Zierat erachtet werden kann. Vielleicht mag es sich jetzt empfehlen, den Bayerischen Landtag einzuberufen und es ihm nahezulegen, unter ausdrücklicher Kundgebung deutscher Gesinnung gegen eine Umänderung der Reichsverfassung in zentralistischem Sinne sich zu äußern. Es würde hierdurch einer Anzahl von Abgeordneten, die zugleich Mitglieder des Reichstages sind und die als solche den Beschlüssen der Reichstagsfraktionen, auch wenn sie mit den Interessen des eigenen Landes nicht überein-

stimmen, sich meist aus Parteirücksichten unterordnen, das Rückgrat gestärkt, um die Landesinteressen frei von Parteirücksichten im Reichstag energischer zu vertreten....."

Diese Ausführungen waren völlig auf das Denken der Bayerischen Volkspartei zugeschnitten und wohl geeignet, den Kronprinz Rupprecht Liebkind bei dieser zu machen. Weitere Ausführungen über wirtschaftliche Maßnahmen, die ich aber nicht mehr wiedergebe, hatten wohl Arbeiter von dem sozialen Denken des Kronprinzen zu überzeugen. Ich hielt diese Maßnahmen völlig auf die augenblickliche Lage zugeschnitten. Jedenfalls trat für mich der Kronprinz mit diesem Brief mit außerordentlicher Schärfe als Thronanwärter hervor. Er wollte überall in Bayern Eisen im Feuer haben. Mit Recht bezeichnet der Historiker Professor Fester, mit dem ich auch über Geschichteforschung gesprochen habe, in seinem Buche über den letzten österreichischen Kaiser Karl diesen Brief als ersten Axthieb an die Wurzeln des Bismarckreiches.

Ende September erfolgte der Sturz der Regierung Kahr. Herr v. Kahr hatte für die Bayerische Volkspartei seine Schuldigkeit getan, aber er war doch für diese und Rom durch seinen Verkehr mit Deutschnationalen Preußen zu „national" belastet. Beide wollten ein würdigeres, vielleicht auch sichereres Mitglied der Bayerischen Volkspartei zum bayerischen Ministerpräsidenten haben, der auch in Berlin genehmer war. So bestimmte sie denn den Grafen Lerchenfeld, den ich von seiner Tätigkeit als Vertrauensmann des Herrn v. Bethmann in Warschau genügend kannte, zum ersten Beamten des bayerischen Landes.

Kronprinz Rupprecht konnte nun nach Veröffentlichung des Briefes sicher sein, daß ihm auch von der Bayerischen Volkspartei keine Schwierigkeiten gemacht würden, wenn er, unter gleichzeitiger Betonung des Föderalismus, für Deutschland sichtbarer als Vertreter der monarchischen Idee hervortrat. Ja, es kam die Zeit, wo in Bayern an die Errichtung eines Königreichs

Bayern im Rahmen der Deutschen Republik unter der Präsidentschaft des Herrn Ebert gedacht wurde.

Am 18. 10. 1921 entschlief König Ludwig III. in Ungarn. Kronprinz Rupprecht war nun im Sinne des Legitimismus König von Bayern. Seine Bestrebungen gewannen dadurch an Bedeutung. Am 5.11.1921, also etwa drei Jahre nach der Vertreibung des Königs aus München durch Eisner und Genossen, fand die Totenfeier des Königs in München statt, wohin die sterblichen Überreste des Königs überführt waren, um dann gemeinsam mit der schon früher verstorbenen Königin in Wildenwarth, einem wittelsbachischen Besitz, endgültig beigesetzt zu werden. Die Feier gestaltete sich zu einer großen monarchischen Kundgebung. Es wurde von vielen erwartet, daß Kronprinz Rupprecht sich an diesem Tage als König von Bayern erklären würde. Ich habe diesen Schritt nicht von ihm erwartet, dazu fehlte ihm die Entschlossenheit, auch war die Lage wirklich nicht danach angetan. Er gehörte mehr zu den Fürsten, die von dem Volke gebeten werden wollten, die Regierung zu übernehmen. Der endlose Trauerzug bewegte sich von der Ludwigskirche durch die Straßen Münchens nach der Frauenkirche. Ich schritt in ihm inmitten der bayerischen Generalität. Die Straßen waren dicht von Leidtragenden umsäumt, die dem toten Könige mehr Teilnahme schenkten als den Lebenden. Nach dem Pontifikalamt in der Frauenkirche verließ der Kronprinz schnell die Kirche. Die Fahnen des alten Heeres, die vor dem Sarge hergetragen wurden, waren nicht in die Kirche gefolgt, sondern in einer Aufstellung auf dem freien Platz vor der Frauenkirche geblieben. Die Begrüßung der Fahnen durch den Kronprinzen sollte nun der Augenblick sein, auf den die Monarchisten hofften. Ich war dem Kronprinzen aus der Kirche gefolgt und erwartete nun, was eintreten würde. Der Kronprinz grüßte die Fahnen mit seinem preußischen Marschallstab würdevoll, die Fahnen des alten Heeres senkten sich wie vor dem Landesherrn, damit aber war die Szene zu Ende.

Korps Oberland hatte sich umsonst bereit gestellt, um einem etwaigen „Königsputsch" entgegenzutreten. Einige Tage später sprach ich dem Kronprinzen mein Beileid zum Heimgang seines Vaters aus. Er war, wie schon bei der Anfang Oktober stattgehabten Feier der Max-Josef-Ordens-Ritter entgegenkommender gegen mich als bisher. Glaubte er vielleicht, mich für seine Pläne zu gewinnen, nachdem er gehört hatte, mit welchem Jubel ich in Königsberg und Frankfurt a. d. O. begrüßt worden war? Aber immerhin, meine Anwesenheit in Bayern war ihm nicht genehmer geworden. Um so nötiger war es für mich, die Augen offen zu halten. Später hat sich der Kronprinz Rupprecht nicht enthalten können, diesen Besuch zum Anlaß unerhörter Verunglimpfung meiner Person zu machen, worauf ich noch zurückkommen werde, ich hätte mich ihm zur Verfügung gestellt und das Haus Hohenzollern preisgegeben. Ich komme hierauf noch zurück. Führer der Bayerischen Volkspartei benutzten solche Mitteilungen zu weiteren Verunglimpfungen meiner Person.

Während dieser politischen Entwicklung, die so vordringlich in mein Leben trat und auch beim Schreiben dieser Erinnerung so vorherrschend für meine Erkenntnis erscheint, führte ich in dem Landhause auf der Ludwigshöhe mein gewohntes arbeitreiches Leben und forschte und forschte über unsere Vergangenheit, über die wahren Zusammenhänge unseres politischen Lebens und für die Gewinnung von Grundlagen einer wirklichen Deutschen Volksschöpfung, die allen Stürmen der Zeit Stand halten würde und sich nicht so brüchig erwies wie unser Volksleben im Weltkriege. Ich konnte mich nicht dem Eindruck verschließen, als ob Bismarck viel zu sehr „Staatsmann" gewesen sei und zu wenig „völkisch" gefühlt habe. Ich empfand es schmerzlich, daß auf dem Adler des Helmes, den ich getragen hatte, das Wort:

„Mit Gott für König und Vaterland"

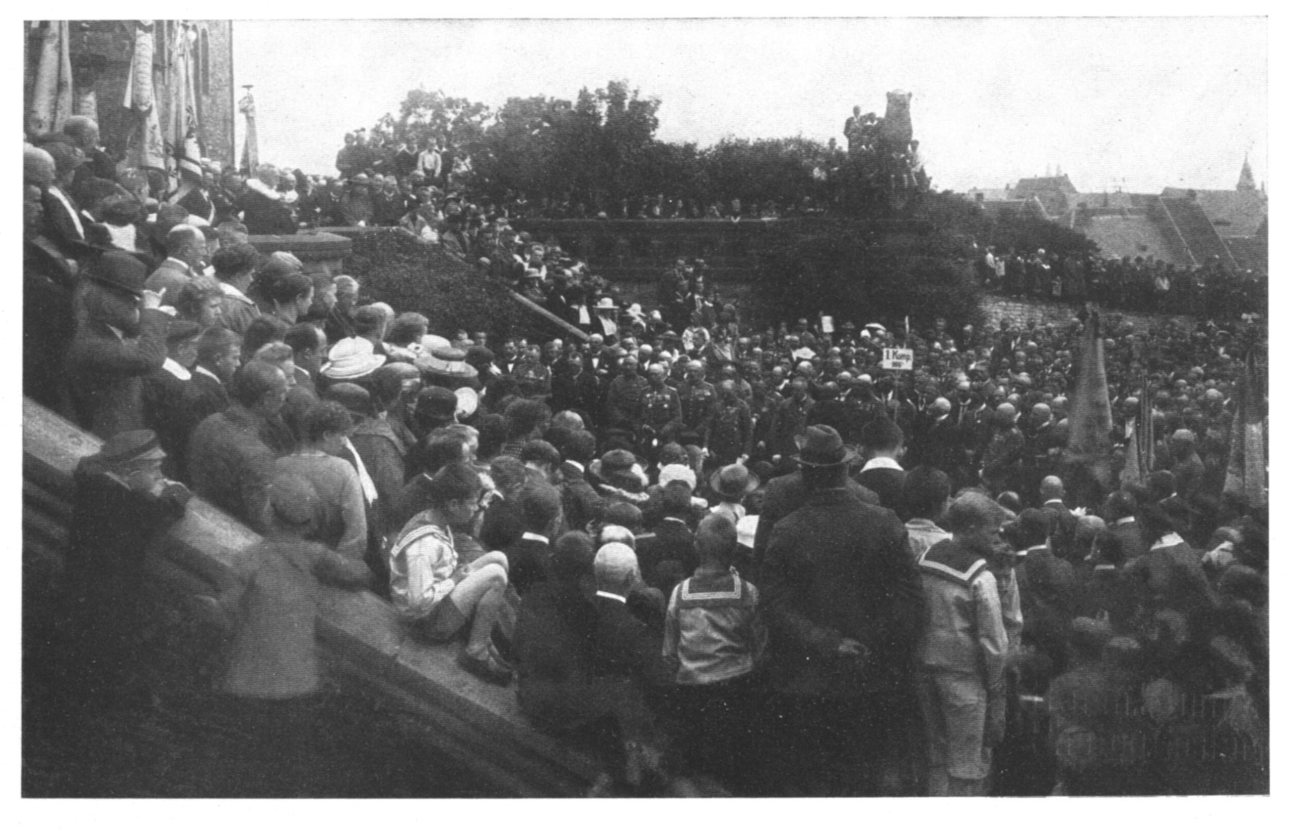
und nicht etwa das Wort:

„Mit Gott für Volk, König und Vaterland"
gestanden hatte.

Zahlreiche Besuche, die ich erhielt, konnten meinem Forschen dienen, andere hielten mich vom Forschen ab. Oft kamen die Besucher besorgten Herzens über die Not des Volkes und des Landes; aber ich war auch für einige „Sehenswürdigkeit". Dann mußte ich merken, daß einzelne meine Gedankengänge bespitzeln wollten. Es war mir da eine Freude, von ihnen dann zu hören zu bekommen, was sie mir eigentlich verschweigen wollten. Ich denke dabei besonders an führende Mitglieder des Alldeutschen Verbandes, z. B. den römischgläubigen General v. Gebsattel (Bamberg). Auch bei den Besuchen des Justizrats Claß stand ich unter diesen Eindrücken. Erstaunt war ich, wie auch gutwillige Besucher aus meinen Worten das heraushören wollten, was ihnen gerade recht war, obschon ich mich stets deutlich ausgedrückt habe und ausdrücke. Ich erlebte da so viel, daß ich mit dem Empfangen von Besuchen immer zurückhaltender wurde. Ich gewann dadurch mehr Zeit für mich.

Ähnlich wie mit den Besuchen ging es mir mit Briefen, die ich als Antwort auf erhaltene Briefe geschrieben habe, so kurz sie auch waren. Ich tat das persönlich, irgendeine Hilfe hatte ich nicht. Eine einfache dankende Bestätigung des Erhaltes des Briefes genügte zuweilen dem Empfänger, sich als „Vertrauensmann Ludendorffs" aufzuspielen, ja, Geldsammlungen vorzunehmen, „um meine politische Tätigkeit zu unterstützen". Diese Geldsammlungen flossen aber in die Taschen der Sammelnden, die mich dabei auch politisch verdächtigen wollten. Andere verkauften die Briefe als „Briefe eines berühmten Mannes" u. dgl. m. Es waren wenig schöne Erfahrungen, die ich auch hier machen mußte.

Unter den Besuchern befanden sich auch zuweilen Ausländer. Ich nahm sie an, weil ich glaubte, hier besonders nützlich für das Volk zu wirken, wurde doch mein Wort im Auslande gehört. Für das Ausland war ich der Feldherr



Ludendorff bei der Regimentsfeier ehemaliger „165er" in Goslar am 17. und 18. Juni 1922

Hindenburg, Ludendorff und Tirpitz am 19. November 1921 bei der Beisetzung der Kaiserin Auguste Viktoria, im antiken Tempel bei Potsdam

600=Jahrfeier der Schlacht von Mühldorf. Ludendorff und Graf Bothmer bei der Feier am 28. September 1922

des Weltkrieges. So besuchten mich auch englische Offiziere. Es war mir eine besondere Genugtuung, wenn ich ihnen vorhalten konnte, wie Englands Machtstellung in der Welt durch seine Teilnahme an dem Weltkriege gegen uns und die unerhörten Friedensbedingungen gesunken war, wie Japan seine Seemacht entwickle, wie die Vereinigten Staaten jetzt sogar ebenso mächtig zur See wären wie England, das vor dem Weltkriege uneingeschränkt die erste Seemacht der Welt gewesen sei. Dann hielten mir die Offiziere entgegen, ja, ihre Flotte wäre doch noch die erste. Das mußte ich zugeben; denn ich habe Offiziere, Ingenieure und Mannschaften der englischen Flotte stets für besser gehalten als die der Marine der Vereinigten Staaten. Gern zeigte ich den englischen Offizieren die Bedrohung ihres Schiffsverkehrs, und damit der Versorgung ihres Landes, durch einen U-Boot-Krieg, der sich auf die so nahe gelegenen Küsten Frankreichs stützen könnte, und wies darauf hin, welche Rolle Irland schon einmal in der Geschichte Englands gespielt habe, als französische Truppen dort gegen England kämpften, und nun in römischgläubiger Hand wieder spielen könne. Nichts besseres könne England tun als für seine Wiederaufrüstung einzutreten. Einsichtige Engländer verschlossen sich dem nicht. Damals hielt ich allein die Zustimmung Englands zu unserer völligen Entwaffnung für einen schweren Fehler der englischen Politik — natürlich auch für einen schweren Fehler der italienischen. Später erkannte ich erst, daß diese Entwaffnung im Sinne der Schaffung der jüdischen Weltrepublik lag, in der schließlich auch ein selbständiges England keinen Raum mehr haben durfte.

Auch Interviewer aus anderen fremden Staaten kamen zu mir, namentlich ließ Herr Arnold Rechberg sich angelegen sein, mir solche zuzuführen. Er wirkte für einen europäischen Block gegen Sowjetrußland, der durchaus damals meinen Ansichten entsprach. Wie sollten wir des Kommunismus Herr werden, wenn er uns tagtäglich von Rußland aus gebracht wurde? Bei diesen Besprechungen hörte ich denn auch Ansichten aus den entsprechenden

Fremdstaaten. Doch ich machte mit solchen Besprechungen wiederum peinliche Erfahrungen. Ich gab sie daraufhin schriftlich, d.h. ich ließ mir die Fragen vorlegen, setzte die Antwort auf, verpflichtete die Zeitungvertreter, das Interview so zu bringen, wie ich es gegeben hatte und empfing dann den betreffenden Zeitungvertreter. Den Interviewern aus Amerika war es besonders wichtig, von der entscheidenden Rolle zu hören, die das Eingreifen der Vereinigten Staaten in den Krieg gespielt habe. Auch hier konnte ich Amerikanern die Augen über die unerhörte Politik Wilsons und die traurige Rolle eröffnen, die das Volk der Vereinigten Staaten für das amerikanische Kapital gespielt hatte. Mögen die Nachwirkungen solcher Gespräche auch nicht nachhaltig gewesen sein, da der Gedankenkreis der Interviewer oft ein erschreckend enger war, so war mir doch eine andere Wirkungmöglichkeit in das Ausland hinein nicht gegeben.

Besonders wichtig erschien den Ausländern auch meine Stellung zu der Frage der Wiederherstellung der Monarchie. Wohl lehnte ich die demokratische Regierungform aufs schärfste ab, aber die Wiederherstellung der Monarchie, wenn ich damals auch auf sie hoffte, kam für mich zur Stunde gar nicht in Frage. Ein Deutscher Kaiser — nur ein Hohenzoller kam für mich als solcher in Betracht — durfte nicht Höriger der Feindstaaten sein, wie er es tatsächlich bei unserer unerhörten Abhängigkeit vom Auslande und in unserer Wehrlosigkeit gewesen wäre. Für mich lag in dem Worte Kaiser oder noch lieber in dem Worte Deutscher König der Begriff Deutscher Freiheit.

Russen besuchten mich, die auf eine Intervention fremder Staaten hofften.

Es kamen weiterhin die Prinzen des Hauses Hohenzollern, auch habsburgische Prinzen aus Ungarn u.a. Das sollte sich erst ändern, als ich an dem Hitler-Unternehmen des 8. und 9. November teilnahm. Da sanken die Aktien des vermeintlichen Wohlwollens der Fürsten und „oberen Zehntausend" gegen mich ganz bedenklich im Kurse.

Auch Priester suchten mich auf, so namentlich der Abt Schachleitner, der

aus der Tschechei wegen legitimistischer Äußerungen zugunsten des Hauses Habsburg ausgewiesen war. Er war so Deutsch, wie es einem Priester äußerstenfalls möglich ist. Da er aber überzeugt römischgläubig war, lehnte er schon, und zwar von seiner Seite aus ganz folgerichtig, meine Ansicht über das schädliche Wirken der Jesuiten nicht nur für den Staat, sondern auch für die Kirche ab. Er brachte auch einst einen höheren Priester aus dem Benediktinerorden mit. Aus der Unterhaltung konnte ich wahrnehmen, wie auch selbst in der so geeinten römischen Priesterhierarchie recht verschiedene Ansichten über Priestergewalt und Priestereinfluß und Priesterpolitik möglich sind. Dann besuchte mich der Polizeipfarrer Schneider, der völlig national tat, aber immer römischer Priester war. Er war in seiner bodenlosen Eitelkeit recht leicht zu durchschauen. Dann lernte ich gelegentlich einer kirchlichen Feier den Jesuitenpater Rupert Meyer kennen. Er wäre das Vorbild eines Soldatenpfarrers gewesen und habe sogar durch eine Verwundung im Schützengraben sein Bein verloren. Ich habe selten einen so gehässigen Blick erhalten als von diesem Jesuiten bei seiner Vorstellung. Später habe ich dann auch diesen Soldatenpfarrer bei irgendeiner Feier, die der Deutschen Jugend galt, so pazifistisch reden hören, daß mir diese Jugend von Herzen leid tat.

Von protestantischen Pfarrern kam u. a. Dr. Traub oft in mein Haus. Er wohnte in der Nähe. Er gehörte zu den „liberalen" Pfarrern, die vor dem Weltkriege, als die Orthodoxie unter dem Kaiserreich immer dreister ihr Haupt erhob, ihr Amt aufgegeben hatten. Jetzt war er ganz Politiker geworden, mit dem ich in vielem übereinstimmte. Später aber trennten sich unsere Wege, als ich den Freimaurerkampf begann und aus der Kirche austrat. Er schützte die Freimaurerei der altpreußischen Großlogen und war durch und durch positiver Christ. Ich lernte auch das Haupt der protestantischen Kirche Bayerns, Herrn Veith, kennen. Als ich mit ihm die Jesuitengefahr für die protestantische Kirche besprach, wie sie namentlich in Bayern so erschreckend zutage trat, da wollte er diese Gefahr nicht wahrhaben. Das

war ihm bequemer. Wirkliche Kämpfer gegen Rom hatte die protestantische Kirche in den Pfarrern, die ich kennen lernte, nicht mehr.

Zu den Besuchen zählte ich zuweilen auch Mitglieder der früheren Obersten Heeresleitung, auch solche, die Reichswehroffiziere geworden waren. Ich nenne hier die Obersten Nicolai und Wetzell und später auch Oberst v. Tieschowitz. Gern sprach ich mich mit den Herren aus. Mit General Lindemann von der Infanterie-Schule stand ich im Verkehr, besuchte auch die Infanterie-Schule selbst und sah hier neues militärisches Wollen.

Aus der Zahl der vielen Besuche möchte ich noch einen erwähnen, der für mein weiteres Denken bestimmend war. Es war der Besuch des Professors Kraepelin, Direktor der psychiatrischen Klinik Münchens. Er hatte mich um einen Empfang gebeten, weil er die Alkoholfrage mit mir besprechen wollte. Gern willigte ich ein. Professor Kraepelin war auf Grund der erforschten Tatsachen ein Gegner des Alkoholgenusses und verlangte von seinen Mitarbeitern und Angestellten völlige Enthaltung vom Alkohol. Er legte mir die Schäden des Alkohols: die Verminderung der Leistungfähigkeit des einzelnen Menschen und seine zerstörende Wirkung selbst auf die kommenden Geschlechter dar, wenn sich die Eltern auch nur mäßigem Alkoholgenuß hingeben, geschweige denn übermäßigem, wie das ja nur zu häufig bei der Hochzeitfeier der Fall ist. So führte denn Professor Kraepelin die Überfüllung unserer Irrenhäuser auf den Alkoholgenuß früherer Geschlechter zum erheblichen Teil*) zurück und bezeichnete als Voraussetzung richtiger Erbgesundheitpflege die Befreiung des Volkes vom Alkohol. Die Ausführungen dieses anerkannten ärztlichen Fachmannes machten selbstverständlich einen tiefen Eindruck auf mich. Er wollte nun wissen, wie die Alkoholfrage im Heere geregelt gewesen sei. Ich mußte ihm da allerdings mitteilen, daß zwar der Alkoholgenuß während des Weltkrieges sehr stark eingeschränkt,

*) Ich hörte später von meiner Frau, die vor dem Weltkriege eine Assistentin Kraepelins war, daß auch er der Höllenverängstigung der christlichen Lehre Mitschuld zusprach.

aber doch keineswegs ausgeschlossen gewesen sei. Auch die höheren Sanitätsoffiziere, mit denen ich zu tun hatte, hätten sich keineswegs grundsätzlich gegen den Alkoholgenuß ausgesprochen, sie hätten sogar mäßigen Alkoholgenuß für kräfteanregend gehalten. Professor Kraepelin war erstaunt, daß ich selbst trotz meiner ungeheueren Arbeitleistung im Weltkriege täglich bei den Hauptmahlzeiten ein bis zwei Glas Wein getrunken hätte. Er hatte gedacht, ich wäre völliger Abstinenzler. Ich mußte ihm zugeben, daß im März und April 1918 die Plünderung vorgefundener Weinlager durch die siegreich angreifenden Truppen und der starke Weingenuß, der hierdurch stellenweise eintrat, eine erhebliche Hemmung unserer Angriffskraft bedeutet hätte. Doch lag diese ernste Erscheinung schon auf einem anderen Gebiet, als auf dem, das zur Erörterung stand: nämlich die Schäden, die der mäßige Alkoholgenuß im täglichen Leben hervorbringt. Diese Unterhaltung war Anlaß, daß ich mich fortgesetzt mehr mit dieser ernsten Frage beschäftigte. Hierbei mußte ich erkennen, wie falsche wirtschaftliche Anschauungen, aber auch das Streben gewisser Mächte, durch Alkohol unsere Volksgesundung grundsätzlich zu schwächen und die einzelnen Menschen leichter zu beeinflussen, eine Lösung dieser so ernsten Frage erschweren; um so dringlicher wurde sie mir.

Als Professor Schmidt, Gießen, die Alkoholfrage von einer anderen Seite aufgriff und dabei die großen Hemmungen erörterte, die eben unsere Angriffe im Frühjahr und Frühsommer 1918 tatsächlich durch die Plünderung der feindlichen Weinlager erfahren hatten, konnte ich das nur ernst begrüßen. Ich habe die Kameraden nicht verstanden, die gegen Professor Schmidt zu Felde zogen und meinen konnten, diese Frage solle in Rücksicht auf das Heer nicht erörtert werden. Ich war da anderer Ansicht. Nur durch Wahrheit können wir genesen. Die von Professor Schmidt berührten Tatsachen enthielten Wahrheit. Sie waren doch zum Teil die Folge, daß unser Volk im Frieden über den Alkohol und seine furchtbaren Schäden nicht

aufgeklärt und zum Teil geradezu alkoholgierig war. Ich mußte mir selbst in der Rechtfertigung des Professors Schmidt Zurückhaltung auferlegen, sonst hätte ich den lieblichen Vorwurf zu hören bekommen, ich suche in dem Alkohol den „Sündenbock" für meine „verfehlte Kriegführung". So sind die Menschen!

Dem Besuche des Professors Kraepelin folgten noch Besuche der „Rassenhygieniker". Ich habe dieses Wort in Anführungstriche gesetzt, um damit anzudeuten, daß es nicht zutraf! Zwar nannten sich die Besucher so, aber es waren doch schließlich mehr Vertreter einer wissenschaftlichen Erbgesundheitlehre. Mit der Rassenforschung war es 1920/21 noch recht schlecht bestellt. Vergeblich suchte ich Klarheit zu gewinnen über unsere Rassen und war daher von dem Besuche der „Rassenhygieniker", so bedeutungvoll sie auch nach anderer Richtung für mich waren, enttäuscht.

In meinem Suchen nach Klarheit über die Rassen las ich auch, angeregt durch Professor Ludwig Schemann, Freiburg i. Br., die Werke von Gobineau und beschäftigte mich mit den Mendelschen Gesetzen der Aufspaltung. Ich war um so mehr zur Rassenforschung angeregt, denn ich sah in Bayern einen Menschenschlag, den ich in Norddeutschland noch nicht angetroffen hatte. Dr. Hans Günther nannte ihn erst in seinem 1922 erschienenen Werk „Rassenkunde des Deutschen Volkes" die dinarische Rasse. Mir sprach man 1921 noch von der „alpinen". Ich möchte hier gleich anführen, daß das Rassebuch von Günther und auch seine nachfolgenden Werke, für so ungemein bedeutungvoll ich sie auch ansah, mich nicht befriedigten. Ich wußte eigentlich nicht warum. Erst mit der Zeit konnte ich an Hand der religionphilosophischen Werke meiner Frau erkennen, daß die Rassenauffassung des Professors Günther mir zu „materialistisch" erschien, d. h. er begründete die Rassenunterschiede zu sehr mit äußerlichen Merkmalen, zu wenig mit seelischen. Darum hatte ich ja auch die Werke von Clauß, die ich später las, so warm begrüßt. Erst das 1925 erschienene Werk „Des Menschen Seele" und vor

allem das 1933 erschienene Werk meiner Frau „Die Volksseele und ihre Machtgestalter - Eine Philosophie der Geschichte" stellten die seelischen Rassenunterschiede in ihrer Bedeutung für die Rassenforschung fest und gaben damit den Schlüssel zur Rassenforschung.

Ich hatte im Jahre 1921 mit diesen Studien, sowie mit den Studien über die Entwicklung des Menschengeschlechtes und die Lehren Darwins ein Gebiet beschritten, zu dem ich mich „instinktiv" hingezogen fühlte. Das Rasseerbgut hatte wohl in der Todesnot des Volkes zu mir gesprochen und sollte immer klarer mein bewußtes Handeln beeinflussen. Ich stellte dieses Handeln immer zielgerechter in den Dienst des Volkes auf immer weiteren Gebieten.

Im Herbst 1921 beendete ich mein drittes Werk „Kriegführung und Politik". Waren „Meine Kriegserinnerungen" „unpolitisch" gewesen, obschon sie naturgemäß recht viel „Politik" enthielten, so war dies Werk ganz „politisch". Ich behandelte in ihm das Verhältnis der Kriegführung und Politik in dem von mir schon festgelegten Sinne zueinander, daß die Politik der Kriegführung in allem zu dienen habe. Der Krieg wäre die angespannteste Äußerung des Willens des Volkes, für seine Lebenserhaltung einzutreten, daher geboten, daß auf diese äußerste Anspannung das Leben des Volkes sich einzurichten hat. Dann wandte ich mich den einzelnen Erscheinungen und Ereignissen des Weltkrieges zu und erörterte hier wiederum das Handeln der politischen Führung (Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, vom Juli 1917 an des Reichskanzlers Dr. Michaelis und vom Oktober 1917 ab des Reichskanzlers Graf Hertling) und der verschiedenen Obersten Heeresleitungen (Generaloberst v. Moltke, von Mitte September 1914 an General v. Falkenhayn und vom 29. August 1916 ab Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich). Dabei gab ich das Ergebnis meiner bis dahin getriebenen Studien über das Weltmachtstreben des jüdischen Volkes und über die Kirchen Ausdruck. Aber ich war noch der Gewohnheit nach Christ, auch wenn

ich innerlich von dem Christentum recht wenig berührt war und mich mehr und mehr von ihm entfernt hatte. Ich sprach von Gottes Segen und Hilfe, wie das bei besonderen Gelegenheiten nun einmal selbstverständlich war. Ich hielt auch die Christenlehre im Gegensatz zu dem sich immer schärfer breitmachenden Materialismus und der unerhörten Versumpfung unseres öffentlichen Lebens und des Abgleitens des Schulunterrichts für sittliches Gut. Tatsächlich gab ja auch die Christenlehre unendlich Vielen noch einen Halt und ich selbst konnte noch nichts an die Stelle des Christentums setzen, wie das später der Fall war, als ich durch die religionphilosophischen Werke meiner Frau erkannte, daß hier auf allen Gebieten unseres Lebens, selbstverständlich auch unseres Seelenlebens, uns Deutschen etwas Rassetümliches gegeben war, das die Christenlehre vernichtend traf, und in seinem unantastbaren Aufbau eine geschlossene Deutsche Weltanschauung schuf. Doch davon später. Ich habe dies nur zur Erklärung angeführt, um meine Zurückhaltung zu begründen, an dem Christentum zu rütteln. Über das jüdische Volk hatte ich viele Bücher gelesen. Mir hatte damals besonders die jüdische Sammelschrift „Das Deutsche Judentum, seine Parteien und Organisationen" (Berlin-München 1919) einen wertvollen Einblick in das Leben des jüdischen Volkes gegeben. Ich war von Herrn Müller v. Hausen auf dieses Werk hingewiesen mit dem Zusatz: „es würde wohl bald aus dem Handel verschwinden, denn es führe eine zu offene Sprache". Auch andere wertvolle Werke hatte ich studiert, die ja damals so zahlreich erschienen. Aber ich hatte noch nicht das alte Testament wirklich gelesen, das die Ziele der Volksreligion des Juden und damit des jüdischen Volkes so klar enthüllt, daß eigentlich das Lesen vieler Bücher, es sei denn des Talmud, der Kabbalah und von Geschichtewerken, entbehrlich wird. Ich hatte auch nicht das neue Testament studiert und darum auch noch nicht erkannt, wie die Lehren des neuen Testaments ja nichts anderes enthalten, als Weisungen, um die Zielsetzungen der jüdischen Volksreligion bei den Völkern auf die einfachste

Weise durchzusetzen, die die Christenlehre aufgezwungen erhielten oder sich ihr hingaben.

In meinem Werke „Kriegführung und Politik" hatte ich den liberalen Geist der Vorkriegszeit ebenso als Unheil festgestellt, wie das Wirken des Zentrums. Aber ich hatte ja immer noch an dem Irrtum festgehalten, daß die Religion zu politischen Zwecken mißbraucht werden könne. Die Schäden der Schule und unseres Rechtes hatte ich gestreift, soweit es für den Rahmen der Abhandlung angezeigt war. Scharf hatte ich Stellung gegen das pazifistische internationale Denken genommen, ebenso wie gegen die jüdische Durchsetzung unseres Volkslebens. Über das Entstehen der sozialen Frage hatte ich geschrieben:

„Es war ein Unglück, daß unsere besitzenden, gebildeten und vor allem die arbeitgebenden Kreise in der Mehrzahl nicht den richtigen Ton der Arbeiterschaft gegenüber fanden, auf ihr Denken eingingen, und sich um sie bekümmerten. Sie ließen die Seele des Deutschen Arbeiters ihrem Einfluß entgleiten, statt sie zu gewinnen und zu bilden. Eine klare, zielbewußte Einwirkung auf die breite Masse des Volkes und namentlich auf die Arbeiterschaft unterblieb. Die Arbeiter sahen sich ohne Gegenwirkung ihren zum größten Teil machtlüsternen und auch jüdischen Führern überlassen. Damit entstanden und wuchsen Klassenhaß und Haß zwischen Stadt und Land. Das war nicht die notwendige Folge des gewerblichen Großbetriebes in Deutschland, sondern das Ergebnis der eben angedeuteten Verhältnisse."

Ich gebe nun noch ungekürzt meine Schlußbetrachtungen wieder, weil sie für mein Denken maßgebend sind und Zeugnis ablegen für die Anschauungen, die ich mir auf verschiedenen Gebieten herausgebildet hatte. Im besonderen wird vielleicht auffallen, welchen starken Wert ich darauf gelegt habe, daß das Volk über das Wesen des Krieges aufgeklärt ist; denn ich war damals wie heute der Ansicht, daß Kriege unvermeidlich, und sittliche Kriege, die die Freiheit eines Volkes sicherstellen sollen, berechtigt sind und eintreten können, solange es machtgierige Staaten gibt, die aus eigenem Antriebe oder aus Anlaß überstaatlicher Gewalten die Freiheit anderer Völker be-

drängen, wie wir es ja soeben so furchtbar erlebt hatten. Das durfte das Deutsche Volk nie vergessen, ja, es konnte ihm nicht eindringlich genug gesagt werden. Ich teile die Anschauungen des Generalfeldmarschalls von Moltke, der gesagt hat:

„Ich halte den Krieg für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten."

Im Anschluß hieran hatte ich ausgeführt:

„In unserer Wehrlosmachung gegenüber dem gewalttätigen Handeln unserer Feinde liegt das furchtbare Verhängnis von Versailles. Ein Grauen befällt einen, wenn man daran denkt.

Zur politischen Bildung des Deutschen Volkes gehört diese Einsicht ebenso unabweisbar wie die Erkenntnis, daß auch weiterhin der Krieg das letzte einzig entscheidende Mittel der Politik ist. Dieses Denken, ergänzt durch männliche Kampffreudigkeit, kann die Entente dem Deutschen Volke nicht verbieten, wenn sie es uns auch nehmen will. Es ist der Grundstein jedes politischen Verstehens, der Grundstein für unsere Zukunft selbst und namentlich für das versklavte Volk der Deutschen. Voraussetzung ist, daß es seine Selbständigkeit, seine Freiheit, seine Wohlfahrt und seine Entwicklungmöglichkeit zurückgewinnen und verhindern will, daß wir nach der Absicht unserer Feinde auf die Dauer in Verkommenheit verharren und aus der Weltgeschichte gestrichen werden, während sie in ihrem Sinnen und Trachten die Politik nur auf Macht, Gewalt und Krieg einstellen.

..... Nur ein harter Wille, mannhaftes Auftreten ruft Selbstachtung und Achtung hervor, die wir vor uns selbst und vor der Welt wiedergewinnen müssen. Niemand würde es mehr begrüßen als ich, wenn unsere Feinde des Weltkrieges uns endlich Gerechtigkeit zuteil werden ließen. Sie würden damit zur Entspannung wesentlich beitragen.

..... Jeder Deutsche muß die Gestalt des wahrhaftigen Krieges begreifen, damit er nicht wieder, wie im Weltkriege, von ihrer Größe erdrückt wird. Er muß seine Kraft an den Anforderungen messen, die ein Krieg stellt, ganz gleich, in welcher Gestalt.

Sind wir uns klar über unsere Ziele und über die Anforderungen, denen wir zu

entsprechen haben, wenn wir sie erreichen wollen, dann beginnt die Arbeit, die wir jetzt leisten können.

Es tritt die innere Politik zum Wiederaufbau, zur Sicherstellung und Festigung des Staates und Erneuerung der Volkskraft und des Volksgeistes in den Vordergrund. Diese verlangt zielsicheres Zusammenfassen aller Kräfte zur staatlichen Selbstbehauptung, also Geschlossenheit des Deutschen Volkes in allen seinen Kreisen und Berufen in einer Einheitfront tiefinneren christlichen Glaubens zu Gott, glühender, opferbereiter Liebe zum Vaterlande und pflicht- und machtbewußten, siegfrohen Willen und starken Wollens, eine Einheitfront wie das von den Hohenzollernfürsten geschaffene Heer — wenn auch waffenlos!

In dieser Deutschen Einheitfront müssen, wie dereinst in dem Deutschen Heere des Weltkrieges, Klassengegensätze, die Gegensätze zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, zwischen Stadt und Land und die vielen anderen Gegensätze und Unterschiede, die das Deutsche Volk schwächen, wie das Mißtrauen gegeneinander, fremde Begriffe werden. In ihr muß der voll eingeschätzt werden, der am Feinde kämpfend seine Schuldigkeit tut, während in der Heimat Gewinnen nachgegangen wurde. Allerdings müssen sich die Frontkämpfer auf sich selbst besinnen und müssen sich in die vorderste Linie der Einheitfront stellen in Erinnerung dessen, was sie geleistet und durch die Revolution verloren haben.

..... Die kriegerischen Tugenden des preußischen und Deutschen Heeres haben sich auf blutigen Schlachtfeldern bewährt. Das Deutsche Volk bedarf keiner anderen Eigenschaften zu seiner sittlichen Erneuerung. Der Geist des alten Heeres muß uns für die Wiedergeburt befruchten. Ich kann mich nicht enthalten, in diesem Zusammenhange auf den ersten und zweiten Kriegsartikel des alten Heeres hinzuweisen. Letzterer lautet:

> ‚Die unverbrüchliche Wahrung der im Fahneneide gelobten Treue ist die erste Pflicht des Soldaten. Nächstdem erfordert der Beruf des Soldaten: Kriegsfertigkeit, Mut bei allen Dienstobliegenheiten, Tapferkeit im Kriege, Gehorsam gegen die Vorgesetzten, ehrenhafte Führung in und außer Dienst, gutes und redliches Verhalten gegen die Kameraden!'

Dieser Kriegsartikel sollte in jedes Deutschen Herz fest eingegraben sein. Wir müssen dabei allesamt verstehen, daß allein Mannszucht — bedingunglose Unterordnung unter uneigennützige, vom Gemeinsinn geleitete Führer, Zurückstellung

eigener Gedanken und Vertrauen zum Führer — Gewähr dafür bietet, daß die sittliche Kraft der Einzelnen zusammengefaßt wird zu einer Macht, die den Wiederaufbau des Volkes und des Vaterlandes bewirkt*). Das Undeutsche in uns und um uns, von dem Ludwig Schemann spricht, liegt vornehmlich in dem Mangel an Rassegefühl**), in der ungenügenden Berücksichtigung Deutscher Art in Schule und Recht, in der Überhebung der Geistesbildung über die Handfertigkeit, in der sich bei uns breit machenden, selbstsüchtigen Geistesrichtung, in der Bewertung äußeren Wohllebens, im internationalen pazifistischen und defaitistischen Denken und schließlich in dem starken Hervortreten des jüdischen Volkes innerhalb unserer Grenzen begründet***).

Diesem Undeutschen im Einzelnen, in Volk und Staat Herr zu werden, ist die besondere Aufgabe politischen Denkens und langwieriger völkischer Arbeit, die von den Besten unseres Volkes im engsten Zusammenhang untereinander und in gegenseitigem Vertrauen unbeirrt zu führen ist.

Sie haben Sorge zu tragen, daß sich die Deutsche Familie wieder ihrer Aufgabe bewußt wird, Trägerin und Pflegerin des Deutschen Volkslebens und des wahrhaft

---

*) Ich fordere hier „bedingunglose Unterordnung unter uneigennützige, vom Gemeinsinn geleitete Führer". Eine Forderung aus meinem Munde nach „bedingungloser Unterordnung" mag heute den Leser überraschen, der weiß, daß ich „Überzeugungtreue" fordere. Solche Unterordnung bezieht sich auf den Dienst am Volk nach den Bestimmungen eines unantastbaren Sittengesetzes. Sie fordert, wie ich oben ausführte, „Zurückstellung eigener Gedanken und Vertrauen zur Führung" zu dem bestimmten Ziel: „Wiederaufbau des Volkes und Vaterlandes". Solche Unterordnung liegt im Handeln. „Überzeugung kann nicht erzwungen, nur durch Vertrauen zum Führer und seinem reinen Wollen erreicht werden." Besorgnisse vor einer Vergewaltigung der Überzeugung durch völkische Führer hegte ich nicht, sie lagen mir völlig fern. Ich hatte hier die Volksteile im Sinn, die dem Wiederaufbau des Volkes freiwillig dienen wollten; daß die ihm widerstrebenden Volksteile rücksichtlos anzupassen wären, habe ich am Schluß meiner Wiedergabe aus „Kriegführung und Politik" angegeben. Dabei war ich mir bewußt, daß sich solche Volksteile am Schreibtisch wohl leicht trennen lassen, im Leben mit seinen vielen Reibungen aber schwerer. Um vor so größeren Anforderungen sah ich die Führer eines Volkes gestellt, die auch nach meiner damaligen Überzeugung stets zu beachten haben, daß ein Zwang auf die Überzeugung von Volksgliedern diese entsittlicht, also volkszerstörend ist. So handelnde Führer hatte ich nicht im Sinn.

**) Bisher ist der Begriff der Rasse, die Deutsche Rassenkunde, von unserer wissenschaftlichen Forschung mehr als stiefmütterlich behandelt worden.

***) Es erhält durch den starken Zustrom der Ostjuden neue Kraft.

Deutschen Volksgeistes zu sein*) und der Jugend Bescheidenheit und jenes Selbstgefühl mit auf den Lebensweg zu geben, das von Genußsucht, Trägheit und Sklaverei frei macht. Was die Kinder von den Eltern an gesundem Deutschem Sinn und Deutschem Wollen erhalten, geht für den Einzelnen, für Volk und Staat zu besonderer Saat auf und setzt fortlaufend die Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft um.

Zur Festigung der Persönlichkeit, zur Stärkung des Willens, zur Kräftigung des Leibes und Stählung der Gesundheit und des Mutes sind körperliche Übungen, namentlich im Kampf Mann gegen Mann, Abhärtung und Enthaltsamkeit nötig.

Der Aufbau des Deutschen Volkstums allein genügt noch nicht den kommenden Anforderungen. Der Aufbau der Deutschen Volkswirtschaft hat hinzuzutreten. Ein schwerer Wahn ist es, zu glauben, und ihm huldigen leider viele im Wirtschaftleben stehende Männer, daß die Volkswirtschaft allein die Wiedergeburt bewirken könne. Sie unterschätzen den Wert des Volksgeistes, wie vor dem Kriege, statt ihn klar zu erkennen und ihn werktätig zu fördern. Ohne Deutschen Volksgeist bringt die Wirtschaft nur Stoff hervor; durch Volksgeist gehoben, führt Arbeit das Volk zusammen und damit zur Genesung und bietet wiederum dem Volksgeist den Rückhalt, dessen er bedarf, um sich auswirken zu können im notwendigen Wettkampf der Völker auf allen Gebieten.

Der Volksgeist und die Volkswirtschaft haben sich zu ergänzen und sich gegenseitig immer wieder neue Kräfte zuzuführen.

Wir brauchen an Stelle organisierter, die Staatsgewalt nicht achtender Massen einen sozialen Aufbau, getragen vom Geiste echter Kameradschaft und von persönlichem Verantwortunggefühl gegeneinander und gegenüber dem Deutschen Volke und Vaterlande.

Wir brauchen in unserer Volkswirtschaft Volksgefühl, Maßnahmen zur Hebung und Veredlung der landwirtschaftlichen Erzeugung, zur Seßhaftmachung des Volkes in seinen breiten Schichten auf eigenem Boden, und Wohnungbau, beides zur Erhaltung der Grundlagen der Familie und des Staates.

---

*) Ich füge hinzu, daß mir der Begriff „Volksgeist" damals etwas nicht Greifbares, wohl aber etwas ungemein Bedeutungvolles war. Aus der Philosophie meiner Frau und ihrer Seelenlehre gewann ich völlige Klarheit.

Wir brauchen eine Volkswirtschaft, die frei vom Zwang und ohne Eigentumsbeschränkung, im Arbeitgeber nur den Arbeitnehmer im Dienste des Deutschen Volkes und des Deutschen Staates sieht und allen Arbeitnehmern ihr Recht an der Arbeit und am Gewinn läßt.

Nur gegenseitiges Verständnis für den Wert der geistigen und der Handarbeit eint alle arbeitenden Kreise. Ich erhoffe dies von erhöhter Bildung und Einsicht der Handarbeiter und von einer Verpflichtung für jeden Deutschen, der ins Leben tritt, sich in der Handarbeit betätigt zu haben.

Nur Arbeit des gesamten Volkes, nicht leichter Börsen- und Kapitalgewinn, entspricht Deutschem Wesen und kann die Werte schaffen, die die Kaufkraft unseres Geldes steigern und nötig sind, um uns vom Feinde unsere Freiheit zurückzukaufen und den wirtschaftlich Schwachen und den Verletzten des Weltkrieges eine hinreichende Lebensführung zu gestatten.

Wir brauchen eine Regierunggewalt*), die, über den überlebten politischen Parteien stehend, getragen von dem Vertrauen des Deutschen Volkes, gestützt auf seine Kraft, sich aufbaut auf seiner Selbstverwaltung und einer berufsständischen Volksvertretung. Wir brauchen eine Regierung, die das Volk führt, nicht eine, die nur herrscht, und die das Recht ausübt gegen jedermann, nicht in einer Verbreiterung, sondern in einer Verschmälerung liegt die Stärke der Regierung, die im Drange der Not zur Führerschaft eines einzelnen wird und die, wie die großen Hohenzollernfürsten und ihre großen Ratgeber, die eigensüchtig widerstrebenden Teile des Volkes rücksichtlos und, wenn es sein muß, mit Gewalt zur Pflichterfüllung anhält, gerade dadurch dem ganzen Volke dienend."

Diese Gedankengänge, vom Deutschen Freiheitwillen und von dem Streben nach Deutscher Volksgemeinschaft getragen, waren schlechtweg „völkisch". In ihnen bewegte ich mich mehr auf theoretischen Bahnen. Mein Wunsch, dem Volke zu helfen, aber auch Unheil zu verhüten, führten mich allmählich bald mehr handelnd in das politische Leben ein. Dabei habe ich meine Anschauung in recht vielen Punkten geklärt und in verschiedenen wesentlich erweitert.

---

*) Besser hätte ich gesagt: Staatsführung.

Zunächst hatte mein neues Buch für mich noch bemerkenswerte Nachspiele. In meinem Buche hatte ich geschrieben:

„Es" (das jüdische Volk) „arbeite für sie" (die Entente) „mit dem Bne-Brith-Orden mit der Alliance israélite universelle, dem Zionismus und der internationalen Freimaurerei."

In einer Anmerkung hatte ich mich näher über den Bne-Brith-Orden ausgesprochen und seine streng jüdischen Ziele, dem jüdischen Volke die Weltherrschaft zu geben, näher geschildert. Durch diese Feststellungen fühlte sich der Großmeister der Deutschen Ordensprovinz des Bne-Brith-Ordens des Vaterlandsverrats bezichtigt. Er klagte gegen mich. Soweit waren wir also in Deutschland. Wer das jüdische Volk richtig charakterisiert, konnte vor den Richter gezogen werden. Nun, der Richter war Deutsch genug und lehnte die Klage ab. Für mich bildete sie einen Beweis für die ungeheure Dreistigkeit, mit der der Jude in Deutschland auftreten konnte.

Das andere Nachspiel war folgendes. Ich hatte in dem Buche die internationale Freimaurerei gestreift. Da glaubten wohl die altpreußischen Großlogen, die sich ja gern als „nationale Freimaurerei" bezeichnen, ich hätte sie nicht gemeint, und so versuchten sie denn mich einzufangen, indem sie mich zunächst überzeugen wollten, wie „national" sie wären. Es ging ja damals durch einige Brr. der altpreußischen Großlogen, die sich ihres Rasseerbgutes noch bewußt waren, ein Streben nach völkischer Betätigung und Ablehnung des jüdischen Rituals. Sie waren von gutem Wollen beseelt und wußten selbst nicht, welcher internationalen geheimen Gesellschaft sie angehörten und welch unlösbares Beginnen sie sich vorgenommen hatten. Zu diesen Deutschen Freimaurern gehörte auch der Meister vom Stuhl, Regierungrat Sanna, der Loge „Empor", einer Tochterloge der großen Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln in München. Er besuchte mich häufiger und wollte mich überzeugen, daß die Freimaurer keineswegs innerlich und in ihrem völkischen Wollen gebrochene, von Befehlen von Oberen sklavisch

abhängige Menschen seien. Ich zeigte ihm das Gegenteil und meinte, sein schönes Streben, Übelstände der Freimaurerei abzuschaffen, würde vergeblich sein, da das Wesen der Freimaurerei eben nicht zu ändern war; doch konnte ich ihm hierfür noch keine Beweise geben, da die Bücher über die Freimaurerei dieses umgingen. Er blieb bei seiner Ansicht und bat mich, ich möchte doch zur Unterstützung seines Strebens zu einer Veranstaltung seiner Loge kommen, zu der auch eine Reihe anderer Deutscher geladen wäre, die er gern mit dem Wesen der Freimaurerei vertraut machen möchte. Ich sagte zunächst ab, folgte aber doch seinen wiederholten Bitten. So wohnte ich denn mit anderen Deutschen der für diesen Zweck errichteten Freimaurersitzung bei. Auch der Großmeister der Großen Nationalmutterloge, Pfarrer Habicht, war besonders zu dieser Sitzung aus Berlin nach München gekommen. Was ich da sah und hörte, war auf Suggestionen eingestellt, denen aber jede Überzeugungkraft fehlte. Auf Bitten des Pfarrers Habicht trug ich meinen Namen auch noch in das Gästebuch ein, mit einem Hinweis, aus dem zu ersehen war, daß die Freimaurer charakterlich und völkisch sich recht anders einzustellen hätten, wenn sie das sein wollten, was sie zu sein vorgaben, nämlich: aufrechte, bewußt Deutsch handelnde Menschen. Regierungrat Sanna dankte mir wärmstens bei seinem nächsten Besuch und sagte mir, wie sehr ich ihm geholfen habe. Nun, ich meinte, es wäre nicht so schlimm, er würde ja sehen, was er erreichen würde. Er war voll der Hoffnung; aber er erreichte nicht einmal, daß damals das Wort „Deutsch" in irgendeinem Zusammenhang mit dem freimaurerischen Streben gebracht wurde. Nähere Einzelheiten sind mir hierüber nicht mehr in Erinnerung. Sie tun auch nichts zur Sache. Tief enttäuscht „deckte" Regierungrat Sanna die Loge und starb dann auch nicht allzulange darauf. Für mich war sein Mißerfolg ein Beweis, daß ich die Freimaurerei richtig eingeschätzt hatte, aber auch eine Anregung, mich gründlich weiter mit diesen geheimen Gesellschaften zu beschäftigen.

Spielten sich diese beiden Nachspiele mehr im engeren Rahmen ab, trat ihre Wirkung nach außen mehr mittelbar in Erscheinung, so fand das dritte Nachspiel in breitester Öffentlichkeit statt. Es stand mit den beiden anderen im engsten Zusammenhang. In diesem dritten Nachspiel bildete der Historiker und Professor an der Berliner Universität Hans Delbrück die handelnde Figur. Ich hatte mich erdreistet, seinen strategischen Ansichten, die er gelegentlich geäußert hatte, andere entgegenzuhalten und ihm bedeutet, daß ich ihn auf Grund seiner strategischen Ansichten als strategischen Kritiker nicht anerkennen könne. Damit hatte ich diesen eitlen Mann persönlich empfindlich getroffen. Jetzt hatte ich seine Theorie von der „Ermattungsstrategie" auch in meinem Werke abgelehnt, sein Idol Bethmann und den Juden getroffen, ja, auch die Freimaurerei dem Volke wieder gezeigt, was aber das Schlimmste war: ich hatte das jüdisch-demokratische System und sein Beiwerk abgelehnt und ein völkisches Bekenntnis abgelegt. Da mußte denn der dauernd in Gang befindlichen Hetze gegen mich neuer Nährstoff gegeben werden, und der Historiker und Professor der Berliner Universität Hans Delbrück gab sich dazu her. Er veröffentlichte zu Beginn des Jahres 1922 ein Pamphlet gegen mich, das bewirken sollte, mich als Feldherrn, als Politiker und als Menschen endlich zu „erledigen", ja buchstäblich „hinzurichten", ein Streben, das auch später immer wieder Blüten zeitigte, ohne sein Ziel zu erreichen. Diese Schmähschrift nannte der Historiker Delbrück: „Ludendorffs Selbstporträt". Sie ließ an meiner Strategie, meinem politischen Wollen während des Weltkrieges und im Zusammenhang mit diesem an mir als Menschen wirklich kein gutes Haar. Ich sollte Herrn v. Bethmann bei jeder Gelegenheit betrogen und hintergangen haben usw. Zudem sei „meine Bildung gering", ich wäre ein „Meuterer", ein „wahnsinnig gewordener Kadett", betätigte „sinnloses Toben", „Mangel an Einsicht", „Mangel an Kritik", „Unsicherheit des Denkens" usw. usw. Schon bevor die Schmähschrift im Druck erschienen war, waren der internationalen Presse

in Deutschland Auszüge zugeleitet, die sie mit Freuden brachte, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Schrift zu lenken. Ja, auch die völlig gleichgerichtete ausländische Presse beschäftigte sich mit ihr, ihr lieferte auch der Historiker Hans Delbrück Aufsätze. Kurz und gut, die Internationalen wollten einen Schlag gegen mich mit Hilfe eines Vertreters Deutscher Wissenschaft und Deutscher Geschichteforschung führen. Die Deutsche Wissenschaft ließ ruhig ihren Vertreter den Mann beschimpfen, den sogar, wie es immer wieder eintraf, der Feind als einzigen Feldherrn des Weltkrieges anerkannte. Die Geschichteprofessoren im besonderen schwiegen. Zu meiner Genugtuung indes traten zwei frühere Generalstabsoffiziere auf den Plan und veröffentlichten, nachdem ich ihnen angedeutet hatte, ich würde mich über die Schmähschrift nicht äußern, ja, sie nicht einmal lesen, zwei Gegenschriften, die eine Vernichtung des Professors Hans Delbrück als „Stratege", als „Politiker" und als „Menschen" darstellten und mir gerecht wurden.

In seiner Schrift „Hans Delbrück ein Porträtmaler" *) wandte sich Oberstleutnant Wolfgang Foerster vom Reichsarchiv unter Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden Quellen gegen die strategischen Ausführungen des Professors und Historikers Hans Delbrück. Ich kann hier nur seine Schlußbetrachtung wiedergeben und mich leider mit seinen sehr lehrreichen und treffenden Darlegungen nicht eingehender beschäftigen:

„Gewiß ist es dem Feldherrn Ludendorff nicht gelungen, auf die Dauer Herr der Kriegslage zu bleiben, das deutsche Heer zum Endsiege zu führen. Es mag wohl sein, daß es auch ernsthafte und sachverständige Kritiker gibt, die seiner operativen Führung eine gewisse Mitschuld an dem schließlichen Zusammenbruch nicht ersparen, wiewohl ich von Kritikern, die den Dingen gewissenhaft auf den Grund gehen und alle Faktoren in Rechnung stellen, ein solches Urteil bis jetzt noch nicht kenne. Jedenfalls ist die kritische Auseinandersetzung mit diesem Problem des Schweißes der Edlen wert. Der Feldherr Ludendorff hat sie nicht zu scheuen. ‚An Napoleons

---

*) Erschienen bei Mittler & Sohn, Berlin.

Strategie und Taktik mag vielleicht manches auszusetzen sein, an seiner Tatkraft nichts. Der Charakter, der Wille macht den Feldherrn.' Dieses Wort des Grafen Schlieffen darf auch Ludendorff für sich in Anspruch nehmen. Seiner Feldherrnkunst ist es zu danken, daß wir vier Jahre lang einer Welt von Feinden getrotzt haben. Und als sich dann die Waage des Glückes gegen uns neigte, da ist der Feldherr Ludendorff in Ehren unterlegen, wie Friedrich beseelt vom Stolze eines glorreichen Unterganges. Er teilt das Schicksal eines Hannibal und Lee, und verdient Bewunderung, nicht Verdammnis. Hätte der Geist, der aus Hans Delbrücks unkritischen Urteilen und Vorschlägen spricht, die deutsche Führung im Weltkriege getragen, so wären die Worte seines Richterspruchs über Ludendorff nicht scharf und treffend genug, um die Unfähigkeit und Leichtfertigkeit solcher Führung gebührend zu kennzeichnen."

Ebenso wirkungvoll war die zweite Schrift, die Oberstleutnant Hans Eggert zum Verfasser hatte:

„Ludendorff als Mensch und Politiker".

Er wandte sich nach umfassendem Quellenstudium noch ausführlicher als Herr Oberstleutnant Foerster gegen die einzelnen unerhörten Ausführungen des Historikers Hans Delbrück. Er gibt von diesem Mann ein vortreffliches Charakterbild. Dabei zieht er im Laufe seiner Darstellung Schlußfolgen, z.B.:

„Auf einige andere Verdächtigungen des Charakters Ludendorffs werde ich in anderem Zusammenhange zurückkommen. Die gegebene Auslese möge vorerst genügen, um erkennen zu lassen, in wie leichtfertiger Weise Delbrück die Ehre Ludendorffs anzutasten gewagt hat."

Und dann:

„Im übrigen sollte man von einem ernst zu nehmenden Historiker erwarten, daß er nicht einen Mann als einwandsfreie Quelle bewertet," (es handelt sich um Erzberger) „von dem ein deutsches Gericht festgestellt hat, daß es sich bei seinen erwiesenen ‚Unwahrheiten' nicht um vereinzelte Fälle handelt, sondern um den Ausfluß einer inneren Unwahrhaftigkeit." *)

---

*) Aus dem Urteil im Helfferich-Prozeß im März 1920.

ferner:

„Ludendorffs praktische politische Betätigung war diktiert von seiner Auffassung der Lage im Großen. Er war von dem Streben der Entente nach völliger Unterdrückung Deutschlands als militärischer und wirtschaftlicher Macht überzeugt. Der Weltkrieg war ihm für Deutschland ein Kampf auf Leben und Tod. Daß er darin recht hatte, darüber müßte der Versailler Vertrag eigentlich jedem die Augen geöffnet haben."

schließlich:

„Wolfgang Foerster hat bewiesen, daß Ludendorff berechtigt war, Delbrücks Kompetenz auf strategischem Gebiet in Abrede zu stellen. Wie wenig aber Delbrück befugt war, an den Menschen und Politiker Ludendorff die kritische Sonde zu legen, dazu dürfte diese Schrift einen Beitrag geliefert haben. Er irrt sich, wenn er glaubt, ein Götzenbild zerschlagen zu haben, er hat nur ein Bild von sich selbst gezeichnet, das der Welt zeigt, wie gering er selbst als Mensch, Historiker und Politiker zu werten ist. Ich beneide den vierten parlamentarischen Untersuchungsausschuß nicht um diesen ‚Sachverständigen'."

Ich bin hier so eingehend auf diese beiden Schriften eingegangen, um damit auch die Kameraden zu ehren, die einer vaterländischen Pflicht genügten und zu verhüten, daß diese Schriften der völligen Vergessenheit anheimfallen. Sie wurden damals trotz ihres geschichtlichen Wertes, wie es bei unserem Pressewesen ganz selbstverständlich ist, völlig totgeschwiegen. Es ist ja immer so, nur das wird von ihr verbreitet, was ihren überstaatlichen Machthabern oder jetzt den staatlichen Gewalten genehm ist. Die Presse ist nicht dazu da, Wahrheiten dem Volke zu geben, sondern es in einer bestimmten Richtung zu suggerieren, damals zugunsten der Gewaltherrschaft der überstaatlichen Mächte über das Deutsche Volk und zur Verunglimpfung ihr nicht genehmer und gefürchteter Persönlichkeiten. Zunächst war mir der Schritt des Historikers Hans Delbrück mehr als eine Einzelhandlung, hervorgerufen aus gekränkter Professoreneitelkeit erschienen, sehr bald erkannte ich, daß es sich hier um ganz anderes handle, nämlich um die Kampfansage der freimaure-

rischen Intelligenz gegen mein völkisches Wollen, das ich in meinem Werk „Kriegführung und Politik" dargelegt hatte. Das war der Sinn des neu gegen mich in Deutschland und aller Welt entbrennenden Kampfes, der sich nicht nur über das Jahr 1922, sondern auf Hans Delbrück als den Vertreter Deutscher Wissenschaft gestützt, bis in die heutigen Tage hinzieht, wie ich das noch wieder kürzlich zu lesen bekam. Der Leser muß sich nun schon dieses Ringen gegen mich vor Augen halten, wenn er dieses Werk liest, ich kann nicht immer wieder eingehend hierauf zurückkommen: kurze Andeutungen müssen genügen. Die Front meiner Feinde im Volke, dem ich Rettung bringen wollte, hatte sich verbreitert und das Volk glaubte meinen Feinden, die auch die seinigen waren, nur zu willig. Bald sollte die Zahl meiner Anhänger kleiner werden.

3. Völkisches Freiheitringen und Hochverratsprozeß

In dem Jahre 1922 nahm mich die Politik immer mehr in Beschlag. Die ungeheure Not des Volkes, in der wir lebten, und das Nachdenken über die geschichtlichen Zusammenhänge ließen in mir die völkischen Anschauungen, die ich in dem vorigen Abschnitt niedergelegt habe, sich festigen und sie nun auch immer schärfer vertreten. Dabei näherte ich mich gefühlsmäßig auch den Richtungen, die völkisches Wollen betätigten. Das waren im Norden die Gruppen v. Graefe, Wulle, Henning, in München Herr Hitler*), dem sich in Nürnberg Herr Streicher mit seiner Gruppe zunächst anschloß, dann unterstellte. Auch mit anderen völkischen Bünden hatte ich Fühlung, z. B. mit dem Bunde Oberleutnant Roßbach, der Reichsflagge des Hauptmann Heiß, Nürnberg, dem Verbande des Oberstleutnant Hoffmann, Ingolstadt, und Kaufmann Zellers, München, später auch mit dem Frontkriegerbund des Herrn Alleter. Durch das Korps Oberland kam ich dann wieder in Verbindung mit den von Herrn Hitler geschaffenen Sturm-Abteilungen, den späteren SA.-Formationen. Ich habe nie einem dieser Verbände angehört, aber sie gefördert, allein schon dadurch, daß mein weltgeschichtlicher Name mit ihnen in Zusammenhang gebracht wurde. Es würde jedoch zu weit führen, wenn ich der Einzelheiten und der verschiedenen Veranstaltungen und Sonnwendfeiern gedenken würde, die ich von München aus mitmachte. Ich möchte für 1923 nur der Zusammenkunft des Bundes „Oberland" auf der alten Burg Hoheneck des Herrn Verlagsbesitzers Lehmann in Franken, unweit Nürnberg, gedenken, wo „Oberland" eine Schulungtagung abhielt. Damals führte mich auch Herr Hauptmann Heiß auf einer Autofahrt durch die schöne

---

*) Zu dieser Gruppe gehörte auch die Deutsch-Sozialistische Partei, auch eine Gründung der Thule-Gesellschaft.

fränkische Landschaft, um verschiedene Teile seiner „Reichsflagge" zu begrüßen.

Meine Annäherung an diese als völkisch bezeichneten Gruppen wurde mir nun sowohl von meinen Deutschnationalen Bekannten, wie bald auch und immer steigend von Offizierverbänden verdacht, die an eine Wiederherstellung der Monarchie von heute auf morgen dachten und meine Gegengründe nicht verstehen konnten oder wollten. Auch war ich ihnen wohl zu „sozial" und arbeiterfreundlich eingestellt. Die Volksgemeinschaft, in der der Arbeiter ein gleichberechtigtes und gleichgeachtetes Glied wäre, lag ihrem Vorstellungkreise wohl weniger als dem meinigen. Jedenfalls sahen mich diese Kreise recht bald als für „verloren" an. Ja, ich bekam zu hören, natürlich nur von hinten herum, daß es doch unverständlich sei, daß ich als ehemaliger Erster Generalquartiermeister mit dem außerordentlichen Wirkungbereich und General mich so kleinen Gruppen anschlösse, die doch keine „Aussichten" hätten; es wäre doch verfehlt, mit einem „Gefreiten" — hier war Herr Hitler gemeint — zusammenzuwirken usw. usw. Nun, ich bin auch damals allein die Wege gegangen, die ich für die Rettung des Volkes als die gegebenen erachtete. Ich nahm keine Rücksicht darauf, ob ich mir „schade" oder „nutze". Ich habe nie „Ehrgeiz" gehabt oder solchen auf mein Handeln bestimmenden Einfluß ausüben lassen. Wer an der Spitze des Deutschen Feldheeres gestanden hatte, konnte zudem Höheres nun wirklich nicht mehr erreichen. Mein „Ehrgeiz" war, dem Volke zu helfen. Nichts anderes hat mein öffentliches Auftreten beseelt. Ich nahm also die Lockerung meiner Beziehungen zu Kreisen, die mir von früher nahegestanden, als gegeben hin. Wie staunte ich aber, als ich von diesen Kreisen, die sich später Herrn Hitler zuwandten, als er im Aufstieg war und stundenlang warteten, um nur einen Blick von ihm zu erhaschen, und ich meine alte Linie beibehalten hatte und mich dadurch von Herrn Hitler mehr entfernte, zu hören bekam, das wäre doch ganz unbegreiflich von mir. Aber ich staunte ja gar nicht, denn die

Charakterlosigkeit herrschte zu sehr in weiten Teilen jener Kreise, in denen ich groß geworden war.

Mich mögen viele Deutsche nicht verstehen und die haben mich nicht verstanden, die nur persönliche Ziele verfolgen. Vielleicht war ich auch zu altruistisch, stellte mich zu stark zurück, ließ andere als Träger meines Gedankens und Handelns erscheinen, förderte ihr Ansehen und erschwerte dadurch selbst meine volksschöpfende Arbeit; nicht etwa aus Unterschätzung der „Macht", sondern aus Gleichgültigkeit gegen äußere Ehren und Widerwillen gegen vermeintliche Volksgunst, deren Unwert ich hinreichend erkannt hatte. Das hatte mich indes keineswegs zur Menschenverachtung geführt; ich nahm die Menschen, wie sie sind.

Für die Gesundung Deutschlands war natürlich bei den nun einmal bei uns herrschenden Verhältnissen die Frage ausschlaggebend, wie sich die Lage der Dritten Internationale in Rußland und ihre Propagandatätigkeit in aller Welt gestalten würde. Sowjetrußland vertrat dabei sehr geschickt den Standpunkt, daß, was die Dritte Internationale mache, Sowjetrußland gar nichts anginge, obschon Sowjetrußland der Dritten Internationale die Macht und die Machtmittel bot. Es war nicht zu verkennen, daß sich der Bolschewismus in Sowjetrußland erheblich gefestigt hatte und die kommunistische Propaganda in allen Völkern Europas und Amerikas betätigte. Namentlich hatte er in den Ländern der römischen Kirche, Spanien und Italien, festen Fuß gefaßt. In Italien herrschte er bereits in allen Wirtschaftbetrieben. Hier war aber unter Mussolini eine starke Gegenwehr entstanden, die Industrie förderte seine, wie es später hieß, faszistischen Organisationen der Schwarzhemden, die stellenweise bereits in den Betrieben den offenen Kampf mit Kommunisten aufnahmen.

Bei mir häuften sich damals die Besuche von Deutschen und Ausländern, namentlich aus England; aber auch von Russen und Deutschen aus den baltischen Staaten, die daran dachten, die Sowjetregierung mit Gewalt zu stür-

zen. Es war erstaunlich, mit welchem Optimismus Russen wie Balten immer wieder auf Befreiung ihres Landes hofften. Unter diesen Russen trat besonders eine Gruppe Ukrainer hervor, die sich in München unter Oberst v. Poltawetz gebildet hatte. Auch der polnische General v. Pilsudski trat scharf in den Vordergrund. Ich lernte auch den legitimen russischen Thronanwärter, den Großfürsten Konstantin und seine Gattin, die Großfürstin Viktoria, frühere Prinzessin von Hessen-Darmstadt, kennen. Es waren sehr verschiedenartige Bestrebungen, die sich mir hier auftaten; die einen zielten auf ein zaristisches Großrußland wie vor dem Weltkriege, die anderen auf ein föderatives Rußland namentlich mit einer selbständigen Ukraine hin. Aber es war ein wirres Durcheinander, und Ordnung hineinzubringen erwies sich bei der Verschiedenheit der Bestrebungen als nicht möglich, auch fehlten alle geldlichen Mittel, um auch nur die geringsten Vorbereitungen zu treffen. So blieben denn die Verhandlungen völlig fruchtlos und ich zog mich sehr bald von ihnen völlig zurück. Ich hörte nur noch von den Bemühungen des Generals Hoffmann, meines früheren Generalstabsoffiziers, in Holland, England und Frankreich. Was ich zu hören bekam, entsprach ganz den Erfahrungen, die ich bereits gemacht hatte. Gegenüber dem Spitzeltum der Bolschewiken in allen Ländern, der Entschlossenheit Lenins und nicht zuletzt bei dem Willen des Juden, der ja das Zarentum in Rußland gestürzt hatte und allen diesen Bestrebungen entgegenarbeitete, blieben sie völlig erfolglos. Die Welt mußte sich eben damit abfinden, und sie tat es sehr bald, da die Sowjetregierung fest in Rußland säße und das entwaffnete und geknebelte russische Volk unfähig war, aus eigener Kraft sich zu befreien.

Welcher Feind Sowjetrußland in Japan entstehen würde, war noch nicht zu übersehen. Daß Japan weitausschauende Pläne verfolgte, ging aus seiner Haltung auf der Washingtoner Flottenkonferenz hervor, die die Frage der Rüstung zur See entscheiden sollte und bewies, mit welchem Argwohn England und die Vereinigten Staaten und der dahinterstehende Jude das Macht-

streben dieses Staates verfolgten. Es gab nichts Verlogeneres als diese Konferenz. Nach dem Versailler Diktat sollte ja die Abrüstung Deutschlands der Beginn der allgemeinen Abrüstung sein. Nun erlebte die Welt, daß von vorneherein die Rüstung zur See von der allgemeinen Abrüstung sogar ausgeschlossen sein sollte und in der Theorie nur zu Lande abzurüsten wäre. Solches war in der Tat nur völlig verblödeten Völkern zuzumuten. Aber was können die überstaatlichen Mächte nicht alles wagen! So fand denn auch die Washingtoner Konferenz statt und regelte die Rüstung zur See und zwar in dem Sinne, daß es den Vereinigten Staaten eingeräumt wurde, eine gleichstarke Flotte zu unterhalten wie England. Dagegen dürfe Japan seine Flotte im Verhältnis zu der englischen und „amerikanischen" nur wie 3 zu 5 ausbauen; diese Verhältniszahl bezog sich im wesentlichen auf die Schlachtschiffe, für schwächere Schiffstypen galten andere Verhältniszahlen, ja, sie waren freigegeben. Ebenso war die Armierung der Kriegsschiffe festgesetzt. Aber gegen die U-Boot-Waffe war kein Wort gesprochen, die bekanntlich von unseren Feinden im Weltkriege als völkerrechtwidrig bezeichnet worden war. Es sollte sich mir bald enthüllen, wie dieses Rüstungabkommen zur See vornehmlich den Zweck verfolgte, der Entwicklung der Seestreitkräfte Japans Fesseln anzulegen. Fortschreitend wurde mir klar, daß zur Durchführung des Weltrepublikgedankens der Jude auch die Zerschlagung dieses Staates ins Auge fassen mußte, und das konnte von See her allein durch die Flotten Englands und der Vereinigten Staaten gelingen.

Für England waren diese Rüstungabkommen das Eingeständnis, daß es seine meerbeherrschende Stellung aus der Zeit vor dem Weltkriege endgültig aufgegeben habe. Der Siegerstaat England war in seiner weltpolitischen Stellung stark geschwächt aus dem Weltkriege hervorgegangen, ganz abgesehen davon, daß die Selbständigmachung des Hauptteiles Irlands mit seiner römischgläubigen Bevölkerung ein anderer schwerer Schlag gegen die Macht Englands war, der in seiner Bedeutung gar nicht eingeschätzt werden kann.

So wichtig diese Ereignisse auch waren, so beschäftigten sie mich doch wesentlich in ihrer Rückwirkung auf Deutschland und diese Rückwirkung war eine ernste. Sie bestand einmal darin, daß Sowjetrußland seine propagandistische Tätigkeit nach Deutschland hin unterhalten und steigern würde, und daß England in seiner starken Abhängigkeit von Frankreich blieb und dessen Politik Deutschland gegenüber unterstützte. Und diese Politik ging auf Weisung der Weltkapitalisten dahin, die Deutsche Wirtschaft zum völligen Verfall zu bringen. Dieser machte 1922 reißende Fortschritte. Die Mark sank, ja, sie sank täglich. Es war selbst eine geordnete Privatwirtschaft überhaupt nicht mehr möglich, erst recht nicht eine geordnete Staatswirtschaft. Frankreich und England machten sich zu Bütteln des Weltkapitals, um aus uns wirklich auch den letzten Besitz und die laufenden Einnahmen herauszupressen und sie in die Hand der Weltkapitalisten überzuführen, die zunächst damals in dem Juden, recht bald aber auch in führenden römischen Priestern und führenden Freimaurern vor mir standen und trotz allen Zwiespalts untereinander den Völkern gegenüber eine engverquickte Genossenschaft auf Gegenseitigkeit darstellten. Die Deutsche Regierung ließ Noten drucken und überschwemmte das Volk mit wertlosen Papierzeichen. Sie häufte Unrecht auf Unrecht und führte eine Enteignung des Deutschen Volkes im allergrößten Maßstabe durch. Ungeheuere Steuern wurden ausgeschrieben, aber rettende Maßnahmen nicht ergriffen, den Feinden gegenüber nicht Würde und Stolz gewahrt. Es blieb bei der Unmöglichkeit, die ungeheueren Beträge an die Feindstaaten abzuführen. Sie waren ja überhaupt nicht aufzubringen. Ein Leidensjahr von ungeheuerem Ausmaß war das Jahr 1922 für das Deutsche Volk und wurde das Jahr 1923, in dem sich der Verfall der Währung dauernd noch steigerte, bis ja bekanntlich die Mark gleich einer Billion Papiermark wurde. Das klingt phantastisch, es war aber so und kann nicht genug in unserer Erinnerung festgehalten werden. Nur so können wir aus der Vergangenheit lernen und das Wirken der überstaatlichen

Mächte, aber auch die Notwendigkeit, Deutsche Geschichte zu gestalten, voll verstehen.

Während dieser Zeit standen Teile des Deutschen Volkes in den besetzten Gebieten unter der Zuchtrute der feindlichen Besatzungen, stand das Deutsche Volk in seiner Gesamtheit unter Aufsicht von militärischen Kontrollkommissionen und unter Peitschenhieben von Lloyd George und Poincaré, der zwar nicht mehr Präsident der französischen Republik, sondern seit Beginn des Jahres 1922 wieder Ministerpräsident derselben war und als solcher seinen Vernichtungfeldzug gegen alles Deutsche fortsetzte. Er war Ministerpräsident geworden, als gerade der römische Papst Benedikt XV. die Augen geschlossen und Pius XI. sein Nachfolger geworden war. Der erstere war ein sogenannter „politischer" Papst, der ja bekanntlich die französische Vernichtungpolitik gegen Deutschland unterstützt hatte. Sein Nachfolger hatte als Nuntius in Warschau die gleiche Politik eingeschlagen. Von ihm war nichts anderes als Deutschfeindlichkeit zu erwarten. Der Name Pius deutete an, daß er die Weltansprüche des Papsttums durch Betonung des Glaubens durchzusetzen bestrebt sein würde. Eine Zusammenarbeit zwischen dem Frankreich des Herrn Poincaré und dem Vatikan des römischen Papstes Pius erschien mir gegeben. In dieser Lage bot sich der Jude Walter Rathenau Herrn Ebert als Minister des Auswärtigen an, und zwar in einer so auffallenden Form, die mir stets in Erinnerung sein wird. Herr Ebert nahm ihn auch, und der Judenfürst Walter Rathenau leitete nun die äußere Politik Deutschlands. Damals hoffte noch der Jude vor Rom als Sieger des Weltkrieges hervorzugehen und seine Weltherrschaftpläne durch den Völkerbund in einem Paneuropa durchzusetzen. Aber Rom war auf der Hut, es hatte zu viel an Einfluß verloren und wollte Verlorenes zurückgewinnen. Der Kampf Judas und Roms um Deutschland war in den Januar- und Februartagen des Jahres 1922 in einen neuen Abschnitt getreten. Einig waren sie sich indes darin, daß Deutschland ihrem Weltkapital weitere Zahlungen zu leisten hatte. So

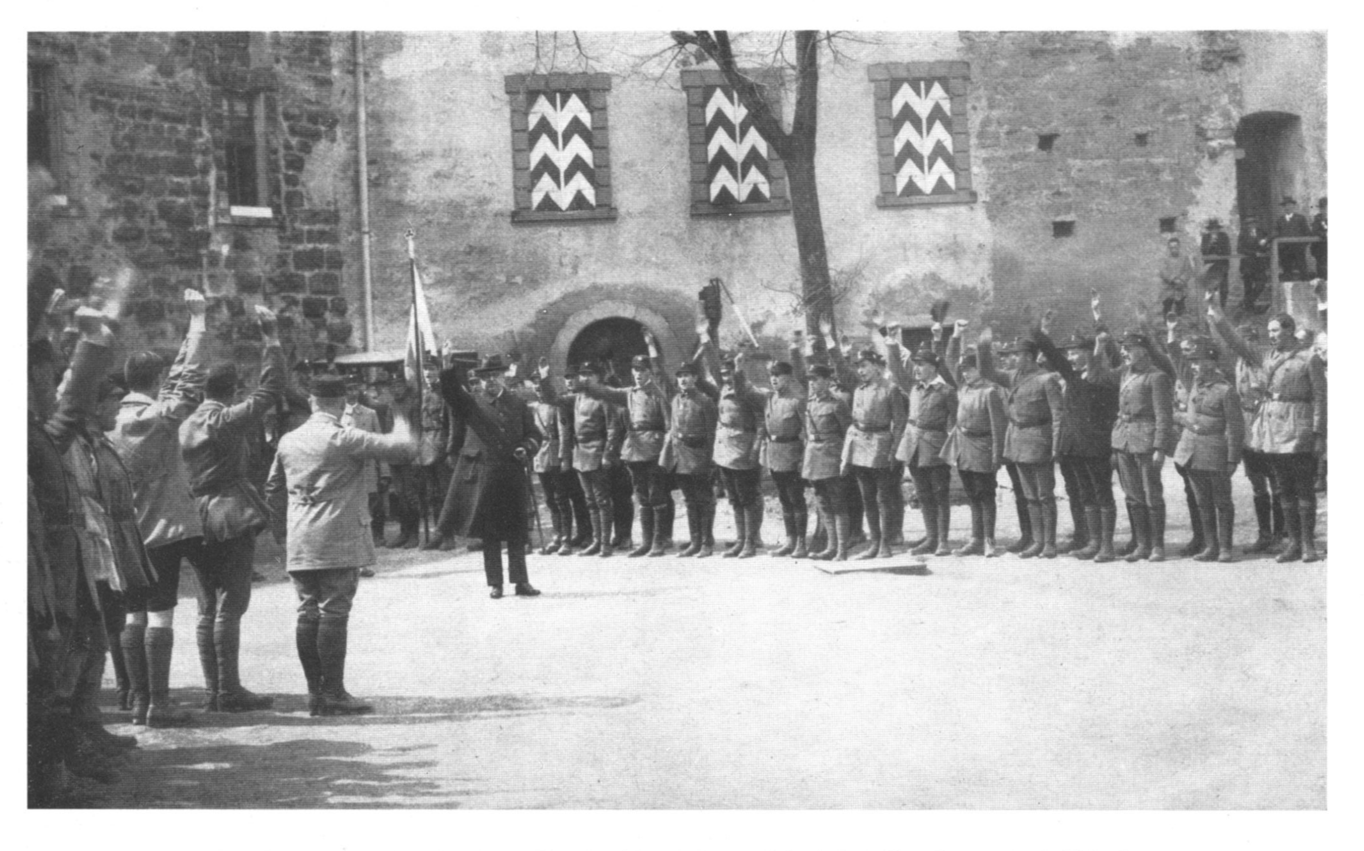
mußte denn Deutschland, das Papiermark im Überfluß druckte, immer wieder Goldmillionen an das Weltkapital abliefern. Es verblutete völlig dabei.

Die Weltwirtschaftkonferenz in Genua, die am 10.4.1922 begann, sollte nun — so hofften viele gutgläubige Deutsche — dem Deutschen Volk eine Erleichterung bringen; aber es war damit nichts. Die überstaatlichen Machthaber und die Feindmächte hielten zusammen. Das einzige Ergebnis war eine Annäherung Deutschlands an Sowjetrußland, durch den Vertrag von Rapallo. Dieser Vertrag entsprach völlig den Wünschen des Judenfürsten Walter Rathenau, der auf die Bolschewisierung Deutschlands durch die eingeleitete Enteignung des Deutschen Volkes und seine charakterlose „Intelligenz" hoffte.

Die Erpresserarbeiten der Feindstaaten konnten nun weitergehen und gingen weiter. Und da Deutschland nie zahlen und auch die sonstigen Sachlieferungen nicht ausliefern konnte, stellte die Deutsche Regierung das Deutsche Volk nun noch immer mehr unter die wirtschaftliche Kontrolle der Feindmächte. Der Zorn steigt in mir empor, wenn ich an diese Zeit tiefster Deutscher Schmach denke.

Am 24.6.1922 trat nun ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung ein. Der Jude Walter Rathenau wurde erschossen. Mit ihm sank eine Hoffnung Judas und ein gefährlicher Gegner der Weltansprüche des römischen Papstes ins Grab. Es war damit eine entscheidende Wendung in der weltgeschichtlichen Entwicklung eingeleitet. Der römische Papst und der ihm so ergebene Poincaré hatten freiere Bahn Deutschland gegenüber. Sie waren die Hauptgewinner an der Ermordung Rathenaus. Daß ein Judenfürst ermordet war, ging aus der außerordentlichen Aufpeitschung der zweiten und dritten roten Internationale hervor, die in aller Welt, namentlich natürlich in Deutschland und vor allem in Berlin, schon am Mordtage anhob.

Am 24.6. wurde in München die Feier des 450jährigen Bestehens der Universität begangen. Eine große Zahl von Ehrengästen war geladen. Der



Bei der Schulungtagung des Bundes „Oberland“ auf Burg Hoheneck in Franken, unweit Nürnberg, 1923

Bei der völkischen Feier in Klagenfurt (Kärnten) im Jahre 1923

Auf dem Deutschen Tag in Nürnberg am 2. September 1923

Rektor magnificus, der Geograph Professor Dr. v. Drygalski, hielt die Festrede. Während der Feier erhielt Kronprinz Rupprecht ein Telegramm. Es enthielt die Nachricht von der Ermordung Walter Rathenaus. Der Kronprinz beugte sich zu mir herüber, gleichsam, als wollte er damit andeuten, ich wisse davon. Nun, ich wußte nichts davon. Walter Rathenau wurde von Deutschen beseitigt, die der Organisation des Kapitäns Erhardt angehörten, deren römische Politik ich bereits erwähnt habe. Daß die Deutschen, die den Anschlag auf Walter Rathenau durchführten, nichts von der römischen Richtung ihres Verbandes ahnten, ist mir gewiß. Sie handelten aus edelsten vaterländischen Beweggründen, ohne zu wissen, welchen Dienst sie den Weltherrschaftzielen Roms geleistet hatten. Das tragische Ende zweier an dem Anschlag auf Walter Rathenau beteiligter Herren Fischer und Stein auf der Burg Saaleck am 18. 7. nach wochenlangem Herumirren in Deutschland erschütterte mich. In Berlin wetterte die Regierung, die Roten und Schwarzen, gegen die vermeintliche Reaktion, die für den Mord an Walter Rathenau verantwortlich gemacht wurde, und die verhaßten Völkischen, die desselben so ohne jeden Grund bezichtigt wurden, von den Schwarzen um so mehr, als sie eine innere Genugtuung und wohl auch mehr zu verbergen hatten. Die Republik sei bedroht! Nichts konnte die Zusammenhänge zwischen dem jüdischen Volk und der Republik klarer legen, als solches vermeintliche Bedrohtsein der Republik aus dem Anschlage auf den Juden Walter Rathenau zu folgern. Das „Republikschutzgesetz" war die Folge. Seine Annahme wurde in Berlin durch gemachte Straßendemonstrationen am 18. 7. 1922 — einem Jahwehtage mit der Quersumme 30 — erzwungen. Jahweh war in zweifacher Weise an diesem Tage Genüge geschehen, der Mord an seinem Diener war gerächt, der so viel zur Erreichung der Judenherrschaft geleistet hatte.

Es begann nun eine unerhörte Hetze und ein unerhörtes Vorgehen gegen alles „Nationale" und namentlich alles „Völkische" und die nationalen und völkischen Verbände im Reich. Sie alle sollten aufgelöst werden und wurden

auch, wie z. B. der Stahlhelm, aufgelöst. Auch Rom nutzte die Gelegenheit, alles zu beseitigen, was ihm unbequem war. Es zog aus der Ermordung Rathenaus noch andere Vorteile.

In dieser ernsten Lage richteten sich die Augen der Deutschen wieder ganz besonders auf die „Ordnungzelle Bayern". Die römische Regierung Bayerns war auch klug genug, sich zunächst so einzustellen, als ob sie ganz „rechts" gerichtet sei. So betätigte sie sich auch jetzt; obschon sie Herrn Ebert erst im Juni einen feierlichen Empfang in München bereitet hatte, bei dem allerdings auch Störungen vorgekommen waren, die ich nicht als erfreulich ansah. Graf Lerchenfeld, der römische Ministerpräsident Bayerns lehnte einen Teil der in Berlin beschlossenen Gesetze ab. Das hatte zur Folge, daß nun aus Norddeutschland oder aus Württemberg zahlreiche Deutsche nach München kamen, auch mich besuchten, und im besonderen nun von Bayern einen Widerstand, ja, ein Vorgehen gegen Berlin erwarteten. Ihnen war es völlig unverständlich, wenn ich dabei doch auf eine römische, ja, auf wittelsbachische Gefahr gelegentlich ihrer Besuche hinwies. Das entfremdete mir die Deutschnationalen Kreise noch mehr.

Es hatten, während diese Entwicklung im vollen Fluß war, in München Anfang Juli Verhandlungen in einem Hochverratsprozeß gegen den Freiherrn v. Leoprechting stattgefunden. In ihnen wurden die Umtriebe des französischen Gesandten Dard voll enthüllt. Ich erwähnte bereits seine Tätigkeit im Sommer 1920 und die Tatsache, daß er infolge des Präsidentenwechsels in Frankreich im September 1920 in seiner separatistischen Politik, die Süddeutschland von Norddeutschland trennen sollte, von Paris zurückgepfiffen war. Mit dem Hervortreten Poincarés in der Politik zu Beginn 1922 war nun die Tätigkeit Dards wieder offensichtlicher in die Erscheinung getreten. Die Verhandlungen zeigten, wie Freiherr v. Leoprechting gegen Zahlung erheblicher Mittel sich in den Dienst des Gesandten Dard gestellt hatte, wie er die Berliner und Münchener Regierung mit politischen Nachrichten versah, sie gegenein-

ander ausspielte, sich aber gleichzeitig das Vertrauen beider erwarb, um letzten Endes allein Herrn Dard zu dienen und seine Politik zu fördern. Wie eng Rom und Paris mit dem Protestanten Leoprechting zusammenarbeiteten, zeigt die Tatsache, daß dieser vorschlug, zur Trennung Nord- und Süddeutschlands einen Kulturkampf zu entwickeln, dessen Wirkung selbstverständlich sich auch in den Rheinlanden und Westfalen bemerkbar machen müßte, während Frankreich ein Bündnis mit dem abgetrennten Süddeutschland schließen und die vom Reich gelockerten westlichen Gebietsteile, die Rheinlande, Hannover, Westfalen, Hessen in seine Abhängigkeit bringen wollte. Poincaré hatte ja auch laut vor aller Welt gegenüber Pressevertretern am 26. 6. 1922 ausgeführt:

„Wir gehen ganz einfach — und ich fühle mich dabei sehr wohl — der dauernden Besetzung des linken Rheinufers entgegen. Mir für meinen Teil würde es wehe tun, wenn Deutschland zahlte. Dann müßten wir das Rheinland räumen, und so würden wir den Nutzen unserer Experimente verlieren, die wir unternehmen, um friedlich, aber mit der Waffe in der Hand, die Bevölkerung am Ufer des Grenzflusses zu erobern ..... und das einzige Mittel, den Vertrag von Versailles zu retten, besteht darin, es zu arrangieren, daß Deutschland ihn nicht halten kann."

Die Einzelheiten völlig zu übersehen, war mir damals noch nicht möglich, aber das Gesamtbild, das ich bekam, ging doch dahin, daß es sich um einen gewaltigen Ansturm von Rom und Paris um den Bestand des Deutschen Reiches handle. Ich forschte nun weiter über die frühere Haltung der Bayerischen Volkspartei und fand da im „Bayerischen Kurier" und in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom Herbst 1918 gewichtige Aufschlüsse, sowohl für ein Zusammenarbeiten dieser Partei mit dem Juden Eisner, als auch die Gedanken des Dr. Heim über die Trennung West- und Süddeutschlands von den übrigen Teilen des Reiches. Ich werde Näheres hierüber in meiner Rede vor dem Volksgericht in München am 29. 2. 1924 zeigen. Der Einblick erschütterte mich auf das Tiefste. So hatte ich mir die Umtriebe doch

nicht vorgestellt. Noch mehr erschütterte es mich aber, daß selbst Deutschnationale und völkische Kreise ein Zerschlagen des Reiches für unabweisbar ansahen. Ja, völkische Männer Münchens liebäugelten in jenen Tagen des politischen Niederganges und der Inflation sogar mit einem Zusammengehen mit der Tschechoslowakei. Die Hetze gegen Berlin, dessen Schuldkonto allerdings riesengroß war, war planmäßig und diente den separatistischen Zielen bestimmter bayerischer Kreise. Es war für mich eine Genugtuung, daß die völkischen politischen Richtungen und die Kampfverbände, mit denen ich in Verbindung stand, den Gedanken der Einheit des Reiches durchaus hochhielten und allmählich an Stelle der von Paris und Rom ausgehenden Parole „Los von Berlin" klar und deutlich die Parole „Auf nach Berlin" gaben, die von mir recht scharf betont war. Daneben stand in meinen Sorgen der tröstliche Gedanke fest, daß eine Trennung Süddeutschlands und ein Zerschlagen des Reiches allein schon wegen der wirtschaftlichen Zusammenhänge des Reichsgebietes nicht so ohne weiteres möglich war. Es hatte ja auch schließlich der Deutsche Gedanke im Weltkrieg sich scharf durchgesetzt. Solche Gedanken ließen mich zwar die Gefahren, in denen das Reich damals stand, vermindert sehen, aber was übrig blieb, waren doch der Gefahren überaus viele.

Ich begrüßte es deshalb, daß sich die Kreise um Herrn v. Kahr entschlossen hatten, den General v. Hindenburg zu einem Besuch nach Bayern einzuladen. Er sollte in München feierlich empfangen werden und dann einige Wochen in Dietramszell bei einer Familie v. Schilcher Aufenthalt nehmen. Das Ziel, das Herr v. Kahr mit der Einladung verfolgte, war die Stärkung des wittelsbachisch-monarchischen Gedankens in Bayern, ja, in ganz Deutschland. Das steht heute in mir fest, damals glaubte ich, es gälte noch der Stärkung des Deutschen Gedankens gegenüber separatistischen Umtrieben. Darum begrüßte ich das Kommen des Generals v. Hindenburg. In der Tat waren die Tage des Aufenthaltes des Generals v. Hindenburg in München — der

21. und 22.8. wirklich Tage Deutscher Begeisterung, mich „traf sogar ein Teil der Begeisterung", recht zum Leidwesen meiner sogenannten Freunde in der bayerischen Generalität, die sich bemühten, General v. Hindenburg allein der Bevölkerung zu „präsentieren". Herr v. Kahr lud mich auch zu einem Mittagessen ein, bei dem nur noch Kronprinz Rupprecht und General v. Hindenburg zugegen waren. Es wurde bei ihm mehr über Vergangenes als über Zukünftiges gesprochen. Auch „Berlin" kam nicht gut dabei weg. Aber besondere Probleme wurden nicht angeschnitten. Die ganzen Veranstaltungen galten ja nur dem Wunsche, einen Teil des Ruhms, dessen sich nun einmal General v. Hindenburg erfreute, auch auf Kronprinz Rupprecht vor aller Welt abfärben zu lassen und dessen Ansehen dadurch zu erhöhen. Dieser veranstaltete auch in dem oberen Stock des Zeughauses eine Feier für General v. Hindenburg als Feldherrn des Weltkrieges, bei der ich natürlich keine Erwähnung fand. Ich selbst lud General v. Hindenburg in mein Haus und wir verlebten in ihm ungetrübte Stunden. Später besuchte ich ihn dann auch in Dietramszell. Die Zwischenfälle der Vergangenheit schienen völlig ausgeglichen. Diese rein menschlichen Eindrücke traten vor der Tatsache zurück, daß durch den Besuch des Generals v. Hindenburg eine Stärkung der Deutschfühlenden Bestrebungen in München und auch meines Deutschen Wollens erlangt war.

Dieses Deutsche Wollen wollte auch Rom für sich nutzbar machen. In München fand der für 1922 vorgesehene Katholikentag unter außerordentlicher Beteiligung vieler Katholiken Norddeutschlands Ende August statt. Ich selbst war zu einer Veranstaltung des Katholikentages in den Löwenbräukeller, wie mir gesagt wurde auf Veranlassung westfälischer Katholiken, eingeladen worden. Ich war auch diesen Deutschen zuliebe, die nicht wußten, wo sie eigentlich standen, hingegangen, muß aber wohl durch eine Bemerkung, die von mir an einen protestantischen Nachbarn über irgendein Wort des Kardinals Faulhaber gemacht und nun auch weiter verbreitet wurde, den

Unwillen des Kardinals erregt haben, denn ich bekam bald darauf diese Bemerkung wieder einmal völlig verdreht zu hören. Ich sprach schon von dem Kardinal Faulhaber und das über ihn wiedergegebene Urteil konnte ich nur von neuem bestätigen, doch zeigte sich mir in seiner Person auch ein hoher Grad persönlicher Eitelkeit. Ich werde nie vergessen, wie er bei einer Feier in der Universität nicht „über mich", sondern „unter mich" gesetzt war und wie er dann, als wir uns von den Plätzen erhoben, nicht schnell genug sich dahin begab, wohin er seiner Ansicht nach eigentlich gehörte, nämlich recht weit „nach oben".

Bei diesem Katholikentag hatte nun Kardinal Faulhaber das auf alle Nationalen so gut berechnete Wort gesprochen:

„Die Revolution war Meineid und Hochverrat."

Er konnte sich das leisten. Das Republikschutzgesetz galt für ihn nicht. Immerhin hatte er durch dieses Wort wieder die Erwartung geweckt, daß die bayerische Regierung doch schließlich gegen die Reichsregierung in Berlin stark handeln würde. Doch das erfüllte sich nicht.

Die ablehnende Haltung der Regierung des Grafen Lerchenfeld gegen Berlin sollte nicht zu lange dauern. Sein weicher Charakter war zu ernstem Kampf nicht geeignet, vielleicht fühlte sich auch Rom noch nicht stark genug in Deutschland, um seine Ziele durchzusetzen, vielleicht war es über seine Wege noch nicht klar. Kurz und gut, die Regierung Graf Lerchenfeld kroch zu Kreuze.

Über dieses Geschehen waren nun wiederum die Kampfverbände in München und auch der völlig wittelsbachisch eingestellte Bund des Herrn Pittinger „Bayern und Reich" aufs tiefste entrüstet. Dem letzteren Bunde waren wohl durch den Sanitätsrat alle möglichen Aussichten für ein Handeln gegen Berlin gemacht worden. Es scheint auch tatsächlich so, als ob Sanitätsrat Pittinger in Verbindung mit Reichswehrteilen — wie wir wissen war General v. Moehl, der mittlerweile das Gruppenkommando II in Kassel erhalten

hatte, völlig römisch eingestellt — eine Art Revolution beabsichtigt hätte. Er erhielt aber im letzten Augenblick, was unter den vorliegenden Verhältnissen selbstverständlich war, Absagen über Absagen, und auf der Versammlung Anfang September, wo er selbst sprechen und die Parole für das Unternehmen geben sollte, erschien er selbst nicht mehr. Sein Unternehmen war, noch bevor es begonnen hatte, kläglich gescheitert, womit ich denn, da ich dem Sanitätsrat Pittinger auf das Schwerste mißtraute, nicht unzufrieden war. Im übrigen harren diese Zusammenhänge noch recht sehr geschichtlicher Klärung.

Diesem Versagen folgten natürlich Rückschläge. Graf v. Lerchenfeld mußte in München Herrn v. Knilling weichen, der den Kreisen um Herrn v. Kahr genehmer war, der nun wieder mehr hervortrat. Sein Ansehen gewann zusehends in Norddeutschland. Er wurde hier von Geheimorden propagiert, die im Dienst römisch-wittelsbachischer Politik standen, genau so wie der von Pater Stempfle geleitete „Miesbacher Anzeiger", der auf gleichem Wege das Leibblatt vieler Norddeutscher wurde. In München fanden sich die nationalen und völkischen Kräfte allmählich zusammen. Es faßten die sogenannten vaterländischen Verbände, die in Berlin von dem Alldeutschen Verband gesammelt waren und eigentlich ein recht sagenhaftes Gebilde darstellten, auch in München Fuß. Sie umfaßten außer dem Alldeutschen Verband z. B. die großen Offizierverbände, auch Kriegervereine und sonstige mögliche, aber auch unmögliche Organisationen, die nur auf dem Papier existierten. Sie traten auch in München in Erscheinung, ihr Führer wurde Professor Bauer. Der Bund „Bayern und Reich", der durch das Verhalten des Herrn Pittinger an Ansehen so schwere Einbuße erlitten hatte, schloß sich ihnen an. Auch der Bund „Oberland", der eine Krisis zu überwinden hatte, da sich aus ihm der Bund „Blücher" absplitterte, näherte sich den Verbänden, ebenso Herr Hitler, dessen NSDAP. in stetigem Wachsen begriffen war und dessen SA. unter Hauptmann Göring und Kapitänleutnant Hoffmann sich weiter entwickelte. Es war natürlich, daß die Zweite und Dritte Internationale in

Deutschland und auch in Bayern die schärfste Stellung gegen diese sogenannten vaterländischen Gruppenbildungen nahm, die schließlich auch ein recht buntes Gemisch nationaler, römischer und völkischer Bestrebungen darstellten und nicht recht geeignet waren, der inneren Entwicklung Deutschlands einen Stempel aufzudrücken.

Mit schwerster Sorge konnte ich die Lage unseres Volkes betrachten, die nach wie vor von Rom wie von Paris, aber auch von Moskau aus aufs schwerste gefährdet war. Die römische Gefahr blieb weniger aufdringlich. Viele Deutsche sahen sie nicht einmal oder wollten sie nicht sehen. Ich hatte auch dem Kaiser einigemal meine Ansicht über sie und die Rolle des Hauses Wittelsbach mitgeteilt. Das war bekannt geworden und vermehrte römisch-wittelsbachischen Haß gegen mich, der bald völlig unverhüllt in Erscheinung treten sollte.

Welchen Zuwachs die Macht Roms Ende Oktober 1922 in Italien erhalten sollte, war damals noch nicht zu übersehen. Mussolini hatte, gestützt auf seine Schwarzhemden und, wie heute ersichtlich getragen von der Gunst des Jesuitengenerals und des römischen Papstes, durch seinen Marsch von Neapel nach Rom am 30.10.1922 die Herrschaft in Italien an sich gerissen. Damals glaubte ich, dieser Marsch wäre Freimaurerwerk. Bald wurde ich anderes belehrt. Roms Politik in Deutschland trat nach ihrem Erfolge in Italien auch in Deutschland schärfer hervor und mit ihm die nun einmal bestehenden Gefahren der Weltherrschaftpläne des Jesuitengenerals und römischen Papstes.

Die Gefahren, die von Paris aus dem Deutschen Volke drohten, traten mit jedem Tag aufdringlicher hervor. Das Deutsche Volk konnte die Tribute an Geld und Sachlieferungen nicht aufbringen. Die Berliner Regierung beschwor Poincaré, nicht zu scharf vorzugehen, die Nationalen würden sonst in Deutschland siegen. Poincaré bekümmerte sich nicht um die kümmerlichen nationalen Gebilde, sondern ging seinen Weg weiter, trotz allen sich jetzt

regenden politischen Widerspruchs Englands und Italiens. Zunächst trat in Berlin das Kabinett Wirth zurück, ein anderer römischgläubiger Deutscher, Dr. Cuno, der Leiter der wesentlich von römischem Gelde beeinflußten Hamburg-Amerika-Linie, wurde von Herrn Ebert gerufen. Würde er mehr Widerstand leisten gegenüber dem Vernichtungwillen Poincarés?

Um die Jahreswende 1922/23 war die Spannung zu einer hochgradigen geworden. Das Jahr 1923 war ja wieder ein Jahwehjahr mit der Quersumme 15 und daher für den Juden und alle Okkulte besonders geeignet, ihre völkervernichtenden Pläne durchzuführen. Da Deutschland mit Lieferungen in Rückstand geblieben war, beschloß die französische Regierung am 5.1., das Ruhrgebiet zu besetzen.

In jenen Tagen wollten die Mitglieder des früheren Infanterie-Regiments Nr. 57 in Wesel, dem ich als junger Offizier angehört hatte, ihren gefallenen Kameraden ein Denkmal errichten. Ich hatte mein Kommen zugesagt und fuhr nun aufs Ungewisse über Münster dorthin. Hier besuchte ich den früheren Kommandierenden General des VII. Armeekorps und bewährten Führer der 3. Armee im Weltkriege, Herrn v. Einem. Seine Gedankengänge berührten sich eng mit den meinigen, wenn er auch die römisch-wittelsbachische Gefahr nicht so recht wahrhaben wollte. In seinem monarchischen Denken erhoffte er vielleicht Nutzen für den Kaiser, von dem er mit Hochachtung sprach. Mir selbst machte er die mir sehr wichtige Mitteilung, daß das Militärkabinett ihm geschrieben hatte, als ich am 27.1.1913 Kommandeur des Füsilier-Regiments Nr. 39 in seinem Befehlsbereich geworden war, er möchte mir „Disziplin beibringen", da ich mich wohl bei meinem Bestreben, das Volk wehrhaft zu machen, also wohl „disziplinwidrig" benommen hätte. Nun, ich hatte gekämpft. Mit welcher Verständnislosigkeit hatte also diese Militärbehörde den Fragen der Volkserhaltung gegenübergestanden. Mir wurden dadurch Aufschlüsse über die Stellung des Militärkabinetts mir gegenüber gegeben, die mir bis dahin nicht immer erklärlich gewesen waren.

Diese Zusammenkunft in Wesel stand völlig unter dem Eindruck des erwarteten feindlichen Einmarsches. Ich wohnte bei einem alten Regimentskameraden und wurde dort gastlich aufgenommen. Aber im übrigen war die Luft, die mir entgegenwehte, eine beinahe feindliche. Statt mir zu danken, daß ich in so ernster Zeit von München aus herbeigeeilt war, um Stunden mit Kameraden zu verleben, fühlte ich nur Kühle. Erst später fand ich die Erklärung, als ich im Jahre 1926 noch einmal in Wesel weilte und dann, als ich meinen Kampf gegen die Freimaurerei begann. Freimaurer saßen in ausgesprochenem Maß in den Offizier- und Mannschaftverbänden, ja allen Vereinen des alten Heeres, aber in den Vereinen des Regiments 57 in ganz ausgesprochenem Maße. In der Tat, der Aufenthalt in Wesel war ganz anders, wie die Feiern in Königsberg und Frankfurt a. d. Oder des Jahres 1921. Die „Intelligenz" war sichtlich gegen mich aufgeboten.

Am 10. Januar, so ist es in meiner Erinnerung, verließ ich Wesel, und am 11. Januar marschierten 40 000 Mann Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet ein. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Deutsche Volk. Sogar die sozialdemokratischen Führer waren klug genug, sich, wenn auch nicht allzulange, von der nationalen Welle tragen zu lassen, die im Deutschen Volke hochstieg. Der Arbeiter im Ruhrgebiet wurde genau so von der feindlichen Besatzung getroffen, wie die „Schlotbarone" und der „einfache Bürgersmann". Deutscherseits setzte der passive Widerstand ein, der das ganze Wirtschaftleben im Ruhrgebiet buchstäblich zur Erstarrung brachte. Aber es fehlte doch ein stolzes Bekennen der Regierung zu unveräußerlichen Deutschen Rechten, aus dem Entschlossenheit und Wollen sprachen. Die Deutsche Widerstandskraft versuchte Frankreich mit allen Mitteln brutaler Gewalt zu brechen.

Tief empfand ich die Vergewaltigung Deutscher Menschen im Ruhrgebiet, wie auch steigend im besetzten Gebiet. Wo war Deutsches Ansehen in der Welt geblieben, daß Frankreich und Belgien es hatten wagen können, Deutsches

Gebiet im Frieden zu besetzen! Unsere politische und militärische Wehrlosigkeit enthüllte sich in furchtbarer Weise. Vor zehn Jahren, ja, noch vor fünf hatten wir achtunggebietend und gefürchtet in der Welt gestanden! Und heute?

In München war die Stimmung teils erregt, teils noch mit anderem beschäftigt. Ich nahm an der Reichsgründungfeier des Bundes „Oberland" teil, die von hohem völkischem Wollen getragen war. Aber es bewegte München schließlich weit mehr, ob die NSDAP. ihre Parteitagung, die von Herrn Hitler schon seit längerem auf den 27. und 28. 1. angesetzt war, abhalten dürfe oder nicht. Die bayerische Regierung, ja, wohl auch die Berliner, befürchteten, soweit ich im Bilde war völlig unbegründet, einen Putsch des Herrn Hitler und hatte die Abhaltung des Parteitages verboten, den Herr Hitler indes durchführen wollte. Das hatte zur Folge, daß sich die staatlichen Sicherheitorgane und die NSDAP. nebst ihren Sturmformationen und befreundeten Organisationen plötzlich in voller Schärfe gegenüberstanden. Rückblickend werden mir diese Verhältnisse heute dadurch erklärlich, daß ich weiß, welche separatistischen Pläne bestimmte Kreise Bayerns damals verfolgten. Sie befürchteten naturgemäß, daß Herr Hitler sie durchkreuzen könne und wachten ängstlich über jede Regung völkischen Wollens. Der Landeskommandeur, General v. Lossow, legte sich ins Mittel, augenscheinlich angeregt durch seinen Generalstabsoffizier Hauptmann Röhm. Herr Hitler gab ihm die Versicherung, daß der Parteitag völlig ordnunggemäß verlaufen würde und so wurde denn das Verbot zurückgenommen.

Unter dem Eindruck der eben in München erlebten Schwierigkeiten und der Besetzung des Ruhrgebiets taten sich nun endlich die völkischen Verbände, für die immer mehr der Name „Kampfverbände" aufkam, zu einer engeren Gemeinschaft zusammen. Es waren dies außer der NSDAP. des Herrn Hitler und seinen Sturmformationen der Bund „Oberland", die „Reichsflagge" und dann noch Organisationen des Kommandanten von In-

golstadt, Herrn Oberstleutnant Hoffmann, und des Kaufmanns Herrn Zeller aus München. In die Führung dieser Gruppe trat nun Oberst Kriebel, ein mir aus dem Sommer 1918 bekannter und bewährter Generalstabsoffizier.

Die Verhältnisse im Ruhrgebiet mahnten das Deutsche Volk dringend zur Einigung. Es war doch die Frage, wie denn eigentlich der „passive Widerstand" im Ruhrgebiet geführt werden sollte. Es mußte doch zu ihm eine planmäßige aktive Betätigung treten, sonst mußte er versumpfen. Was hätte zu geschehen, wenn Frankreich noch weitere Gebiete besetzen, d. h. noch weiter in Deutschland vormarschieren würde? Über seinen Vernichtungwillen konnten Zweifel doch wahrlich nicht herrschen. Meines Erachtens mußte der Widerstand einheitlich vom Reich und auf militärischem Gebiet von dem Befehlshaber der Reichswehr, d. h. General v. Seeckt geleitet werden, so wenig Zutrauen ich auch zu diesem Manne, wie zur Stärke der Regierung hatte. Aber Besseres war nicht da. Versagten beide, dann trat eben dasselbe ein, wie ohne ihre Führung zu erwarten war, der Widerstand mußte mit der Zeit zusammenbrechen. Ihre Führung war die einzige Möglichkeit wirklich erfolgreichen Handelns. So mußten sie denn gestützt werden, allen Bedenken und persönlichen Empfindungen zum Trotz. Das verlangte die Lage und das Wohl des Volkes. Herr Hugo Stinnes bat mich um meine Ansichten. Ich konnte sie ihm in den wenigen Worten mitteilen, die ich hier niedergeschrieben habe, ich betonte scharf die Notwendigkeit tätigen und einheitlich geführten Abwehrkampfes, passiver Widerstand allein war auf die Dauer verfehlt. Er bat mich nach Berlin, und zwar zu einer Unterredung mit dem Reichskanzler Cuno und General v. Seeckt zu kommen. Ich sagte zu und empfing beide Herren in Wannsee in dem Hause eines Bekannten des Herrn Stinnes. Ich hatte keine erfreulichen Eindrücke. Klarheit über die Lage und des Wollens erkannte ich nicht, aber ich sagte General v. Seeckt doch zu, ich würde versuchen, die Verbände, die für eine tätige Mitwirkung an der Abwehr Frankreichs in Betracht kämen, hinter ihn zu stellen, soweit wie ich es

vermöchte, da ich nur hierdurch ein einheitliches Handeln der Wehrmacht und der Verbände gesichert halten könne und dies für eine erfolgreiche Abwehr als Grundbedingung ansähe. Wie General v. Seeckt eintretendenfalls sich den Einsatz der Macht dachte, erfuhr ich nicht, ebensowenig, wie weit im Rahmen des „passiven Widerstandes" das Handeln einheitlich vom Reich geleitet werden sollte. Es war natürlich, daß die leitenden Stellen Berlins nicht zu früh zu stark hervortreten durften. Auch die Reichswehr müßte nach außen hin aus dem Spiel bleiben. Über seine Absichten sprach sich General v. Seeckt nicht aus und ich fragte auch nicht, da ich Ratschläge lieber für mich behielt. Ich hatte zu oft erlebt, daß Wollen und Handeln in einer Hand liegen müssen und Ratschläge, die von anderen nicht überzeugt ausgeführt werden, eher schädlich statt nützlich sind und zudem noch den Ratgeber belasten, ohne daß dem Volke geholfen würde.

Es dauerte nun noch einige Zeit, bis eine Versammlung von Vertretern nationaler und völkischer Gruppen in Berlin stattfinden konnte. Ich fuhr wiederum nach Berlin und hatte nun auf dieser Versammlung zu erkennen, wie völkische Politiker Norddeutschlands und die Führer der Verbände ihre eigene Suppe kochen wollten aus der Notlage des Volkes. Ich hatte mit ihnen scharfe Zusammenstöße, in Sonderheit hatte ich Anlaß, mich gegen den Großmeister des Jungdeutschen Ordens, Herrn Mahraun, zu wenden, der sich durch Überheblichkeit, Verworrenheit und Taktlosigkeit kennzeichnete. Ich erlebte aber auch, wie der Vertreter der Kampfverbände Bayerns mich in keiner Weise unterstützte, obschon ja gerade meine Zuneigung zu diesen Verbänden mir in Norddeutschland so verübelt worden war. Ich wandte mich angewidert von den Eigenbröteleien ab, die sich natürlich hinter dem Mißtrauen gegen die Stärke der Regierung und des Generals v. Seeckt auch nicht mit Unrecht verschanzten, und sah schließlich ein, daß meine Bemühung, ein einheitliches Handeln auf einem Gebiet zu erreichen, auf dem ich schließlich doch als zuständig hätte angesehen werden müssen, völlig zweck-

los sei. Ich verließ angeekelt und um die Erfahrung reicher Berlin, daß mein Name wohl gut genug für die Werbung, aber an ein Eingehen auf meine Wünsche nicht zu denken sei. Wie ich später feststellte, hatten in diesen Verbänden Freimaurer und Geheimorden maßgebenden Einfluß. Meine Bemühungen, dem Volke zu helfen, soweit es mir möglich war, hatten Ablehnung erfahren. Ich beschränkte mich nun darauf, den zahlreichen Interviewern, namentlich Amerikanern und Engländern, auch Dänen waren dabei, worauf ich später noch zu sprechen kommen werde, Aufschluß darüber zu geben, wie sehr die Besetzung des Ruhrgebietes die machtpolitische Stellung Frankreichs stützen müsse, da das Ruhrgebiet ja die Zentrale der Rüstungindustrie Deutschlands sei, über die Frankreich neben seiner eigenen, so vollkommenen Rüstungindustrie nun verfüge. Wie mir aus England mitgeteilt wurde, sollen meine Ausführungen daselbst Eindruck gemacht haben. Mein Wort galt im Auslande mehr als in Deutschland!

Wie nun eigentlich die aktive Betätigung im passiven Widerstand tatsächlich organisiert war, weiß ich nicht. Ich gewann nicht den Eindruck, daß sie einheitlich und großzügig, von ernstem Wollen getragen, durchgeführt wurde. Ich glaube, daß die Deutsche Regierung sich ihr entgegenstellte, weil sie andere Wege gehen wollte. Ich sah nur das Wirken einzelner Gruppen, ohne einheitliche Leitung. Doch habe ich kein abschließendes Urteil mir bilden können. Zu mir kamen ab und zu mir von früher bekannte, junge Leute, die begeistert von ihrem Handeln im Ruhrgebiet sprachen. Hier war das Ringen erbittert weiter gegangen. Frankreich arbeitete mit Maschinengewehren und Gewehren und Tanks. In der Krupp-Fabrik in Essen wurden 11 Arbeiter erschossen und 30 verwundet. Daneben waltete ein ungeheuerer Terror: Banken wurden beraubt, langwierige Gefängnisstrafen wurden ohne Anlaß verhängt, Ausweisungen von Deutschen aus dem besetzten Gebiet waren an der Tagesordnung, es wurde durch Zollschranken mit unerhörten Zollschikanen von anderen Gebieten Deutschlands abgetrennt. Poincaré wollte

die Einverleibung zum mindesten des Gebietes des linken Rheinufers vorbereiten. Er förderte die separatistische Bewegung im besetzten Gebiet, stärkte den Föderalismus in Hannover und Hessen, ja, verfolgte, wovon ich gleich noch sprechen werde, gleichzeitig die Abtrennung Süddeutschlands vom Reich. Die Deutsche Abwehr schritt u. a. zu umfangreichen Arbeiteinstellungen, zur Stillegung des gesamten Eisenbahnverkehrs, zur Störung des von Frankreich wieder eingerichteten Eisenbahnbetriebes durch Anschläge auf Eisenbahnzüge und -brücken. Es wurde mir auch erzählt, es würde minderwertiges französisches Geld ausgegeben. Aber in allem fehlte doch die Einheit. Schon die sozialdemokratische Regierung Preußens handelte anders, wie die an sich so schwache Regierung Cuno. Die französische Regierung selbst konnte Deutsche Verräter in ihren Dienst stellen. Sie spielten auch Albert Leo Schlageter in die Hände der Franzosen, den Poincaré am 26. 5. früh erschießen ließ, damit er am gleichen Tage dem französischen Parlament eine es befriedigende Antwort geben konnte. Es war schon im Mai klar geworden, daß der passive Widerstand ein Ende haben würde. Nun sandte auch der römische Papst seinen Legaten Testa in das Ruhrgebiet, „um die Lage an Ort und Stelle zu studieren", das hieß für mich von vorneherein so viel, alles zu tun, um Frankreichs Lage zu erleichtern. Es geschah denn auch so. Anfang Juli erging die römische Weisung, Sabotageakte einzustellen. Es war erschütternd für mich, von einem der jungen Leute, die mich von Zeit zu Zeit besuchten, zu hören, daß auf Grund dieser Weisung des römischen Papstes römischgläubige Deutsche, die bisher aktiv sich in der Abwehr betätigt hätten, nun erklärten, nach dieser Weisung des römischen Papstes wäre ihnen weitere Betätigung nicht mehr möglich. Wenn solches Denken in römischgläubigen Kreisen überhaupt möglich war, so war es selbstverständlich, daß der römischgläubige Reichskanzler Cuno auch ihm unterworfen war. Er trat dann auch endlich im August ab. Dieses Handeln Roms blieb verborgen. Das Einstellen des Widerstandes galt allein als ein sozialdemokratischer Sieg!

Während dieses Ringens an der Ruhr gegen Frankreich gewann ich von neuem weitere unmittelbare Eindrücke von den von Rom begünstigten Umtrieben Frankreichs in Süddeutschland, die ich vorstehend soeben angedeutet habe.

Noch bevor ich von Herrn Stinnes nach Berlin gebeten war, war ich einige wenige Tage in Kärnten und in Wien gewesen. Ich war nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens von dem dortigen Landbund eingeladen worden, um an Veranstaltungen teilzunehmen, die Deutsches Denken und die Verbundenheit der Deutschen Kärntens mit den Deutschen des Reiches dort stärken sollten. Auch hatte mich Oberst Bauer schon häufiger gebeten, ihn doch einmal in Wien zu besuchen. Ich entschloß mich, den Einladungen zu folgen, um an Ort und Stelle persönliche Eindrücke zu sammeln. Ich hatte keinen Zweifel mehr, daß französisch-römische Umtriebe in Süddeutschland und in Österreich weiter im Gange waren, in Sonderheit gingen sie jetzt dahin, daß bayerisch-wittelsbachische Kreise in Österreich den Anschluß der österreichischen Länder nicht etwa an das Reich, sondern an Bayern zu betreiben hätten, um so die Macht des Hauses Wittelsbach in einem Rom ergebenen und von Frankreich abhängigen Bayern zu stärken. Das Haus Habsburg hatte gerade damals durch die verfehlten Unternehmungen Kaiser Karls in Ungarn zu sehr abgewirtschaftet. Wien sollte bei diesen Anschlußbestrebungen als selbständiger Staat erhalten bleiben. Es sollte den Juden überlassen bleiben, damit diese sich mit dem im Gange befindlichen Anschlußbestrebungen der österreichischen Länder an Bayern abfinden sollten. Diese Bestrebungen waren für mich durch und durch deutschfeindlich. Sie wurden in München aber ganz offen, wie als etwas Selbstverständliches, betätigt. Ich hatte nur gehofft, daß sie in den österreichischen Ländern nicht Widerhall finden würden. In Klagenfurt wurden meine Erwartungen in gewisser Weise bestätigt. Die Veranstaltungen trugen rein Deutsches Gepräge. Meine Autofahrt durch das Land, bei der ich auch von sozialdemokratischen Bürgermeistern begrüßt wurde, hinterließ tiefe Eindrücke.

Deutscher Tag in Nürnberg am 2. September 1923

Bei der Enthüllung eines Denkmals für die in Oberschlesien gefallenen Angehörigen des Bundes „Oberland" in Schliersee am 30. September 1923 im Gespräch mit österreichischen Angehörigen des Bundes

Ich lernte auch dort das Kampfgebiet der Jahreswende 1918/19 und des April und Mai 1919 kennen, auf dem Deutsche für den Verbleib von Gebietsteilen Kärntens bei Österreich mit Waffen in der Hand zunächst gegen slowenische Horden, dann aber auch gegen jugoslawische Truppen gekämpft hatten, wie später Deutsche in Oberschlesien gegen Polen. Herr Ludwig Hülgerth, der damalige Landesbefehlshaber, gab mir die Erklärung. Mir wurde auch von der Notzeit gesprochen, die Kärnten durchlebte, besonders als dieses Gebiet vom Feinde besetzt wurde, bis endlich am 10. Oktober 1920 die befreiende Abstimmung erfolgte *).

Den schönen Deutschen Freiheitdrang, der die Deutschen Kärntens beseelte, hatten römisch-wittelsbachische Kreise geschickt benutzt, sich an die Spitze dieser Freiheitbewegung zu stellen. Und so erfuhr ich denn aus Gesprächen mit Führern der Veranstaltung von der Arbeit dieser Kreise, die schon 1919 eingesetzt, sich aber stetig gesteigert hätte. Die Herren sprachen mit einer Offenheit, daß ich annehmen mußte, sie hielten mich für einen Gesinnunggenossen. Aus diesem Glauben riß ich sie und zeigte ihnen, wie wenig ich mit ihren Absichten einverstanden sei. Die Folgen dieser Aussprache sollte ich bald nach meiner Rückkehr nach München zu spüren bekommen.

Die Eisenbahnfahrt von Klagenfurt nach Wien — ich reiste in Begleitung eines mir bekannten Deutschen — wurde durch einen Zwischenfall bei Löben

---

*) Die Bevölkerung Südkärntens ist zum Teil slowenisch. Auf dieser Tatsache fußend, erhob Jugoslawien Ansprüche auf ganz Kärnten. Es begnügte sich nicht mit der slowenischen Landschaft Krain. Der größte Teil des österreichisch-ungarischen Heeres zog aus Italien durch Kärnten in die Heimat. Bald folgten slowenische Freischaren, die Kärnten für Jugoslawien besetzen wollten. Die Deutschen wehrten sich um die Jahreswende 1918/19 und vertrieben die slowenischen Horden aus einem Teil Kärntens. Im April 1919 befreiten sie ganz Kärnten, mußten aber Ende Mai vor jugoslawischer Übermacht den Kampf aufgeben. Ganz Kärnten wurde von jugoslawischen Truppen besetzt.

Die Kämpfe hatten aber den Erfolg gehabt, daß in Paris die Machthaber stutzig wurden und eine Abstimmung in einem bestimmten Gebietsteil Kärntens anordneten. Diese Abstimmung fand am 10. Oktober 1920 statt und fiel zugunsten Österreichs aus. Auch Slowenen werden für Österreich gestimmt haben, war doch das Verhältnis zwischen Slowenen und Deutschen in Kärnten stets ein gutes gewesen.

im steiermärkischen Industriegebiet unterbrochen. Hier wollten mich Schüler der Bergakademie begrüßen. Dadurch muß wohl meine Durchfahrt in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, jedenfalls hielt der Zug vor Löben auf freier Strecke. Verwahrloste kommunistische Jugend drang dann in meinen Wagen, sah vom Gange aus in mein Abteil und blieb vor ihm stehen; sie muß aber wohl geglaubt haben, ich fahre in Uniform und mit sonstigem Gepränge und verließ wieder den Wagen. Mein Begleiter war zufrieden, daß der Zwischenfall so abgegangen war. Auf dem Bahnhof in Löben selbst war die Jugend in Deutscher Begeisterung.

In Wien mußte ich auf einem weitgelegenen Vorortbahnhof aussteigen, auf dem der Zug besonders anhalten mußte. Sozialdemokraten und Kommunisten wären über mein Kommen erregt. Ich fand gastliche Aufnahme bei einer dem Obersten Bauer bekannten Familie und hatte Gelegenheit, die kleinen Gruppen Deutschvölkischer Freunde, in denen aber auch Zwist herrschte, den Geheimorden hervorriefen, zu begrüßen. Ich sah auch den Polizeipräsidenten Wiens, Herrn Dr. Schober, der sich mir gegenüber völlig großdeutsch ausgab und seinen Vertrag von Sena, den er als Ministerpräsident mit der Tschechei geschlossen hatte sozusagen entschuldigte. Wie er tatsächlich eingestellt war, weiß ich natürlich nicht. Eine aufrechte Freude sollte es mir sein, General Konrad v. Hötzendorff, den von mir hochgeschätzten Chef des Generalstabes des österreichisch-ungarischen Heeres in den ersten Jahren des Weltkrieges, in seiner Wohnung zu sehen. Er war in großer Frische und abgeklärt wie früher. Er stellte mir auch seine Frau vor, die er nach seiner Verabschiedung geheiratet hatte, was ihm seiner Zeit von der lieben Welt verdacht worden war. Er betonte sein Glück, das er gefunden habe. So sehr General Konrad v. Hötzendorff mir gegenüber auch stets darauf bedacht war, das „Prestige" *) der österreichisch-ungarischen Armee zu wahren und dabei auch zuweilen in Bekanntgabe des tatsächlichen Verlaufes von Ereignissen

*) Das Ansehen.

ihnen Gewalt angetan hatte, so war doch das Vertrauensverhältnis zwischen uns nie erschüttert worden. Denn schließlich verstand ich seine soldatischen Beweggründe in allen seinen Handlungen und schätzte in ihm einen großen Feldherrn. Ich machte auch einen Besuch dem Generaloberst Fürsten Schönburg, der später Minister der Wehrmacht in Österreich wurde. Er war eine vortreffliche, vornehme militärische Erscheinung, die von ihrer legitimistisch-habsburgischen Gesinnung kein Hehl machte. Diese gleiche Gesinnung war auch in einem Kreise österreichischer Offiziere vertreten, mit denen ich bei einer abendlichen Veranstaltung zusammenkam. Leider mußte sie abgekürzt werden, da sich Sozialdemokraten Wiens vor dem Hotel versammelten und die Polizei Störungen befürchtete. — So sah es damals in Wien aus!

Bald nach meiner Rückkehr nach München setzte nun der Kampf Roms durch die Bayerische Volkspartei und das Haus Wittelsbach wider mich in größter Schärfe ein. Der „Regensburger Anzeiger", das Blatt des Herrn Held, des späteren langjährigen bayerischen Ministerpräsidenten, beschuldigte mich, obschon Herr Held nicht Bayer sondern Hesse war, mein „Gastrecht" in Bayern dadurch mißbraucht zu haben, daß ich gegen Bayern und das Haus Wittelsbach wirke, ich hätte ja seiner Zeit zugesagt, ich wolle mich in Bayern politisch nicht betätigen. Das waren Unwahrheiten über Unwahrheiten. Ich genoß kein Gastrecht in Bayern, sondern wohnte hier als Deutscher und hatte auch keinerlei Versprechungen gegeben, die selbstverständlich meiner völlig unwürdig gewesen wären. Im Gegenteil war ja seinerzeit mein Wohnen in München von einigen Stellen gar nicht ungern gesehen worden, da man ja gehofft hatte, mich in bayerische Intrigen einspinnen zu können. Ich nahm gegen diese Ausführungen des „Regensburger Anzeigers" öffentlich Stellung und berührte dabei auch noch mehrere Tatsachen, die mich gerade damals besonders stark beeindruckt hatten. Es waren nämlich im Februar 1923 von neuem hochverräterische Umtriebe in München aufgedeckt,

und zwar von Seiten Deutscher, deren Haltung in dieser Angelegenheit ich nie als einwandfrei habe empfinden können. Die nun des Hochverrats beschuldigten Deutschen, Fuchs, Machau, Kühles, waren für mich nur Vorgeschobene. Der Geheimagent Poincarés, der berüchtigte Generaloberstleutnant Richert, würde sich nie mit diesen Leuten eingelassen haben, wenn er nicht sicher gewesen wäre, daß sie maßgebende Kreise hinter sich hätten. Damals sickerte nur wenig durch, aber so viel doch, daß es sich um eine Abtrennung Bayerns vom Reich und den Einmarsch französischer Truppen längs des Mains, also um eine großangelegte Aktion der französischen Republik gehandelt hat, die die zerstörende Wirkung des Ruhreinfalls ergänzen sollte. Wie Rom dabei beteiligt war, sollte für mich daraus hervorgehen, daß Kühles, der sich das Leben nahm, in feierlichster Weise im Beisein römischer Geistlichkeit bestattet wurde. Auch auf diese überaus ernsten Verhältnisse deutete ich in meiner Veröffentlichung hin. Ich bringe sie nachstehend wörtlich:

„Erklärung.

Der ‚Regensburger Anzeiger', das Blatt des Abgeordneten Held der Bayerischen Volkspartei (früheren Zentrums), beschäftigt sich in letzter Zeit häufiger mit mir als Preußen. Aus Anlaß seiner Ausführungen stelle ich fest:

1. Ich genieße kein Gastrecht in Bayern, sondern ich wohne hier kraft meines Rechtes als Deutscher. Wer dieses Recht nicht anerkennt, leugnet das Reich seit 1871.

   Ich empfehle dem ‚Regensburger Anzeiger' das Studium des Artikels 11 der Reichsverfassung, bei der seine Freunde mitgewirkt haben. Ich stütze mich indes nicht auf diese Verfassung, sondern auf ältere Deutsche Rechte.

2. Als Monarchist und Legitimist nehme ich nicht Stellung gegen das Haus Wittelsbach oder gar gegen sein erlauchtes Haupt, als überzeugter Christ nicht gegen den Katholizismus, als Deutscher, der auf dem Boden einer Verfassung im Geiste Bismarcks steht, nicht gegen Bayern, dessen Armee ich im Frieden und Kriege hochgeschätzt habe, in welchem ich nationale, Deutsche und völkische Kraft mit Freuden wachsen sehe und dankbaren Herzens Gutes empfange. Ich nehme nicht Stellung gegen die Berücksichtigung der vorhandenen Eigenarten des bayerischen

Stammes oder grundsätzlich gegen eine Berücksichtigung von infolge geschichtlicher Veränderungen eintretenden Wünschen Bayerns im Rahmen einer solchen Verfassung. Es kommt aber darauf an, erst zu sehen, wie Bayern seine Mission in der Deutschen Freiheitbewegung auffaßt, und wie es in diesen Gedankengängen handelt, um sich eine solche Berücksichtigung historisch zu erwerben. Hierfür scheint mir zurzeit innerhalb Bayerns Klarheit zu fehlen.

3. Ich wende mich in Übereinstimmung mit vielen guten Bayern und Katholiken gegen solche Bestrebungen, die eine Lockerung des Reiches im Gegensatz zu einer Verfassung im Bismarckschen Geiste zum Ziele haben, oder die eine sogenannte vorübergehende Trennung Bayerns vom Reich oder seine Neutralisation — beide die endgültige Trennung Bayerns vom Reich — aus irgendwelcher Ursache herbeiführen wollen und letzten Endes auf einen Landesverrat unter Fühlungnahme mit Kreisen in Frankreich und der Tschechei hinausgekommen sind, so wie wir ihn jetzt folgerichtig in München erleben müssen.

4. Ich sehe eine Stellungnahme gegen solche Bestrebungen nicht nur als mein Recht, sondern als meine Deutsche Pflicht an. Niemand gegenüber habe ich auf dieses Recht, d. h. auf eine politische Betätigung, verzichtet. Ich bin keine derartige Verpflichtung gegenüber irgend jemand eingegangen und habe niemanden befugt, sie für mich auszusprechen.

5. Ich habe stets einen zeitlich auseinanderfallenden Anschluß einzelner Länder Deutsch-Österreichs, verbunden mit einer endgültigen Preisgabe von Wien, wie das mir gegenüber hier von verschiedenen einflußreichen Stellen des politischen Lebens erörtert wurde, als eine völkische, politische und wirtschaftliche Unmöglichkeit angesehen und das offen ausgesprochen. Ich vertrat dabei, obschon die Angelegenheit nicht spruchreif ist, die klare, großdeutsche Lösung der Anschlußfrage, d. h. eines dereinstigen, gleichzeitigen Anschlusses Deutsch-Österreichs an das Reich.

Sollten dabei Länder sich tatsächlich mit Bayern zu einem Staat vereinigen, so wäre das dann Angelegenheit Bayerns und der betreffenden Länder. Den ‚Regensburger Anzeiger' weise ich zudem auf die Tatsache hin, daß sich in Bayern Landesverräter mit dem nicht zufälligen Plan des französischen Oberstleutnant Richert einverstanden erklärt haben, nebst Bayern auch noch oder nur einzelne Teile von Deutsch-Österreich in den europäischen Völkerbund von Frank-

reichs Gnaden aufzunehmen (Morgenausgabe der ‚M.N.N.' vom 16. März 1923). Oberstleutnant Richert wußte, was er anbot, es steht mit vorstehend angeführten Bestrebungen im ursächlichen Zusammenhang.

6. Wenn ich mich jeder recht leichten Polemik enthalten und es vermieden habe, auf Einzelheiten einzugehen, oder zu den einzelnen Punkten meiner Ausführung nähere Angaben zu machen, so geschieht es, weil die Aufmerksamkeit des Deutschen Volkes allein auf die Politik der nationalen Würde und des nationalen Widerstandes gegen Frankreich und gegen ihre Sabotage von innen heraus durch Verrat in jeglicher Form gerichtet sein muß.

München, den 20. März 1923.

gez. Ludendorff."

Natürlich wurden meine Erklärungen in der großen Presse völlig totgeschwiegen, wie ich dies erwartet hatte.

Gewisse Klarheit über den Plan Poincarés und seiner Bundesgenossen in Bayern brachten die Gerichtsverhandlungen im Juli 1923. Sie zeigten aber nicht die eigentlichen Schuldigen. Nach ihrem und Poincarés Willen hätten am 20. Februar, während also französische Kräfte bereits im Ruhrgebiet standen, Arbeiterunruhen in Mitteldeutschland hervorgerufen werden sollen. Diese wären dann Anlaß zu weiterem Vordringen französischer Truppen bis an die Weser, in das westliche Thüringen hinein und längs des Mains bis Nürnberg und Hof und in den Schwarzwald gewesen, während tschechische Truppen Sachsen zu besetzen gehabt hätten. Diese Lage sollte Bayern benutzen, mit seinen Truppen die österreichischen Länder, mit Ausnahme Niederösterreichs und Wiens, in Besitz zu nehmen. Diese Pläne erscheinen ungeheuerlich, aber doch wurden sie damals verfolgt. Meine Sorgen um die Erhaltung unseres so stark gefährdeten Reiches steigerten sich, zumal ich auch bei meinen völkischen Freunden in München recht wenig Verständnis für die Gefahren fand, die von Rom aus drohten, ja völkisch Gesinnte Bayerns erstrebten jetzt eine Vergrößerung ihres Staates durch Österreich.

Wie ich im übrigen mit meiner Erklärung ins Schwarze getroffen hatte, zeigte mir im besonderen der Haß, mit dem mich Kronprinz Rupprecht „beehrte". Bei einer Feier, die bayerische Pioniere in Ingolstadt veranstaltet hatten, schnitt er mich in einer Weise, daß es allgemein auffiel. Nun, ich war auf die Gunst dieses Mannes wirklich nicht angewiesen, ging bei der Feier eigene Wege und freute mich, erkennen zu können, daß die Soldaten nach wie vor einfach Deutsch waren. Im übrigen vermied ich ein Zusammentreffen mit Kronprinz Rupprecht. So erschien ich bei einer Soldatenfeier in Lauingen a. D. erst, als der Kronprinz weggefahren war und wurde auch dort von den Soldaten sehr zum Entsetzen einiger anwesender bayerischer Generale begeistert begrüßt. Der kronprinzliche Haß äußerte sich auch anderweitig. Die Haltung der Offizierverbände gegen mich wurde immer zurückhaltender, da ich auch immer mehr „völkisch belastet" war. Daß Beamte der römischen Kirche dabei mitgewirkt haben, lag offen zu Tage und zeigte mir auch nachstehender Vorfall.

Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Württemberg, der römischen Machenschaften zufolge römischer Thronerbe von Württemberg geworden war, hatte mich 1922 besucht. Er hatte sich zum Tee angemeldet. Die Unterhaltung gestaltete sich so rege, daß der Prinz auch noch zum Abendessen blieb und mich erst verließ, als der letzte Zug von Prinz-Ludwigs-Höhe nach München abging. Er muß sich also wohl bei mir recht wohlgefühlt haben, so meinte ich. Ich freute mich auch darüber, da ich die Tätigkeit des Prinzen im Weltkriege hoch eingeschätzt hatte. Wie mußte ich aber erstaunen, daß im Frühjahr 1923 derselbe Prinz den Kameraden des Württembergischen Grenadier-Regiments Königin Olga, die mich zu einer Feier eingeladen hatten, erklärte, er würde ihr nicht beiwohnen, wenn ich hinkäme. Mir wurde das mitgeteilt und ich fuhr nicht hin. Dieses Verhalten des Prinzen Albrecht ist nur aus seiner streng römischen Einstellung zu erklären, die ihn zwang, mit den Beamten seiner Kirche zu fühlen!

Wie die Beamten dieser Kirche gegen mich eingestellt waren, sollte mir noch besonders klar vor Augen geführt werden. Maler Eißfeldt hatte mich gemalt. Ich hatte der dahingehenden Bitte entsprochen, aber vorsorglich ausgemacht, er dürfe keine Bilder von mir ausstellen, da ich Anlaß hätte, anzunehmen, das könne ihm schaden. Nur ungern folgte Maler Eißfeldt dieser Bedingung, da er mich aufrichtig verehrte. Er malte nun auch einen sehr hohen römischen Kirchenbeamten. Das Bildnis war vortrefflich gelungen und Herr Eißfeldt erhielt daraufhin den Auftrag, auch noch einen anderen hohen Kirchenbeamten zu malen. In Verfolg dieses Auftrages war er mit diesen beiden hohen Kirchenbeamten bei einer ihm bekannten Familie eingeladen. Gelegentlich des Abendessens kam das Gespräch auch auf meine Person. Die Frau des Hauses äußerte sich in den üblichen schmähenden Ausdrücken über mich. Herr Eißfeldt nahm für mich Partei und sagte, er bedauere, solche Ausdrücke über mich gehört zu haben, hätte er die Einstellung der Gastgeber gegen mich gewußt, hätte er der Einladung nicht entsprochen. Dagegen sprach beim Weggehen der oberste Kirchenbeamte der Frau des Hauses seine Anerkennung „über die gesunden Ansichten über Ludendorff aus, die er in diesem Hause gefunden hätte". Herr Eißfeldt erhielt nach wenigen Tagen einen Brief, der den Auftrag zurückzog. Mich ehrte dieser Haß römischer Kirchenbeamter und der von ihnen abhängigen römischgläubigen Fürsten. Aber ich bedauerte das Volk, das von solchen Fürsten Rettung erwartete.

Ich muß hier ausdrücklich betonen, daß Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern auch weiter in seiner Haltung gegen mich eine Ausnahme bildete. Im April 1923 beging er irgendein Jubiläum. Ich erhielt zu diesem von ihm eine Einladung, und da ich meine Wünsche persönlich aussprechen wollte, ging ich hin. Das fürstliche Paar war entgegenkommend, aber im übrigen wehte mir in dieser „Hofgesellschaft" eisige Kälte entgegen. Für mich war es nicht erfreulich, zu sehen, wie in dieser Gesellschaft von Fürsten, hohem Adel und ehemaligen Offizieren die schlanke Gestalt des Nuntius Pacelli

die Hauptfigur bildete und wie Deutsche Frauen glücklich waren, die behandschuhte Hand des Italieners mit ihrem großen Siegelring küssen zu dürfen. Ich lernte hier auch Graf Berchtold, den Minister des Auswärtigen Österreich-Ungarns vor dem Weltkriege kennen, der durch sein Ultimatum an Serbien die Absicht der überstaatlichen Mächte, uns zu bekriegen, so erleichtert hat. Er galt für einen typischen Vertreter des leichtgesinnten österreichischen hohen Adels. Diesen Eindruck gewann ich auch von ihm. Er tat scheinbar Hofmarschalldienste bei der intriganten Mutter der unglückseligen Kaiserin Zita. Auch mit ihr sprach ich einige Worte. Sie war wenigstens gesellschaftlich völlig korrekt und verbarg das, was mir aus den Augen der Kaiserin Zita entgegengeleuchtet hatte: „Ablehnung, tiefste Ablehnung". Nicht allzu lange weilte ich unter dieser „Hofgesellschaft".

Überall begegnete ich nun auch in meinem vaterländischen Wirken der gleichen Ablehnung in bestimmten Kreisen. Ich meinte, das Deutsche Volk hätte Anlaß, Albert Leo Schlageter ein Denkmal zu errichten und wollte das auch erreichen. Ich bat führende Leute des öffentlichen Lebens um Mitwirkung, natürlich auch Vertreter der Großindustrie und auch die römischgläubige Studentenschaft, denn Schlageter war ja römischgläubig. Mir wurde aber überall die kalte Schulter gezeigt, zum Teil unter der Begründung, Frankreich würde durch ein solches Denkmal gereizt. Da, wo mir keine kalte Schulter gezeigt wurde, wurde mein Wollen später häufiger recht sehr sabotiert. Die Zeit unseres unaufhörlich fortschreitenden Währungverfalles begünstigte ja auch nicht das Sammeln von Mitteln, aber ich meinte doch, in diesem Fall müsse das wirtschaftliche Denken aufhören. Die Beträge, die eingingen, überwies ich später denjenigen Deutschen, die Albert Leo Schlageter in seinem Heimatort Schönau in Baden einen Denkstein errichten wollten. Für ihn wurde dann der Betrag verwendet. Ob er ausgereicht hat, erfuhr ich nicht. Ich war vergessen.

Je düsterer und hoffnungloser unsere Lage im Ruhrgebiet, ja, in ganz

Deutschland wurde, je mehr ich die Deutschland zerstörenden Kräfte, aber auch die innere Haltlosigkeit des Volkes erkannte, und ich immer noch weitere Verfallsmehrung voraussah, desto mehr hoffte ich doch trotz aller bereits erlebten Enttäuschung auf die junge völkische Bewegung, desto mehr wollte ich sie stärken, wenn ich auch empfand, wie einseitig sie den Marxismus und Kommunismus trotz ihrer so weitgehenden Schuld als Gefahrquelle für unser Bestehen ansah. Diese konnte sie bekämpfen, auch den Juden in gewisser Weise, aber für den Kampf gegen Rom fehlte ihr jedes Verstehen, und ich selbst war noch in unklaren und unrichtigen Gedanken befangen, daß Rom den Glauben nur für seine Zwecke mißbrauche.

Ich hatte noch einmal für meine völkischen Freunde Gedankengänge über die völkische Bewegung, ihrem Verstehen entsprechend, festgelegt. Ich bringe sie in der Anlage. Gelegentlich der Enthüllung des Denkmals für die 52 in Oberschlesien gefallenen Oberländer sprach auch ich im Beisein des Bundes „Oberland" und der nationalsozialistischen Sturmabteilung unter Hermann Göring, die vor mir in Paradestellung gestanden hatten, nachdem ein römischer Priester amtiert hatte. Ich knüpfte an die verruchten Worte des „Vorwärts" am 20. Oktober 1918 an:

„Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben..."

und führte aus:

„Unter diesem Zeichen stand unsere Politik im Weltkriege, in Oberschlesien und jetzt an Rhein und Ruhr.

Dazu war im Weltkriege der Volksbetrug vom Versöhnungfrieden, der Schwindel von internationaler Verständigung, die Lüge von der internationalen Solidarität aller Völker gefunden! Dazu erfand man jetzt den noch gemeineren Volksbetrug der Möglichkeit eines auf die Dauer erfolgreichen passiven Widerstandes!

Merken Sie sich, Kameraden, im Andenken an die Toten dies furchtbare Wort, die Quelle allen Unglücks, das einst im ‚Vorwärts' stand: ‚Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen.'

Das ist der Fluch der marxistischen und kommunistischen Irrlehren, mit denen Volksverderber und falsche Propheten das Reich von ehedem zerstörten, und wir werden nicht eher gesund, als bis diese Irrlehren ausgerottet sind und der Deutsche Arbeiter die Welt wieder mit seinen guten Deutschen Augen sieht, und wir alle in uns nur die Stimme des Blutes, des eigenen Volkes sprechen lassen.

Kameraden, die Sie damals mit den Toten in Reih und Glied standen! Ihre Taten sind nicht schlechter als die Taten der Gefallenen. Das Denkmal zollt auch Ihnen Anerkennung. Seien Sie stolz auf Ihre Taten! Das ist keine Hoffart, das ist Pflicht, denn Taten der Vergangenheit verpflichten zu Taten in der Zukunft! Und leisten Sie Taten genau so lange als die Gefallenen, nämlich solange noch Blut in Ihren Adern rollt. Die Toten haben ihre Schuldigkeit getan, Sie haben sie noch weiter zu erfüllen. Retten Sie den Deutschen Arbeiter, retten Sie Volk und Land!

Dies ruft das Denkmal allen Anwesenden zu. Von dieser Mahnung lassen Sie sich durchdringen!

Kameraden vom Bund ‚Oberland'! Kameraden vom Deutschen Kampfbund! Das Wort ist nicht vergebens zu Ihnen gesprochen: Deutsche Not ist wieder Ihre Not! Ich weiß, daß Sie in der beginnenden Deutschen Freiheitbewegung geschlossen hinter Ihren Führern in der vordersten Linie kämpfen werden, getreu Ihrem großen Ziel:

‚Durch Kampfgemeinschaft zur Volksgemeinschaft! Zu einer wahren, echten Volksgemeinschaft in Deutsch-völkischem Geiste, in der marxistische und kommunistische Ideen und sonstige Ideen der Selbstsucht keinen Raum haben; einer Volksgemeinschaft, die nur das eine große Wort kennt:

> Deutschland soll, das ist unser heiliger Wille, seine schwarz-weiß-rote Flagge für immer siegreich setzen!'"

Ich sprach in vorstehendem von der beginnenden Deutschen Freiheitbewegung und sah in den Kampfverbänden den Stamm dieser Bewegung. Es war für mich die ernste Frage, würde die auf sie sich gründende völkische Freiheitbewegung den Anforderungen entsprechen, die die Zeit an sie stellte. In vielem konnte ich ihnen beistimmen, andererseits erschienen mir die 25 Punkte des Programms der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei zu eng gestaltet.

Der 1. Mai war nicht gerade erfolgreich für diese Kampfverbände verlaufen. Es herrschte Wirrnis unter ihnen. Obwohl der Franzose an der Ruhr stand und sich gegen ihn vermeintlich eine Einheitfront im Deutschen Volke gebildet hatte, wollten Marxisten und Kommunisten diesen Tag in der damals üblichen Weise begehen. Die Regierung Bayerns wollte dies auch zulassen, obschon ja in dieser Feier eine unerhörte Herausforderung der Deutschen lag, die in dieser vermeintlichen Einheitfront standen. Die Kampfverbände wollten die Maifeier der Marxisten und Kommunisten verhindern. Während sich diese nun auf der Theresienwiese versammelten, versammelten sich, und zwar bewaffnet, die Kampfverbände, dabei Oberst Kriebel und Herr Hitler, auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld. Hiergegen griff nun die Regierung ein. Die Kampfverbände mußten ihre Waffen abgeben und die Marxisten und Kommunisten ihren Umzug unterlassen. Das Letztere war zwar ein Erfolg, aber die Vorgänge auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld hatten doch die geringe Tatfähigkeit der sogenannten Kampfverbände gezeigt. Es kam davon, daß diese auch nur die Kommunisten und die Marxisten sahen, und gegen andere Gefahren ihren Blick verschlossen. Sie waren darin kurzsichtiger wie die norddeutsche Gruppe um Herrn v. Graefe, die, obschon sie überzeugte Christen waren, doch den Kampf gegen Rom aufgenommen hatten.

Ich blieb in engster Verbindung mit den völkischen Gruppen und nahm auch weiter an ihren Veranstaltungen teil. So Anfang Juli an einer Veranstaltung der „Reichsflagge" München, auf der ich stark umjubelt wurde.

Im Reich übernahm am 13. 8. 1923 Herr Stresemann das Amt des Reichskanzlers und Ministers des Auswärtigen, nachdem er kurz vorher Freimaurer geworden war. Das zeigte mir, wie die Freimaurerei Politik in aller Stille treibt. Die Staatsmänner mußten ihr angehören; so handelten sie nach den Winken der freimaurerischen Oberen, während sie scheinbar als unabhängige Staatsmänner auftraten. Staatsmänner sind nur zu häufig

Marionetten in der Hand Judas und seiner Freimaurerei, bzw. Roms. Sie haben die Belange des Volkes, das sie vertreten, den Wünschen der überstaatlichen Mächte unterzuordnen, wobei diese ihnen natürlich suggerieren, zum Nutzen des betreffenden Landes zu arbeiten und dessen Erfordernissen gerecht zu werden. Dieses Spiel wird ihnen bei dem nunmehrigen Br. Stresemann um so leichter geworden sein, als er ein sehr eitler Mann, aber kein überlegener Geist war, der solches Getriebe, selbst wenn er von den überstaatlichen Mächten klare Begriffe gehabt hätte, durchschauen konnte. Er nahm sich nun auch, wie das bei Staatsmännern üblich war, einen Juden, und zwar den Sohn des Juden Georg Bernhard, zum Privatsekretär. Bekanntlich hatten ja auch Lloyd George, Clemenceau und Wilson während des Versailler Kongresses ihre jüdischen Privatsekretäre aus den reichsten jüdischen Familien. Br. Stresemann nahm seine Minister aus den Parteien der Sozialdemokratie, von dem Zentrum bis zur Volkspartei. Natürlich gab es jetzt kein Halten mehr. Am 26.9.1923 wurde der passive Widerstand endgültig eingestellt, die Deutsche Wirtschaft war vollständig zerrüttet, die Deutsche Mark war weit gefallen.

Es war natürlich, daß in solcher verzweiflungvollen Lage des Volkes sich der Widerstandswille des Volkes in breitesten Kreisen weit hinaus über die beginnende völkische Freiheitbewegung regte, daß aber wiederum andererseits die überstaatlichen Mächte, in diesem Falle Rom und die Dritte Internationale, im engsten Bunde mit dem Frankreich Poincarés sich regten, um ihre Absichten, zum Teil unter Ausnutzung dieses erwachenden Widerstandswillens des Volkes, durchzuführen, wobei sie andere Wege, zum Ziele zu gelangen, einschlugen, als sie bisher hierzu gegangen waren.

Das von der römisch-bayerischen Volkspartei geleitete Bayern stellte sich in Opposition zu dem Reich. Immer mehr zeichnete sich völlig klar die Absicht ab, Kronprinz Rupprecht als König oder Reichsverweser nach Berlin zu bringen, damit sich die römischen Hoffnungen durch ein römischgläubiges Für-

stenhaus erfüllen konnten. Zunächst nahm ich das noch nicht wahr und sah auch in der Haltung der bayerischen Regierung Deutschen Freiheitwillen. Diese Täuschung dauerte indes nicht lange. Neben dem Erkennen des wahren Zieles Roms erkannte ich auch recht bald das Handeln des Alldeutschen Verbandes und seines Führers Justizrat Claß und gewisser Geheimorden, die ihren Namen wechselten, aber mehr oder weniger okkult eingestellt waren in der Deutschen Freiheitbewegung, was mich bei der Einschätzung dieser Verbände und Vereinigungen stutzig machte.

Zunächst äußerte sich der Deutsche Freiheitwille in dem Elende der Inflation, der Schmach der Besetzung des Ruhrgebietes und des Abbaues des passiven Widerstandes in den sogenannten „Deutschen Tagen". Diese waren natürlich ein Widersinn. Jeder Tag hätte für uns Deutsche ein Deutscher Tag sein müssen, aber so weit hatten sich Millionen Deutsche schon von ihrem Volkstum entfernt, daß tatsächlich in Deutschland Deutsche Tage am Platze waren. Zurückschauend freue ich mich des Deutschen Erlebens jener Tage, in denen die Deutsche Volksseele aus dem Rasseerbgut im Unterbewußtsein wieder in das Bewußtsein stieg und die Deutschen doch wenigstens wieder zu echter Begeisterung befähigte, wenn sie natürlich auch in ihren Zielen recht unklar waren und vor allem den Ernst nicht begriffen, den diese Bewegung zu geben hatte.

Der Deutsche Tag in Nürnberg am 1. und 2. September 1923 brachte tatsächlich Deutsche Tage. Die völkischen Kampfverbände: die „Reichsflagge", der Bund „Oberland", die Sturmabteilungen der NSDAP. waren in großer Stärke erschienen, daneben beteiligten sich auch Krieger- und andere Vereine und Tausende von Deutschen, die keinem Verbande angehörten. Es waren ungetrübte vaterländische Feierstunden, nur bezeichnend war es, daß ein römischer Priester nicht im Ornat bei dem Feldgottesdienst sprechen konnte, der natürlich für die damalige Zeit unvermeidlich war. Es sprach ein römischer Priester, Pfarrer Roth, im schwarzen Rock. Ich habe diesen

Priester persönlich schätzen gelernt, obschon er sich nicht von dem Zwange seiner Kirche freimachen konnte. Es sprach natürlich auch ein evangelischer Pastor. So war es üblich. Auch mir war damals der Gedanke noch nicht gekommen, daß mit christlichen Kirchen ein Deutscher Freiheitkampf nicht zu führen ist. So mußte ich denn auch diese Reden über mich ergehen lassen. Meine Augen aber beobachteten während dieser Zeit einen Adler, der hoch in blauer Luft über dem Festplatz kreiste und dann langsam nach Westen zog. Nach der Versammlung fand ein Vorbeimarsch der Verbände statt. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, Herr Hitler und ich nahmen ihn ab. Hieran schloß sich eine Fahrt im Kraftwagen durch die geschmückten Straßen Nürnbergs, ein Sturm der Begeisterung umbrauste mich. Vielleicht sahen viele der Anwesenden nicht gern, wie ich durch die Teilnehmer des Festtages in den Mittelpunkt der Feier gestellt wurde, sie ließen einmal ihr Deutsches Blut sprechen, statt Weisungen der überstaatlichen Gewalten zu folgen. Ich besuchte auch die Veranstaltung der „Reichsflagge", des Bundes „Oberland" und der NSDAP., wo mich Herr Streicher begrüßte. Überall wurde ich in gleicher Weise gefeiert. In der gemeinsamen Veranstaltung hielt ich nachstehende Ansprache:

„Deutscher Tag in Nürnberg unter dem Zeichen von Sedan und Tannenberg in den Tagen tiefster Deutscher Schmach und drückender Not des Lebens, die uns endlich jedem die Augen öffnet, wohin wir gekommen sind. Es ist ein tieftrauriges Zeichen, daß dazu nicht die fluchwürdige Selbstentwaffnung, das Friedensdiktat von Versailles, die rechtswidrige Ruhrbesetzung und die Leiden der Deutschen in den abgetretenen und besetzten Gebieten ausgereicht haben. Denken wir in völkischer Treue dieser Deutschen, dann werden wir uns klar, daß nicht die wirtschaftliche Not die Hauptsache ist.

Kann es einen größeren Gegensatz geben zwischen dem reinen Deutschen Volkstum, das für immer mit dem Namen Albrecht Dürers und dem Namen dieser alten Reichsstadt verknüpft ist und dem heutigen Dahinsiechen des Deutschen Volkstums, das sich im Laufe der Jahrhunderte durch die vielen fremden Einflüsse, auch durch

die Verwüstungen des unglückseligen Dreißigjährigen Krieges, neuerdings durch die marxistischen, kommunistischen und demokratischen und wirtschaftlichen Irrlehren der Selbstsucht und Unwahrhaftigkeit von seiner eigenen Vergangenheit losgelöst hat?

Es gibt keinen größeren Gegensatz als zwischen der Machtentfaltung von Sedan und Tannenberg und der heutigen Ohnmacht, zwischen der Einheit und Kraft des Deutschen Volkes von damals und heute.

Diese Einheit und Kraft, die sich auf den Schlachtfeldern so glänzend bewährt hat, war das Werk seiner Fürsten und an erster Stelle des heute nur zu oft geschmähten, weil gefürchteten und bestgehaßten Hohenzollernhauses, das von hier aus, der Stätte reichen Deutschen Volkstums in das rauhe Kolonialland der Mark Brandenburg kam. In diesem Kolonialland, das auch ursprünglich reines Deutsches Land war, schufen die Hohenzollern die staatliche Macht, die die Deutschen Stämme einte.

Das Deutsche Volk brachte aber nicht als Morgengabe für den neuen Staat ein stark ausgeprägtes, durch Bande des Blutes gefestigtes Deutsches Volkstum mit, das den neuen Staat durchdrang und ihm Staatsgesinnung und Rückhalt wurde. Das Volk gewann es auch nicht und ließ es sich auch nicht anerziehen. Im Gegenteil: Bar des Volks- und Blutgefühls, der Staatsgesinnung, riß das Volk die staatliche Macht in den Abgrund.

Darum ist das erste, was ich ihnen zurufe: Gewinnen wir Volks- und Blutgefühl und Staatsgesinnung, beruhend auf echtem Volkstum. Es ist die große Aufgabe der völkischen Bewegung, nicht nur auszuschalten alles, was wir im Laufe der Zeit an Undeutschem in uns aufgenommen haben, sondern den Deutschen Staat wieder aufzubauen, um die Stimme des Herzens und des Blutes wieder vernehmbar zu machen. Die völkische Bewegung ist Volksbewegung. Sie eint und schafft ein Volk von Brüdern mit starker Staatsgesinnung. Sie wird bekämpft, weil sie selbstlos ist, von selbstsüchtigen Widersachern. Um sich durchzusetzen, muß die völkische Bewegung stark und kraftvoll sein, sie muß herrschen wollen. Deutsch sind wir geboren, und als Deutsche wollen wir leben.

Darum ist das zweite, was ich Ihnen zurufe, machen Sie sich zum Träger dieses politischen Einheit- und Machtgedankens. Erstreben Sie Macht. Wir müssen den Kampf bestehen und siegen, sonst schreiten die Feinde, wo sie auch stehen, über Rasse,

Volkstum, Volk und Staat hinweg, und es triumphiert unedles Blut und Gewalt, unvölkische Zwietracht, Lüge und Unwahrheit in der ganzen Welt. Das ist die große Aufgabe des Deutschen Volkes in der Welt: ihr und sich selbst Deutsche Art und damit die höchsten Tugenden zu erhalten. Verlieren wir diese große, erhabene Aufgabe nie aus den Augen, auch nicht in unserer Not und in unserem Elend. Haben wir kein hohes sittliches Ziel mehr auf der Welt, so haben wir auch keine Berechtigung zu leben, und sind reif für den Untergang. Das Deutsche Volk aber soll leben, weil es für sich und die Völker der Erde die Pflicht hat, zu leben.

Deutsches Volkstum, Deutsche Staatsgesinnung, Deutsche Einheit, Deutsche Macht allein bringen etwas Bodenständiges, Dauerhaftes und Kraftvolles hervor, das jedem Sturm der Zeit trotzen wird, das nicht wurzellos über der Erde emporwächst, sondern wie ein gesunder Baum im Heimatboden immer stärkere Wurzeln schlägt und aus ihm neue Kraft holt und dann neue Früchte trägt.

Deutsches Volkstum, Deutsche Einheit, Deutsche Macht, das ist das Ziel der völkischen Bewegung in Deutschland, und ihr Weg ist Kampf und Sieg.

Der heutige Abend bekundet diesen Kampfeswillen. In Ihren Augen sehe ich diesen Kampfeswillen, und weil ich mitkämpfen will, darum bin ich hier.

Möge dieser Kampf, wie und mit welchen Waffen er auch geführt werden muß, unter dem Zeichen von Sedan und Tannenberg stehen, und mögen sich die Reihen der Deutschen Kampfgemeinschaft ebenso eng schließen, wie die Reihen unseres unvergleichlichen Deutschen Heeres unter Führern im höchsten Verantwortlichkeitgefühl wie die Männer von Sedan und Tannenberg, mit einer Gefolgschaft, ebenso treu, ebenso mutig, ebenso in Zucht und Kameradschaft wie die Heere von Sedan und Tannenberg, zusammengehalten durch kein geschriebenes Gesetz, sondern durch das Gesetz des Herzens und des Blutes und des inneren Zwanges, daß alles, was in uns ist, alles, was wir haben. Volk und Vaterland gehört. Eine solche in Zucht innerlich gefestigte Kampfgemeinschaft, durchdrungen von der Heiligkeit ihrer Sache, ist siegreich. Mögen auch die Waffen, die sie führt, scheinbar schwach sein.

Bei Tannenberg hat nicht die Überlegenheit der Waffen, sondern die Überlegenheit des Willens und die innere Kraft den Sieg errungen. Sorgen Sie für die Überlegenheit des Willens, sorgen Sie für die innere Kraft, und vergessen Sie nie, was das alte Heer gelehrt hat und lehrt.

Der Deutsche Tag in Nürnbergs Mauern mag ihre Kampfentschlossenheit stär-

ken zum Kampf für das Heiligste, was wir haben, für unser Volkstum, unsere Einheit, unsere Macht, die gleichbedeutend sind mit unserer völkischen und politischen Freiheit!

Vorwärts im Gottvertrauen zum Kampf für unsere heiligsten Güter!"

Politisch hatten sich die Kampfverbände, wozu ich ihnen auch geraten hatte, zu einem engeren Zusammenschluß geeinigt. Herr Heiß, Herr Adolf Hitler und Herr Dr. Weber erließen einen gemeinsamen Aufruf. Sie waren auch entschlossen, die Fühlung mit der Regierung Knilling aufzunehmen und sich ihr für vaterländisches Wollen zur Verfügung zu stellen. Hierzu ist es indes nicht gekommen. Am 25.9. unterstellten sich die Kampfverbände, ich glaube auf Vorschlag des Reichswehrhauptmanns Herrn Röhm, der immer mehr in Erscheinung trat, der politischen Leitung des Herrn Hitler. Auch der bisherige politische Berater desselben, Herr v. Scheubner-Richter hatte das gefördert, und zwar nachdem er mich befragt hatte. Er stand mit mir in enger Verbindung und hielt mich über das Wollen der Kampfverbände voll im Bilde. Auch weiterhin unterzog er sich diesem, bis er am 9.11 zwischen Feldherrnhalle und Residenz den Heldentod sterben sollte.

Während dieser Vorgänge in München hatten mich meine Wege noch zu einem Deutschen Tage nach Koburg geführt. Ich war dorthin von den Veranstaltern des Deutschen Tages, u.a. von dem Herzoge, eingeladen. Ich hatte es diesem, aber auch der Bevölkerung seinerzeit verargt, daß sie dafür gestimmt hatten, das Herzogtum Koburg Bayern einzuverleiben, wie das ja der Artikel 18 der Reichsverfassung gestattete. Das Land hatte eine protestantischgläubige Bevölkerung und war nun der Katholisierung ausgesetzt. Leider waren die Verhältnisse in Thüringen unter marxistischer Herrschaft so unerfreuliche, daß immerhin bei der Auffassung, die nun einmal Bayern als „Ordnungzelle" Deutschlands hinstellte, dieser Schritt verständlich erschien, zumal über das Wirken Roms völlige Unklarheit herrschte. Ich hatte mich indes entschlossen, der Einladung zu folgen und wurde in keiner Weise enttäuscht. Es

herrschte in Koburg, das noch bis vor kurzem keine Hochburg Deutschen Denkens gewesen war, Deutsches Wollen. Mein Empfang durch die städtischen Behörden, die Aufnahme durch das Herzogspaar, bei dem ich abstieg, die festliche Veranstaltung auf freiem Felde, bei der auch ich sprach, und eine Nachfeier auf der Veste Koburg, auf der einst Luther wohnte, statt selbst sein Bekenntnis in Augsburg zu vertreten, haben mir schöne Erinnerungen zurückgelassen. Vertreter der Offizierverbände Münchens, die auch nach Koburg eingeladen wurden, betrachteten mich mißtrauisch. Wurde ich ihnen zu sehr gefeiert? Ich bekümmerte mich nicht um sie.

Im September weilte General v. Hindenburg wieder wie im Vorjahre in Dietramszell. Er hatte auch mich wieder besucht. Wir verlebten ungetrübte Stunden in meinem Hause. Ich sprach ihm auch von meinen Befürchtungen über die Absichten des Kronprinzen Rupprecht. Doch hatte ich bei ihm ebensowenig Verstehen, wie bei dem Vorsitzenden des Deutschen Offizierbundes, General v. Hutier, der mich damals gerade besuchte. General v. Hindenburg redete mir im Gegenteil zu einer Aussprache mit Kronprinz Rupprecht zu, ich verkenne ihn, er wäre von den besten Deutschen Absichten beseelt. Daß Kronprinz Rupprecht das, was er erstrebte, für Deutsch hielt, habe ich nie bezweifelt. Nur waren meine Ansichten über das, was dem Deutschen Volke dienlich sei, von den seinigen eben grundlegend verschieden. Obschon Kronprinz Rupprecht in der Vorkriegszeit von den Beamten der römischen Kirche abgelehnt wurde, so wenigstens wurde es mir mitgeteilt, sah ich ihn im Jahre 1923 völlig unter römischem Einfluß; namentlich sah ich in seinem Hofmarschall, Graf v. Soden, den Vertreter römischen Denkens. Ich wollte mich gegen den Vorschlag des Generals v. Hindenburg nicht ablehnend verhalten, obschon der Kronprinz doch kürzlich in einer Offizier-Versammlung wenig freundlich über mich gesprochen hatte, und erklärte mich grundsätzlich zu einer Begegnung bereit. Ich hoffte, bei dieser Gelegenheit dem Kronprinzen ein klares Bild über das Wollen der völkischen Kampfverbände und auch des

Herrn Hitler geben zu können. Dieser hatte sich auch zu einer Besprechung mit dem Kronprinzen unter vier Augen mir gegenüber bereit erklärt.

Die Besprechung kam am 22. 9. 1923 zustande. Mein Empfang durch den Hofmarschall Graf v. Soden war eisig, gleich frostig war der Empfang durch den Kronprinzen selbst. Er kam zunächst wieder auf die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens im Weltkriege zu sprechen. Diese Möglichkeit war nie vorhanden gewesen, aber diese Idee war dem Kronprinzen nun einmal suggeriert, und sie paßte ihm auch, da er mich als den Saboteur dieser Idee verantwortlich machen konnte. Ich fragte ihn, welche Gelegenheit zum Frieden ich denn versäumt hätte, worauf er mir keine Antwort geben konnte. Das Gespräch wandte sich dann dem eindrucksvollen Nürnberger Tage zu, zu dem der Kronprinz natürlich eingeladen, aber wohl auf Anraten seiner römischen Suggereure nicht gekommen war. Ich bedauerte dem Kronprinzen gegenüber, daß er nicht dabeigewesen sei. Nun wurde die Gründung des Kampfbundes behandelt, wobei ich erwähnte, daß dieser Kampfbund beschlossen habe, die Verbindung mit der Regierung Knilling aufzunehmen. Es stellte sich jetzt heraus, daß Kronprinz Rupprecht lieber gesehen hätte, wenn der Kampfbund sich hinter Herrn v. Kahr, den Mann seines Vertrauens, gestellt haben würde. Ich schlug dem Kronprinzen vor, er möge Herrn Hitler empfangen, er sei auch bereit zu kommen, wenn der Kronprinz ihn unter vier Augen empfänge. Der Kronprinz war hierzu auch mir gegenüber bereit und ich freute mich dessen. Es sollte indessen nicht zu dem Empfange kommen, da sehr bald nach dem 22. 9. erhebliche Spannungen zwischen Herrn v. Kahr und Herrn Hitler eintraten. Klar und deutlich trat es bei der Unterredung in Erscheinung, daß der Kronprinz meinte, der Kampfbund wäre nur ein Werkzeug, um meine ehrgeizigen Pläne zu erreichen. Als ich den Kronprinz nun wirklich erstaunt fragte, wie er denn überhaupt zu dem Gedanken käme, mir Ehrgeiz zu unterstellen, meinte er, ich hätte in der Obersten Heeresleitung zu viel persönlich unterschrieben und den General v. Hindenburg zu wenig

unterschreiben lassen. Ich konnte darauf nur fragen, ob denn der Kronprinz zum mindesten den Geschäftsbetrieb im Großen Hauptquartier gekannt hätte. Hierauf schwieg der Kronprinz und ebenso auf meine Feststellung, daß er mir dann wohl nicht Ehrgeiz unterstellen könne.

Es war klar, daß die Besprechung keine Annäherung erzielen konnte. Es wurden auch sofort Unwahrheiten über diese Zusammenkunft verbreitet. In Empörung darüber übersah ich auf dem Bahnhofe in München bei der Abfahrt des Generals v. Hindenburg, die wenige Tage darauf erfolgte, den Hofmarschall Graf v. Soden, der von dem Kronprinzen dorthin entsandt war, vollständig. Das vermehrte natürlich den Groll der bayerischen Hofclique und der bayerischen Offiziere gegen mich.

Gleich nach der Abreise des Generals v. Hindenburg nahmen die Ereignisse in München eine ernste Wendung. Am 26. 9. wurde Herr v. Kahr von der bayerischen Regierung Knilling zum Generalstaatskommissar ernannt. Diese Ernennung wurde als Gegenzug gegen die Unterstellung der Kampfverbände unter die politische Leitung des Herrn Hitler hingestellt, die mit folgender Kundgebung bekannt gemacht worden war:

„Angesichts des Ernstes der politischen Lage empfinden wir die Notwendigkeit einer einheitlichen politischen Leitung. In voller Übereinstimmung in Weg und Ziel übertragen wir Führer der Kampfverbände, bei voller Wahrung deren innerer Geschlossenheit, diese politische Leitung Herrn Adolf Hitler."

Ich habe der Ernennung des Herrn v. Kahr zum Generalstaatskommissar stets einen anderen Sinn gegeben. Die Kampfverbände waren noch keine wirkliche Macht, wie der 1. Mai es gezeigt hatte, auch wenn ihre Geschlossenheit gewachsen und namentlich die Kampfverbände der NSDAP. zahlenmäßig zugenommen hatten. Die Regierung Knilling war mit den ihr zur Verfügung stehenden Machtmitteln, Schutzpolizei und Reichswehr, jederzeit spielend in der Lage, die Kampfverbände in Schach zu halten, falls diese zu irgendeiner Tat schreiten würden, was sie, wie ich betonen möchte, damals

wohl auch nicht vorhatten. Für mich war die Ernennung des Herrn v. Kahr, des Vertrauensmannes des Kronprinzen Rupprecht, zum Generalstaatskommissar das Zeichen, daß bayerische Kreise römisch-wittelsbachische Politik treiben wollten, und zwar derart, daß Herr v. Kahr hierbei vorgeschoben wurde. Gelangen die Pläne nicht, so konnte die bayerische Regierung Knilling ihre Hände sozusagen „in Unschuld waschen", auch wenn Generalstaatskommissar und bayerische Regierung völlig gleichberechtigt nebeneinander standen. Die Befugnisse beider waren in keiner klaren Weise abgegrenzt. Diese Unklarheit war eben für alle Fälle geboten. Im übrigen konnte derjenige, der sehen wollte, auch Klarheit gewinnen. Kronprinz Rupprecht zögerte nicht, seine Anhänger und namentlich die ihm ergebenen Offizierverbände hinter den Generalstaatskommissar zu stellen.

Es war mir auch bewußt, daß in irgendeiner Weise die römisch-wittelsbachischen Ziele mit französischen Wünschen gleichlautend waren. Wie sehr, wußte ich jedoch noch nicht. Aber schließlich bewies ja der Separatistenputsch am 30. 9. in Düsseldorf, der unmittelbar nach der Einstellung des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet ausbrach, das Wollen Frankreichs und Poincarés. Unmittelbare Beweise für die Richtigkeit dieser Ansicht, die mir selbst so ungeheuerlich erschien, hatte ich nicht. Ich sollte sie erst 1933 aus:

„‚Die geplante Aufteilung Deutschlands'
Enthüllungen über die französisch-bayerischen Pläne zur Aufteilung
des Deutschen Reiches und Errichtung eines Donaustaates
von F. Walter Ilges"

erhalten. Die Schrift zeigt, daß die Bayerische Volkspartei noch am 26. 11. 1923 die Gründung einer rheinischen Republik wünschte.

„Von München sei lediglich ein formeller Protest zu erwarten."

An verschiedenen Stellen seiner Schrift belegt Herr Ilges auch die Tatsache, daß diese Politik die Politik des Herrn v. Kahr war.

Die Ereignisse in München führten nun zunächst zu einer scharfen Stel-

lungnahme des Generalstaatskommissars gegenüber den Kampfverbänden und Herrn Hitler. Dieser wollte am 27.9. vierzehn große Versammlungen abhalten, um zur politischen Lage Stellung zu nehmen. Sie wurden verboten. Ob und wie weit diese Versammlungen irgendwie in Zusammenhang mit Vorgängen in Norddeutschland standen, ist mir nicht bekannt geworden. Hier war Major Buchrucker, der nach Presseveröffentlichung eine „schwarze Reichswehr" aufgestellt hatte, in Küstrin zu einer Unternehmung geschritten, die nur dann gerechtfertigt war, wenn er auch wesentliche Teile der Reichswehr hinter sich gehabt haben würde. Ob ihm hierzu Hoffnungen gemacht waren, ist für mich nicht ersichtlich, annehmen möchte ich es. Jedenfalls brach das Unternehmen Buchrucker kläglich in sich zusammen und niemand wollte recht von ihm gewußt haben, erst recht nicht die geheimen Drahtzieher kennen, die hier, wie vielleicht auch bei den Veranstaltungen der NSDAP. in München, ihre Hand im Spiele gehabt hatten.

In Norddeutschland war der Alldeutsche Verband weiter bestrebt gewesen, zur Durchführung seiner im geheimen gepflegten Absichten die Verbände zusammenzufassen und namentlich auch die Organisation Erhardt eng an sich anzuschließen. Justizrat Claß hatte in dem General Otto v. Below einen willigen Gefährten für die Durchführung seiner Absichten. Irgendwie gingen durch Geheimorden aller Art Verbindungen durch die vaterländischen und völkischen Verbände des Reiches, auch Münchens, die damit anderen Absichten dienstbar gemacht werden sollten, als sie im völkischen Wollen selbst verfolgten. In dem Kampfbund Münchens war keine Einigkeit. Hauptmann Heiß verließ bald mit seiner „Reichsflagge" Herrn Hitler und stellte sich zur Verfügung des Herrn v. Kahr. Damals überraschte mich das, heute ist für mich ersichtlich, daß in dem verfreimaurerten Nürnberg Freimaurer in der „Reichsflagge" saßen und Herrn Hauptmann Heiß fest an ihrer Geldstrippe hielten. Die in Nürnberg in der „Reichsflagge" maßgebenden Freimaurer wollten die wittelsbachische Politik des Herrn v. Kahr unterstützen. Bekannt-

lich hatte der Jesuit in freimaurerischen Hochgraden seit langem Einzug gehalten. Dieses Abspringen der „Reichsflagge" führte nun zur Gründung der sogenannten „Reichskriegsflagge" oder später „Altreichsflagge" unter Hauptmann Röhm, die dann auch mit mir in engere Verbindung trat.

Trotz des Abspringens der „Reichsflagge" hielten es nun doch Herr v. Kahr und namentlich Herr v. Lossow für geboten, die anderen Teile des Kampfbundes näher an sich heran zu ziehen. Sie wollten sie anscheinend bei ihrem Vorgehen gegen Berlin nicht in ihrem Rücken haben. Dieses Ziel wurde immer offenkundiger. Die wenigen gleichgültigen Verordnungen, die Herr v. Kahr erließ, konnten wirklich nicht der Sinn der Einrichtung des Generalstaatskommissariats sein. Es wurden nun auch die Vorkehrungen gegen Berlin ganz offen getroffen. Sie erreichten einen Höhepunkt, als am 20. Oktober die Reichswehr Bayerns mit Zustimmung des Generals v. Lossow auf Bayern in Pflicht genommen wurde. Sie schied damit tatsächlich aus dem Verbande der Reichswehr aus. Es war schwerwiegend, daß die Reichsregierung nichts dagegen zu tun wagte, sie war wohl auch überreich mit anderen Sorgen beschäftigt, da in diesen Tagen die rheinischen Separatisten sich stark zu regen begannen und die Unruhe in der Arbeiterschaft stieg. Die Lage war derart, daß ich mich in die Ereignisse einzuschalten beschloß. Ich folgte daher einer Einladung des Generals v. Lossow an diesem Tage. Ich kannte den General aus dem Weltkriege her. Er war damals bei der Botschaft in Konstantinopel tätig und genoß das besondere Vertrauen Enver Paschas. Er hatte sich stets schon damals in großdeutschem Sinne ausgesprochen und sich von jeder Eigenbrötelei ferngehalten, wie sie bayerischen Offizieren zuweilen dieser Frage gegenüber anhaftete. Mir war seine jetzige Haltung demzufolge nicht recht erklärlich. Er gab mir nun auch die Versicherung, er wolle die innerdeutschen Verhältnisse im großdeutschen, völkischen Sinne fördern, er rechne dabei auf meine und Herrn Hitlers Mitarbeit. Er rechnete dabei auf eine Einflußnahme meinerseits in Norddeutschland zu-

gunsten seiner Bestrebungen. Ich sagte ihm dies auch zu und empfahl ihm, auch mit Herrn Hitler zu sprechen, mit dem er ja überdies auch in Verbindung stand. Die Besprechung mit General v. Lossow hatte mich beruhigt und einen Teil meiner Besorgnisse zerstört, aber doch nur einen Teil*).

Ich war nun mitten im politischen Geschehen. Es war selbstverständlich, daß sich bei mir nun wieder einmal die Besuche verschiedenster Richtung überstürzten. Meine Bedenken gegen Herrn v. Kahr und das Handeln des Alldeutschen Verbandes sollten zerstreut werden. Ich sehe z. B. noch Herrn Theodor Fritsch vor mir sitzen. Er hatte mich seinerzeit, als ich im Dezember 1921 in Leipzig während des Prozesses gegen einige Herren aus dem Kappunternehmen zugegen war, um eine Unterredung gebeten. Ich hatte dem natürlich entsprochen, er galt ja als „Altmeister" im völkischen Kampf gegen das jüdische Volk. Ich hatte damals mein Werk „Kriegführung und Politik" veröffentlicht. Herr Fritsch hatte mir erklärt, wie sehr er mit den am Schluß angeführten — hier wiedergegebenen — Gedanken übereinstimme. War das ehrlich gemeint? Wer weiß es! Im Oktober 1923 hatte Herr Theodor Fritsch etwas durchaus Unoffenes*).

Es gelang auch Herrn Theodor Fritsch nicht mein Denken über Herrn v. Kahr und Justizrat Claß umzustimmen.

---

*) Da ich in meiner Rede vor dem Volksgericht in München am 29. 2. 24 dies eingehend schildere, deute ich sie hier nur kurz an.

**) Ich habe sehr bald darauf erfahren, daß Herr Theodor Fritsch Großmeister eines Geheimordens, wenn ich nicht irre, des „Germanenordens" war, der von dem Freimaurer Guido von List, der völlig in kabbalistischen Anschauungen lebte, gegründet war. Er lehnte auch den Kampf, den ich gegen die Freimaurerei führte, entschieden ab und nahm im besonderen die altpreußischen Großlogen in Schutz. Das veranlaßte mich nun auch, seinen Kampf gegen das jüdische Volk mir näher zu betrachten. Es konnte in der Tat keinen besseren Kampf gegen sich wünschen, da dieser Kampf nun einmal bei dem Rasseerwachen des Deutschen Volkes geführt werden mußte, als den Kampf, den Herr Fritsch führte. Herr Fritsch ging an den religiösen Grundlagen der Weltherrschaftziele des jüdischen Volkes vorbei. Diese religiösen Grundlagen sind im alten Testament so festgelegt, daß sie nur über den Inhalt des Talmuds und der Kabbalah einer Ergänzung bedürfen.

In bezug auf den Talmud hat auch Herr Theodor Fritsch geschrieben. Dies Verdienst soll ihm nicht genommen werden.

Die „Deutsche Zeitung" des Herrn Justizrat Claß brachte ja auch am 21. oder 22. einen Artikel, der darauf hinwies, daß Bayern schon einmal einen Deutschen Kaiser gestellt hatte und das nationale Denken der Baye-rischen Volkspartei hervorhob. Klarer konnte sich niemand enthüllen, wie es Justizrat Claß in diesem Artikel tat oder tun ließ. Ich hörte auch von Freunden, daß in Geheimordenskreisen Norddeutschlands vom Kronprinzen Rupprecht als von „unserem König" gesprochen wurde. Das Bild vervoll-ständigte sich mir.

Unter den Besuchern befanden sich auch Großindustrielle, die mit mir den damals neuen Gedanken einer Reichsreform besprachen, wie sie später von dem früheren Freimaurer und Reichskanzler Luther und seinem Bunde, in dem der Sozialdemokrat neben den Deutschnationalen, Vertreter der roten neben Vertretern der schwarzen Internationale waren, propagiert wurde. Die preußische Regierung sollte in die Reichsregierung, d. h. Preußen in das Reich aufgehen, während Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden, viel-leicht auch Hessen als Länder bestehen bleiben. Besonders besprach das auch mit mir ein Vertreter des Herrn Stinnes. Wollte er damit den im Rheinland in jenen Tagen geförderten Gedanken der „rheinischen" oder „westdeutschen Republik" begünstigen, die wirtschaftlichen Belangen nützlich sein sollten, indem „Ruhrkohle" und „Lothringer Erze" einander näher gebracht wer-den. Ich lehnte diesen Gedanken scharf ab, weil Bayern dann das „größte Land" innerhalb des Deutschen Reiches gewesen wäre und noch mehr wie bisher römische Wünsche hätte durchsetzen können. Meiner Ansicht nach muß-ten Preußen und das Reich so bestehen bleiben, wie sie waren, was nicht aus-schloß, daß die Verwaltung auf allen Gebieten eine immer einheitlichere wurde, oder aber sämtliche Länder hätten in das Reich aufzugehen und auf eigene Regierungen und Landtage zu verzichten. Das bedeutete für mich, daß das Reich eine Einteilung erhielte, die den Stammeseigentümlichkeiten der Deutschen Rechnung trug und nicht zuließ, daß z. B. Bayern in seinem

Bestande erhalten bliebe. Es vereinigte Bayern, Franken und Schwaben in seinem Gebiet, die in ihrer Stammeseigenart sehr stark voneinander verschieden waren.

Ich bin darauf eingegangen, um zu zeigen, welche Bestrebungen sich in dieser Deutschen Krise zeigten und Nutzen aus der gewaltigen Spannung ziehen wollten, die wir durchlebten. Die Spannung wurde noch dadurch erhöht, daß um Mitte Oktober nun noch ein kommunistischer Aufstand in Mitteldeutschland, namentlich in Sachsen, ausbrach. Daß dieser einen Teil des französischen Planes bildete, Bayern zu einem selbständigen Handeln zu veranlassen, war mir damals nicht bewußt.

Es trat überdies im besetzten Gebiet die separatistische Bewegung immer gewalttätiger hervor. Es war nicht bei dem Ausrufen der rheinischen Republik durch Matthes und Dorten geblieben. Gleich nachdem in München die Reichswehr von der bayerischen Regierung in Pflicht genommen war, griff die separatistische Bewegung scharf um sich. Sie ergriff unter den Augen belgischer Besatzung Aachen und Duisburg. In den nächsten Tagen folgten weitere Schreckensnachrichten aus Mainz, Wiesbaden, Trier, Thüringen, München-Gladbach, Koblenz, Bonn, Krefeld, Düsseldorf und anderen Städten. Die Deutsche Regierung erhob keine ernstlichen Einwendungen. Erst Anfang November wurde in der englischen und belgischen Zone durchgegriffen, nicht Deutschland zuliebe, sondern um Frankreich nicht den fetten Happen der rheinischen Republik zu lassen, der sich ja auch östlich des Rheines gelegene Gebietsteile Deutschlands anschließen sollten. Aber die separatistische Bewegung ging trotzdem weiter und ergriff nun im besonderen die Pfalz, in der das Zentrum, geführt von Herrn Hoffmann und nun Herrn Matthes, so lange gewirkt hatten.

In der Tat, die politische Lage Deutschlands schien verzweifelt, die wirtschaftliche war es nicht minder, die Entwertung der Währung stieg in das Phantastische, die frühere Reichsmark näherte sich dem Werte von einer Bil-

lion Papiermark, die Deutsche Wirtschaft war völlig zerstört und das Volk enteignet. Wahrlich, ein Deutscher konnte für das Bestehen des Volkes zittern.

Es war ganz klar, daß ich in dieser Lage um so mehr meine Hoffnung auf die Gruppe um Herrn v. Graefe und auf die völkischen Kampfverbände Münchens, im besonderen auf Herrn Hitler richtete, um dem Deutschen Unheil, das die Reichsregierung förderte, entgegenzutreten und das Abgleiten der bayerischen Bewegung in römisches Fahrwasser zu verhindern und wirklich Deutsches Wollen in Deutschland zu betätigen. Diesem Deutschen Wollen galt naturgemäß auch meine Aufmerksamkeit im höchsten Maße. Ich hatte viele Aussprachen, die diesem dienten. Viele völkischen Gesinnunggenossen, die es ernst mit der Zukunft des Volkes meinten, suchten mich auf und kamen mit Vorschlägen zu mir, die dem Volke helfen sollten. Ich trat damals auch in nähere Beziehung zu Herrn Feder und beschäftigte mich mit seinen volkswirtschaftlichen Plänen, denen ich viel Gutes abgewann. Herr Feder führte auch Frau Dr. v. Kemnitz bei mir ein, die mir in überzeugender Klarheit ausführte, wie notwendig es sei, der Glaubensfrage neuen Inhalt zu geben und in einer neuen Reichsverfassung unantastbare Grundsätze für Glaubensfreiheit aufzustellen. Bisher sei hierfür, so viel wie sie wisse, was mir auch Herr Feder bestätigte, nichts vorbereitet. Es war das erstemal, daß ich in dieser Form auf die Bedeutung des Glaubens im Zusammenhang mit völkischem Wollen hingewiesen und gebeten wurde, meinen Einfluß in dieser Richtung hin einzusetzen. Ich war mir auch sofort über die Bedeutung dieses Wunsches klar. Er trat dann für mich im Drange des Augenblicks zurück, doch habe ich diese Gedanken bald wieder aufgenommen und sie dann stetig weiter verfolgt und sie zur Grundlage meines revolutionären Wollens gemacht. Zunächst war die Frage von dringender Bedeutung, wie weit würde sich völkischer Einfluß in dem von Bayern gegen das Reich geplanten Unternehmen durchsetzen können. Hierum konnte es sich nur handeln. Für eigenes Handeln war die völkische Bewegung in Deutschland zu schwach. Warm be-

grüßte ich, daß die Beziehungen zwischen General v. Lossow und Herrn Hitler, wie ich annahm, gute geworden waren. Die Aussprache der beiden Deutschen hatte am 22. Oktober einen befriedigenden Charakter gehabt. Das festigte mein Vertrauen zu General v. Lossow. Andererseits litt es wieder Einbuße, daß preußische Offiziere der Infanterieschule zur Gehorsamsverweigerung gegen Berlin aufgefordert wurden. Es war schwer, auf den Grund der Seele des Generals v. Lossow zu sehen. Er sprach von einer Angora-Regierung in München gegenüber der Reichsregierung nach dem Vorbild der Regierung, die Kemal Pascha in Angora gegen die Regierung des Sultans in Konstantinopel gebildet, um mit ihrer Hilfe die Absetzung des Sultans nach und nach durchzusetzen. Ich schwankte in der Beurteilung seines Denkens, aber schließlich setzte ich bei ihm eindeutig Deutsches Handeln voraus, zumal er mir von den verschiedenen Richtungen sprach, die auf ihn Einfluß gewinnen wollten. Er müsse ihnen scheinbar nachgeben, wolle aber nur im großdeutschen Sinne handeln. Ähnlich wie die Einstellung des Generals v. Lossow sah ich auch die des Oberst v. Seisser, des Kommandeurs der Schutzpolizei Bayerns, an. Ich zweifelte letzten Endes nicht an ihrem Deutschen Wollen, eher an ihrer Entschlußfreudigkeit. Über Herrn v. Kahr gab ich mich keiner Unklarheit mehr hin. Ich hoffte indes, daß die beiden Offiziere ihren Deutschen Einfluß letzten Endes bei ihm erfolgreich geltend machen würden.

Die Spannung zwischen der bayerischen Regierung und dem Generalstaatskommissar auf der einen Seite und der Berliner Regierung auf der anderen Seite wuchs. Maßnahmen, die der Generalstaatskommissar getroffen hatte, wie das Untersagen der Abführung von Steuern usw. nach Berlin, zeigten nur zu deutlich, wohin diese Reise gehen sollte. Die Reichsregierung, die inzwischen Reichswehr gegen den kommunistischen Aufstand in Mitteldeutschland erfolgreich eingesetzt hatte, forderte endlich die Aufhebung des Generalstaatskommissariats, die Einführung verfassungmäßiger Zustände in Bayern und die Entlassung der Reichswehr aus der Sonderverpflichtung

auf Bayern. Die bayerische Regierung antwortete nicht. Ihr Willen zum Handeln trat immer klarer hervor, aber andererseits zeigte sich anscheinend „Angst vor der eigenen Courage". So vergingen auch für mich die letzten Oktober- und die ersten Novembertage in größter Spannung.

Oberst v. Seisser war Anfang November nach Berlin gefahren. Es hieß, er solle General v. Seeckt als Bundesgenossen gewinnen. Das erschien mir natürlich ausgeschlossen. Was eigentlich der Zweck dieser Reise und der Erfolg war, habe ich nicht erfahren, auch später nicht mehr feststellen können.

Am Sonntag, den 4. 11. war die Grundsteinlegung zum Kriegerdenkmal des Unbekannten Soldaten vor dem Armeemuseum. An ihr sollten die bayerische Regierung, der Generalstaatskommissar, Kronprinz Rupprecht und die sonstigen Spitzen der Militär- und Zivilbehörden teilnehmen. Zahlreiche Verbände, auch die völkischen Kampfverbände, waren aufgeboten, um an der Feier teilzunehmen. Nach ihrer Beendigung sollte ein Vorbeimarsch der Verbände vor Kronprinz Rupprecht stattfinden. Verschiedene Deutsche erwarteten hier irgendeine Entscheidung oder wollten sie herbeiführen. Auch ich wollte an der Feier zugegen sein, doch der Kraftwagen der Landespolizei, der mir sonst zur Verfügung stand und auch diesmal von mir bestellt war, blieb eigenartigerweise aus. Auf meinen Anruf, der Wagen möchte kommen, erhielt ich ausweichende Antworten, er wäre ja unterwegs usw. So wartete ich denn vergebens. Der Kraftwagen, der mir von Freunden geschickt wurde, kam so spät, daß es sich nicht mehr für mich lohnte, in die Stadt zu fahren, ich wäre zu spät gekommen.

Auch die Absichten, die am 4. 11. verwirklicht werden sollten, sind für mich im Dunkeln geblieben. Daß etwas in der Luft lag, bezweifle ich nicht. Kronprinz Rupprecht jedenfalls hatte den Tag nicht ausgenutzt, um sich an die Spitze der von Bayern gegen Berlin gerichteten Bewegung zu stellen. Vielleicht waren die Nachrichten, die Oberst v. Seisser am 4. morgens Herrn v. Kahr aus Berlin brachte, keine günstigen.

In dem Verhalten des Herrn v. Kahr gegenüber den völkischen Verbänden Münchens trat nach dem 4. eine gewisse Wendung ein. Sie wurden mehr zurückgehalten, während andererseits die Unternehmung gegen Berlin organisatorisch und durch Besprechungen mit den Herrn v. Kahr und Kronprinz Rupprecht zur Verfügung stehenden Verbänden scharf gefördert wurde. Wie sehr, das habe ich erst am 9.11 erfahren. Es gelang mir, bis zum Beginn des Prozesses Mitte Februar 1924 viel Material zu sammeln, das auch vor verschlossenen Türen des Gerichtssaales vorgebracht wurde und die militärischen Maßnahmen Bayerns gegen Berlin ebenso bewies, wie die Bereitstellung norddeutscher Kampfverbände, namentlich der Organisation Erhardt für den 1. und 2. November. Ich habe später nicht daran gezweifelt, daß dies der Stichtag für Herrn v. Kahr zu Ereignissen war, die dieser durch die Bürgerbräuversammlung am 8. 11. abends vorbereiten wollte. Doch diese Erkenntnis ist mir erst später geworden.

In den Tagen zwischen dem 4. und 8.11. herrschte in mir die Annahme vor, daß die Herren Kahr, Lossow und Seisser wohl die Absicht zu einem Staatsstreich hatten, aber wie man so sagt, den „Absprung" nicht finden würden, und daß damit der Zeitpunkt versäumt würde, in dem wir Völkischen Einfluß auf die Gestaltung im Reich und auf die Herausführung des Volkes aus seiner verzweifelten Lage gewinnen könnten. Denn es war mir klar geworden, daß der stärkere Wille in diesem Kampf bei den Führern der völkischen Bewegung lag. Ich schätzte diesen Willen auch so stark ein, daß ich hoffte, römische Gefahren könnten überwunden werden.

In dieser Lage trat nun auch das scharfe Drängen zur Tat von völkischen Unterführern in Erscheinung; ob sie das aus sich heraus taten oder Suggestionen zufolge, die eine Auslösung eines Staatsstreiches von völkischer Seite wünschten, um die völkische Bewegung zu zerschlagen, muß ich dahingestellt sein lassen.

Die Spannung der Gemüter, die sich seit dem 4.11. erheblich gesteigert

hatte, wie ich mich in zahlreichen Unterhaltungen während jener kurzen Zeitspanne überzeugen konnte, drängte auch von völkischer Seite zu irgendeiner Tat. Herr Hitler löste sie am 8. 11. abends in der Bürgerbräu-Versammlung aus. Die Befreundeten des Herrn v. Kahr, unter denen sich Freimaurer in großer Zahl und jesuitisch eingestellte, auch wohl in dessen Pläne mehr oder weniger eingeweihte Deutsche befanden, hatten sie einberufen.

Gegen 8½ Uhr abends gab Herr Hitler, umgeben von wenigen Anhängern in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Saale des Bürgerbräukellers München, den Pistolenschuß ab, der ihn zum Herrn der Versammlung machte. Er bat die anwesenden Herren v. Kahr, Lossow und Seisser, in einen Nebenraum zu kommen.

Es war wohl gleich darauf, daß mich, ich glaube Herr v. Scheubner-Richter, in meiner Wohnung in Ludwigshöhe telefonisch von dem Vorgefallenen verständigte, mit dem Hinzufügen, er würde sofort in einem Kraftwagen zu mir herauskommen. Bald traf er auch ein. Herr v. Scheubner-Richter unterrichtete mich über die letzten Ereignisse. Es war eine Selbstverständlichkeit für mich, daß ich der Bitte des Herrn Hitler entsprach und sofort in den Bürgerbräukeller fuhr. Hier begrüßte mich Herr Hitler und führte mich in das Zimmer, in dem sich die Herren v. Kahr, Lossow und Seisser befanden. Herr Hitler bat mich um meine Mitwirkung; ich sagte zu, falls auch die Vertreter der bayerischen Staatsgewalt gewillt wären, das begonnene Unternehmen — ich nahm damals an, daß sie zum „Absprung" nun glücklich veranlaßt waren — weiterzuführen. General v. Lossow und Oberst v. Seisser sagten sofort zu, Herr v. Kahr erst auf Zureden meinerseits, dem sich auch Herr Hitler anschloß. Wort und Handschlag gewährleisteten die Zusammenarbeit. Darauf begaben wir uns in den Saal zurück und hielten kurze Ansprachen. Ich führte dabei aus:

„Ergriffen von der Größe des Augenblicks und überrascht stelle ich mich kraft eigenen Rechtes der Deutschen nationalen Regierung zur Verfügung, und es wird



Aufnahme aus dem Jahre 1924

Bei völkischen und militärischen Feiern im Jahre 1924

mein Bestreben sein, der alten schwarz-weiß-roten Kokarde ihre Ehre wieder zu geben, die ihr die Revolution genommen hat. Es geht heute ums Ganze. Es gibt für keinen Deutschen Mann, der diese Stunde erlebt hat, ein Zaudern, es gibt nur Hingabe ohne Zaudern mit vollem Deutschem Herzen. Diese Stunde bedeutet einen Wendepunkt in der Deutschen Geschichte, einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Gehen wir nicht in Hurrastimmung, sondern mit tiefem, sittlichem Ernst und überzeugt von der ungeheueren Schwere unserer Aufgabe und durchdrungen von dem Verantwortunggefühl gegenüber dem Volke an unsere Arbeit!"

Warmer Beifall wurde uns entgegengebracht. Herr Hitler bat nun die Versammlung auseinanderzugehen. Wir begaben uns in das Zimmer zurück, in dem wir vorher gewesen waren.

Nun entfernte sich Herr Hitler, ich weiß nicht, aus welchem Grunde; wie man mir erzählt hat, um am Marienplatz eine Rede zu halten. Ich befand mich mit den Herren allein, vielleicht war auch noch Herr Oberst Kriebel zugegen, und bat sie nun, zu ihren Dienststellen zu gehen, um diese hinter das Unternehmen zu stellen. Dieserhalb sind die schwersten Vorwürfe gegen mich erhoben, ich hätte letzten Endes dadurch den Mißerfolg des ganzen Unternehmens bewirkt und dergleichen mehr. Ich hatte immer wieder auch Herrn Hitler gegenüber betont, daß ein Unternehmen gegen Berlin bei der geringen Stärke und Schlagkraft der Kampfverbände nur mit Hilfe der Macht des bayerischen Staates möglich sei, sonst sei es zum Mißlingen verurteilt. Es waren die gleichen Gedankengänge, die mir das Kapp-Unternehmen nur solange als durchführbar erscheinen ließen, als die Reichswehr, jedenfalls zum großen Teil, hinter General v. Lüttwitz stand. Damals hatte der Einmarsch der Marinebrigade den General von Seeckt vor eine vollendete Tatsache gestellt. Erst als die Gegner Zeit zum Wirken hatten und den Abfall der Reichswehr erreichten, war General v. Seeckt in die Erscheinung getreten. Einem Einsatz der Macht des bayerischen Staates und seiner Reichswehr, verbunden mit dem Auftreten der sogenannten vaterländischen Ver-

bände Norddeutschlands, die ja auch Verbindungen in der Reichswehr hatten, würde er sich kaum entgegengestellt haben. Es kam also auf den guten Willen der Herren v. Kahr, Lossow und Seisser an. Auf diesen waren wir um so mehr angewiesen, als ihre nächsten Untergebenen Gegner alles Völkischen waren. Wären die drei Herren festgehalten worden, so hätten die Untergebenen keinerlei Weisungen von ihnen angenommen, sondern die mit Machtmitteln des Staates bekämpft, auf die wir zur glücklichen Durchführung des Unternehmens angewiesen waren. Diese Untergebenen mußten also von ihren Vorgesetzten gewonnen und dadurch einheitliches Handeln sichergestellt werden. Daß das Gehenlassen der drei Herren ein Risiko war, ist gewiß. Es war aber das einzige Mittel, die Macht des bayerischen Staates dem Unternehmen zuzuführen. Die Nacht vom 8. zum 9. November war eine schwere. Ich verbrachte sie im Wehrkreiskommando, das Hauptmann Röhm, der eine Versammlung im Löwenbräukeller abgehalten, besetzt hatte. Allmählich mußten wir die Überzeugung gewinnen, daß die drei Herren sich nicht an Wort und Handschlag gebunden fühlten, sondern gegen uns Kräfte aufboten. Ich kann nicht die Angaben kontrollieren, die davon sprachen, daß Kardinal Faulhaber und Kronprinz Rupprecht auf das Handeln der drei Herren bestimmend eingewirkt hätten. Aber nur so war wir ihr Umfall erklärlich *).

In den frühen Morgenstunden bestand bei mir kein Zweifel über das Mißlingen des Unternehmens, da der bayerische Staat, Regierung sowohl wie Generalstaatskommissar, sich gegen uns erklärt und staatliche Machtmittel aufgeboten hatten. Ich begab mich in den Bürgerbräukeller zurück, wo sich

*) In dem Buche „Stresemanns Vermächtnis, 1. Band, vom Ruhrkrieg bis London", Seite 203, heißt es nach der Niederschrift Stresemanns: „Inzwischen aber brach der latente Gegensatz zwischen Weiß-Blau und Schwarz-Weiß-Rot in der Form aus, die durch die Ereignisse bekannt geworden ist. Erst wenn man alles kennt, was damals vorging, kann man die volle Bedeutung des Briefes würdigen, den der Kardinal Faulhaber damals an den Reichskanzler Dr. Stresemann sandte und der eine letzte eindringliche Mahnung und Warnung an die Münchner Bevölkerung war. Es kam dann in der Nacht der Augenblick, wo Kahr und Lossow sich von Hitler und Ludendorff trennten."

die anderen völkischen Freunde befanden und erlebte hier nach vielem Hin- und Herreden das Durchdringen der Klarheit, daß das Unternehmen mißlungen sei. Was zu geschehen habe, war eine andere Frage. Es wurde davon gesprochen, nach Rosenheim zurückzugehen, um dort Kräfte zu sammeln, um den Kampf, auf den Chiemgau gestützt, aufzunehmen. Den Gedanken lehnte ich ab. Die Kampfverbände hatten gar keine Gefechtskraft, es wäre zu einem sinnlosen Blutvergießen gekommen, die ganze völkische Bewegung hätte im Straßenschmutz geendet. Ich dachte an anderes.

Als die Nachricht kam, daß die Reichswehr oder Schutzpolizei die Brücken auf dem linken Isarufer absperrte, beschloß ich meine Absicht durchzuführen. Ich schlug einen Zug durch die Straße vor, dem Gegner entgegen. Selbstverständlich war ich mir bewußt, daß es zu einem Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht kommen könne. Das mußte hingenommen werden, dann war die völkische Bewegung in Ehren unterlegen. Irgendeinen bewaffneten Widerstand beabsichtigte ich nicht. Ich wollte der Münchener Bevölkerung unser völkisches Wollen zeigen, wovon ich mir einen starken Eindruck auch auf die bayerische Regierung versprach. Scharf lehnte ich den Gedanken ab, gefangene Geiseln an die Spitze des Zuges zu stellen, ebenso alle Bedenken gegen den Zug. Ich entschied:

„Wir marschieren!",

wie das auch Herr Hitler in seiner Aussage vor dem Volksgericht bekundet. Ich selbst und die Führer der völkischen Kampfverbände stellten uns natürlich in die vorderste Linie *). Wir marschierten, umbraust von dem Jubel der Bevölkerung, von dem Bürgerbräu durch das Tal nach dem Marienplatz, von hier bogen wir in die Residenzstraße. Hier trat uns zwischen Residenz und Feldherrnhalle Schutzpolizei entgegen, die den dahinterliegenden Odeonsplatz abgesperrt hatte. Es war mir im höchsten Maße peinlich, als nun Deut-

---

*) Auch Herr v. Graefe, der gerade aus Berlin eingetroffen war, stellte sich zu uns.

sche riefen, wie etwa: „Schießt nicht, hier ist Ludendorff“, oder: „Ihr werdet doch nicht auf Ludendorff schießen“. Es war so, als ob diese Deutschen, von denen es gewiß einige gut meinten, doch auch meine Person als ein gewisses Schutzschild für sich gebrauchen wollten. Ihr Rufen verstummte auch, als wir nahe der Linie der Schutzpolizei waren. Diese eröffnete aus nächster Nähe ohne jede Warnung das Feuer. Der Zug warf sich hin. Ich setzte meinen Weg fort, Pulverdampf abgegebener Schüsse schlug mir ins Gesicht. Nur Major Streck folgte mir. Ich ging nun quer über den Odeonsplatz, als ich in die Briennerstraße einbog, wurde ich angehalten. Ich wurde ersucht, mich auf die Polizeiwache in der Residenz zu begeben. Auf dem Straßenpflaster zwischen Feldherrnhalle und Residenz sah ich Tote und Verwundete im Blute liegen und schauderte. Ich konnte die Toten nicht feststellen. Vom Zuge sah ich nichts mehr, die Residenzstraße und die dahinterliegende Dienerstraße erschienen mir menschenleer.

In der Polizeiwache der Residenz traf ich mit anderen Deutschen zusammen, so mit Dr. Weber vom Bund „Oberland“. Oberstleutnant Hoffmann, Ingolstadt, und Oberstleutnant Haselmayer vom Generalstab der 7. Division München nahmen sich der in Haft befindlichen Deutschen, auch meiner Person, kameradschaftlich an. Oberstleutnant Hoffmann bat mich, Herrn Hauptmann Röhm im Wehrkreiskommando anzuweisen, keinen Widerstand zu leisten. Ich bat Herrn Hauptmann Röhm darum, er übergab daraufhin das Wehrkreiskommando *).

Eine ungeheuere Erregung bemächtigte sich der Bevölkerung Münchens. Sie stand innerlich auf Seiten der Kampfverbände. Ich selbst wurde als tot

---

*) Bald nach dem 9. erschien in der „Woche“ ein Bild, nach dem vom Zuge auf die Polizei geschossen worden wäre. Das ist unrichtig. Es ist von Seiten der Zugteilnehmer kein Schuß gefallen. Mir wurde später erzählt, daß ja auch aus den Gewehren, die im St. Anna-Kloster in München aufbewahrt gewesen waren, die Schlagbolzenfeder entfernt gewesen wäre. Ob das zutrifft, habe ich nicht feststellen können. Das Bild verfolgte den durchsichtigen Zweck, das Schießen der Polizei bei weiten Kreisen, die hierüber empört waren, zu entschuldigen.

angegeben, und zwar an Stelle Oberlandesgerichtsrats von der Pfordten, der gefallen war. Die Bevölkerung verlangte mich zu sehen. Ich sah auch eine Abordnung und bat sie, beruhigend auf die Bevölkerung einzuwirken, betonte allerdings dabei das ungeheuere Geschehen, das sich zwischen Residenz und Feldherrnhalle abgespielt hatte. Dann wurde ich vom Staatsanwalt stundenlang vernommen und gegen die Zusicherung, mich zunächst nicht politisch zu betätigen, aus der Haft entlassen. Spät abends brachte mich ein völkischer Deutscher nach meinem Hause in Prinz-Ludwigs-Höhe. Hier erfuhr ich, daß mein Diener Kurt Neubauer zu den Toten zählte.

Das Unternehmen war gescheitert. Aber die römisch-wittelsbachischen Pläne, in die ich später so klaren Einblick gewann, kamen nicht mehr zur Durchführung. In dem Erlaß gegen den „Preußen" Ludendorff hatten ihre Vertreter ihr wahres Gesicht gezeigt — ein von vielen unbeabsichtigtes Plus konnten wir buchen. Kronprinz Rupprecht versuchte zwar noch am 11. oder 12., so wie es wohl ursprünglich beabsichtigt war, sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen, in den Straßen Münchens als Herrscher einzuziehen und sich auch mit den völkischen Verbänden auszugleichen. Aber Rom hatte es inzwischen anders beschlossen. Es wurde mir später erzählt — für die Wahrheit kann ich keine Gewähr übernehmen —, daß die obersten Kirchenbeamten in München erklärt hätten, sie würden ihn nie zum König krönen, falls er sich mit den Völkischen ausgleichen würde. Das entspräche ganz den Worten, die der Reichskanzler Marx sehr bald darauf sprach:

„Ich sage: wenn der völkische Gedanke weitere Kreise des Volkes ergreifen sollte, so wäre das schlimmer als der verlorene Krieg, dann sind wir verloren für immer."

Auch die separatistischen Pläne wurden gefährdet. Aber noch weiteres hatten wir zu buchen, nämlich die Tatsache, daß am 9.11. abends in der Besitzung des Juden Parvus Helphand in Schwanenwerder bei Berlin ein Beschluß gefaßt wurde, der Inflation ein Ende zu machen. Die Mark wurde auf eine Billion Papiermark stabilisiert und die Rentenmark eingeführt.

Ferner erhielt am 9. 11. der Deutsche Kronprinz, der seit dem Weltkriege in Wieringen interniert war, die Genehmigung der Deutschen Regierung nach Deutschland zurückzukehren. So ernst sah Berlin die wittelsbachische Gefahr an.

Erst allmählich gewann ich Klarheit über alles dies und auch über den Verbleib der völkischen Kampfgefährten. Bald erfuhr ich, daß Herr Hitler verhaftet wäre, andere wie Oberstleutnant Kriebel gesicherten Aufenthalt gefunden hätten.

Gegen mich erhob sich von amtlicher Seite und von den früheren Offizierverbänden, die sich in München für ihren König Rupprecht erklärt hatten, eine ungeheuere Hetze. Aber unter der Bevölkerung Münchens hatte ich viele Freunde. Das Haus des Herrn v. Kahr mußte durch spanische Reiter gesichert werden. Ich bewegte mich frei und durch niemand bedroht in den Straßen Münchens, von vielen Deutschen ehrfurchtvoll gegrüßt. Allerlei Schwierigkeiten wurden mir bereitet. Zunächst sollte es verhindert werden, daß ich an der Bestattung meines gefallenen Dieners teilnähme. Ich hatte Bewegungfreiheit für München. Aber der zunächstliegende Friedhof, der Friedhof in Solln, der nur 20 Minuten von meiner Wohnung entfernt lag, lag nicht mehr in der Bannweite Münchens. Ich setzte meine Teilnahme durch. Die Feier selbst gestaltete sich zu einer schönen völkischen Kundgebung. Auch an den Bestattungen anderer Kameraden wohnte ich bei und besuchte in den Kliniken die Verwundeten des 9. 11.

Bald wurden von gegnerischer Seite über mein Handeln am 8. und 9. 11. unerhörte Lügen mit den üblichen Schmähungen verbreitet. Ein Regierungrat behauptete, ich hätte mich bei Beginn des Feuers auf den Zug hingeworfen und „mich in dem Straßenschmutz herumgesiehlt". Hätte ich mich hingeworfen wie die anderen Deutschen in dem Zuge, so wäre das eine selbstverständliche Handlung gewesen. Oft genug haben Deutsche im Weltkriege im feindlichen Feuer sie betätigt. Ein Hinwerfen meinerseits wäre also wirklich

keine „Feigheit“ oder „Unehre“ gewesen; aber ich war aufrecht durch das feindliche Feuer gegangen und hatte mich nicht hingeworfen. Ich hatte gehandelt, wie ich bei Lüttich gehandelt hatte, wo ich auch im feindlichen Feuer mich aufrecht bewegt hatte. Diese Tatsache aber sollte dem Volke vorenthalten werden. Und darum wurde mir ein Handeln unter Schmähungen angedichtet, das gar nicht vorlag. Ich stellte die Lügen und Schmähungen in der Öffentlichkeit richtig und empfing Interviewer, u.a. Herrn Holz vom „Fridericus“, den ich damals ganz fälschlich für völkisch eingestellt hielt, während er nur die Aufgabe hatte, sich nach Freiheit sehnende Deutsche einzufangen. Ich hielt es für meine Pflicht, das Denken anderer über unser völkisches Wollen zu erklären und die Wahrheit zu verbreiten, was natürlich den Gegnern im höchsten Maße unbequem war.

Der Generalstaatskommissar v. Kahr erhob Vorwürfe gegen mich, ich hätte meine, dem Staatsanwalt gegebene Zusicherung, zunächst keine Politik zu treiben, überschritten. Es ergab sich daraus ein Schriftwechsel, ich wurde dann aber nach dieser Richtung hin nicht mehr behelligt. Dagegen nahm der Kampf andere Formen an. Kriminalbeamte mußten mein Haus bewachen und jeden aufschreiben, der mein Haus betrat und ihn ausfragen. Nun sandte auch Frau Winifred Wagner an mich 100 Dollar für die Hinterbliebenen und Verwundeten des 9.11. Die Beamten des Herrn v. Kahr nahmen dem Boten die 100 Dollar ab. Ich habe sie auch auf Reklamation nicht bekommen. Dagegen hörte ich, daß Frau Winifred Wagner, als sie bald darauf mit ihrem Manne in den Vereinigten Staaten eine Propagandareise für die Abhaltung der Festspiele in Bayreuth machte, bei Betreten amerikanischen Bodens bedeutet wurde, sie dürfe nicht sprechen, sie habe ja die völkische Bewegung durch Geldbeträge unterstützt; ein lehrreiches Beispiel, wie die Internationalen aller Welt zusammenarbeiten. Soviel wie ich weiß, mußte sich Frau Winifred Wagner auch völlig zurückhalten. Ihrem Manne, Herrn Siegfried Wagner, wurden Schwierigkeiten nicht bereitet.

Einen besonderen Kampf eröffnete Kronprinz Rupprecht gegen mich, dem ich in der Tat viel zerschlagen hatte. Ich habe keinen Zweifel gehabt, daß Kronprinz Rupprecht in der Nacht vom 8. zum 9.11. auf die Haltung des Generalstaatskommissars v. Kahr bestimmend eingewirkt hat. Die Offizierverbände — Landesverband Bayern des Deutschen Offizierbundes, Landesverband Bayern des Nationalverbandes Deutscher Offiziere, Verband der Bayerischen Offizier-Regiments-Vereine — hatten ja auch am 9. vormittags einen Aufruf erlassen, in dem sie sich auf die „Willensmeinung des Allerhöchsten Kriegsherrn" — gemeint war Kronprinz Rupprecht — bezogen. Sie hatten darin ausgeführt:

„Nunmehr hat der Kampfbund durch das gewaltsame und unerhörte Vorgehen in der Nacht vom 8. zum 9. November in München Stellung gegen den Generalstaatskommissar und damit auch gegen den Willen unseres Allerhöchsten Kriegsherrn genommen, der treu zum Generalstaatskommissar hält und nunmehr in Gefahr kommen kann. Offiziere, Sanitäts- und Veterinär-Offiziere und Beamte des alten Heeres, die Ihr Euch noch an Eueren Fahneneid gebunden haltet, schart Euch um Eueren Allerhöchsten Kriegsherrn und um den Generalstaatskommissar. Haltet Euch bereit, sie mit Euerem Leben zu schützen.

Es handelt sich jetzt hierbei nicht um die Verwirklichung dynastischer Fragen, sondern um einen Dienst zum Wohle des bayerischen und Deutschen Vaterlandes."

An eine engere Verquickung des Kronprinzen Rupprecht und des Herrn v. Kahr war wirklich nicht zu denken, sie festigte mich in meinen Anschauungen über das Verhalten des Kronprinzen Rupprecht in der Nacht vom 8. zum 9. November. Diese Ansicht hatte nun auch die „Bohemia" in Prag geäußert, die stets über recht gute Verbindungen nach München verfügte. Darum hatte ich in einem Interview Mitte November Nachstehendes angegeben:

„Auf die Frage, warum Kahr, Lossow und Seisser das Wort gebrochen hätten, antwortete General Ludendorff: ‚Die „Bohemia" sagt, daß Kahr das Wort gebrochen hatte auf Zureden von Faulhaber und Kronprinz Rupprecht'."

Kronprinz Rupprecht hat, soweit ich festzustellen vermochte, bei der „Bohemia“ Einspruch hiergegen nicht erhoben. Anfang Januar 1924 trat er mir gegenüber als „Beleidigter“ auf und beschritt mir gegenüber durch den General v. Xylander, einen der verabschiedeten Kommandierenden Generale, von denen ich früher gesprochen habe, den Rechtsweg gegen mich, also einen für solche Fälle ganz ungebräuchlichen Weg, da ja eigentlich General von Xylander „vermitteln“ sollte. Nun, es sei wie es sei. Auch ich nahm mir einen Rechtsbeistand. Als im Verlauf des Schriftwechsels der Rechtsbeistände die Möglichkeit eines Ausgleichs Gestalt gewann, brach General v. Xylander die Verhandlung ab. Kronprinz Rupprecht richtete am 29. 1. 24 einen Brief an General v. Hindenburg mit unerhörten Ausfällen gegen meine Person. Er stellte den Antrag, ein Ehrengericht über mich zu berufen. Der Brief enthielt noch die unerhörte und unwahre Beschuldigung, ich hätte ihm im Spätherbst 1921 meine Dienste angeboten mit den Worten:

„Ich habe sehr viel Macht hinter mir, es geht ums Ganze, Wittelsbach oder Hohenzollern! Wer zugreift, der hat es.“

Ich schrieb darauf an General v. Hindenburg, der Kronprinz solle seinen Brief vom 29. 1. 24 zurücknehmen, eher könnte ich nicht in eine Verhandlung der Beanstandung eintreten.

General v. Hindenburg stellte sich auf den Standpunkt, ich habe durch den Hinweis auf die „Bohemia“ den Kronprinzen beleidigt. Aber auch der Kronprinz hätte das Gleiche mir gegenüber getan. Er schrieb an den Kronprinzen:

„Euere Königliche Hoheit mögen daher gnädigst würdigen, daß ich als Vermittler vom Standpunkt der Offiziersehre aus diesem Verlangen des Generals Ludendorff auf Zurücknahme der Vorwürfe mit dem Ausdruck des Bedauerns unmöglich die Berechtigung absprechen kann, da die subjektive Empfindung Euerer Königlichen Hoheit nun einmal mir und dem General Ludendorff gegenüber ausgesprochen ist.“

General v. Hindenburg machte einen Vergleichsvorschlag, den ich annahm,

der Kronprinz aber durch neue Forderungen belastete, also ablehnte. Das war naturgemäß für den General v. Hindenburg ein schwerer Mißerfolg. Ich konnte mich auf weiteres Entgegenkommen nicht einlassen.

Es war mir ganz klar, daß es sich in der ganzen Angelegenheit ja gar nicht um irgendwelche persönlichen Beweggründe gehandelt hat, die mit der „Bohemia"-Veröffentlichung im Zusammenhang standen, sondern allein darum, mir mein Wirken gegen die römisch-wittelsbachischen Umtriebe zu entgelten. Nun beantragte ich gegen den Kronprinzen ein Ehrengericht. Das war natürlich für alle „Monarchisten" ein ungeheueres Unterfangen, die persönliche Ehre mit der Ehre eines Fürsten gleichzustellen. Da geschah aber das Unerwartete, daß der Kronprinz das Ehrengericht auch ganz ruhig annahm, genau so, wie ja auch General v. Hindenburg als Vermittler in einem Ehrenverfahren Gleichgestellter tätig gewesen war. Wenige Tage später schien es dem Kronprinzen doch sicherer, sich dem Ehrengericht nicht zu stellen; er führte hierzu am 14.8.1924 einen Beschluß bayerischer Generale herbei. Das war für mich naturgemäß Anlaß, auch meinerseits dem Ehrengericht mitzuteilen, daß ich mich nicht einem Spruch des Ehrengerichts unterstellen könne, weil der Kronprinz sich ihm nicht unterwerfen wolle.

Am 25.10.1924 schlossen mich daraufhin 27 bayerische Generale „aus ihrer Standesgemeinschaft" aus, was an und für sich ein ganz unverständiger Beschluß war, denn ich zählte mich gar nicht mehr zu solcher Standesgemeinschaft mit so verworrenen Begriffen, zumal die Generale in ihrer Darstellung nicht einmal bei der Wahrheit blieben. Doch davon noch später. Ich bin den Ereignissen vorausgeeilt, um das Verhalten des Kronprinzen Rupprecht und der bayerischen Generale und Offizierverbände in gewissem Zusammenhange zu schildern.

Der Leser wird Einblick gewonnen haben, wie sehr durch die Ereignisse des 8. und 9. November die römisch-wittelsbachischen Intrigen getroffen wurden. Es wäre dringend erwünscht, wenn die bayerischen Staatsarchive ge-

öffnet würden. Das Deutsche Volk würde dann klar sehen können, welche deutschfeindlichen Umtriebe von Bayern aus in jenen Jahren in Szene gesetzt wurden. Ich sage von Bayern aus. Die Mehrzahl des bayerischen Volkes selbst aber wollte von diesen Umtrieben nichts wissen. Es war Deutsch; aber die herrschende Clique, von Rom und Geheimorden geleitet und dynastischen Interessen dienend, wollte anderes.

So war denn meine Zeit bis zum Beginn des Prozesses vor dem Volksgericht in München hinreichend in Anspruch genommen, hatte ich doch auch noch dem Handeln der Gegenseite nachzugehen und deren Hochverrat zu belegen.

Diese trüben Tage wurden erhellt durch Nachrichten aus dem besetzten Gebiet. Die Bevölkerung hatte zu den Waffen gegriffen und sich gegen die Separatistenbewegung gewandt. Im Siebengebirge am Ägidienberg hatte die Abwehr schon am 16. November 1923 begonnen. Der Deutsche Einheitwille war Ende November an vielen Orten aufgelodert. In Pirmasens wurde im Februar 1924 das letzte Gericht vollzogen, nachdem schon in Speyer der Separatistenführer Heinz Orbis von freien Deutschen erschlagen war. Der Zentrumsabgeordnete, der römischgläubige Marx, war am 30. November 1923 Reichskanzler geworden, zu spät, um das Sehnen seiner Freunde und Roms nach einer aus Preußen gelösten „westdeutschen Republik" zu verwirklichen, wie das am 25.10.23 in Barmen beschlossen war, wovon ich nur allmählich Kenntnis gewonnen hatte. Die Einführung der Rentenmark hatte ein übriges dazu getan, um die Absonderungwünsche abzubauen, nicht minder wohl ein entsprechender Druck Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und letzten Endes des Weltkapitals, wovon ich noch schreiben werde.

Nach diesen Eindrücken konnte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorbereitung der bevorstehenden Gerichtsverhandlung richten. Das Volksgericht war kein ordentliches Gericht, sondern eine Einrichtung der Nachkriegszeit. Es bestand aus einem Vorsitzenden und drei Beisitzern. Ich hatte zu

meinen Vertretern Dr. Luetgebrune in Göttingen, der mich verschiedentlich gelegentlich der Führung von Erhardt-Prozessen aufgesucht hatte, und Justizrat v. Zezschwitz gewählt, der mich in kleineren politischen Rechtsstreiten vertreten hatte. Ich war nach jeder Richtung hin gut vorbereitet und hatte auch die Rechtsbeistände der Mitangeklagten von meinen Ergebnissen unterrichtet. Kurz vor Beginn des Prozesses wurde mir noch der Schriftwechsel des Dr. Heim und des Grafen v. Bothmer zugestellt, der mir bewies, wie richtig mein Argwohn gegen die römisch-wittelsbachischen Umtriebe gewesen war. Ich konnte diesen Schriftwechsel nun auch noch in meiner Rede verarbeiten, die ich zu halten entschlossen war.

Die Verhandlungen vor dem Volksgericht begannen am 26. 2. 1924 und zogen sich bis zum 1. April — dem Tage der Urteilsverkündung — hin. Ich fuhr täglich aus meiner Wohnung in das Gerichtsgebäude, die frühere Kriegsschule. Ein Bekannter hatte mir einen Kraftwagen freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Dr. Luetgebrune wohnte in meinem Hause, so daß ich stets mit meinem Rechtsbeistande im engsten Einvernehmen sein konnte. Die inhaftierten Herren wohnten in der Kriegsschule selbst. Mit mir unter Anklage standen außer Herrn Hitler, Oberstleutnant Kriebel, Dr. Weber vom Bunde „Oberland", Herr Brückner von der SA., Herr Röhm von der „Reichsflagge", Herr Pernet, der beschuldigt war, die Verbindung zwischen mir und der Infanterie-Schule hergestellt zu haben, Herr Frick, die rechte Hand Herrn Pöhners und dieser selbst, doch erkrankte er bald, und endlich Herr Wagner von der Infanterie-Schule. Jeder von den Angeklagten hatte seinen besonderen Verteidiger.

Der Vorsitzende, Herr Landesgerichtsrat Neidhardt, gab uns volle Redefreiheit, er ließ auch zu, daß wir Angeklagten die Pausen miteinander verleben konnten.

Es war für mich ein ernstes Wiedersehen mit den seit November in Haft befindlichen Deutschen. Sie hatten mehr durchgemacht als ich in Freiheit.

Ich kann den Gang der Prozeßverhandlungen mit ihren vielen Zwischenfällen nicht wiedergeben, das würde zu weit führen. Die Hauptangeklagten, zu denen ich auch gehörte, äußerten sich, nachdem der Staatsanwalt die Anklage begründet hatte, über die Beweggründe ihrer Teilnahme an dem Unternehmen des 8. und 9. November in langen Ausführungen. Herr Hitler begann mit seinen Darlegungen. Ich hielt am 29. 2. 1924 meine Verteidigungrede, in der ich meine Beweggründe und die Ereignisse nun nochmals im Zusammenhang wiedergebe:

„Meine Freunde und Kameraden haben hier meiner Person eine besondere Stellung geben wollen. Aber ich stehe hier als Deutscher Mann, der keine besondere Stellung haben will. Ich bin bereit, meine Aussage zu geben; ich bitte aber den Herrn Vorsitzenden, nicht von mir zu verlangen, daß ich auf Fragen antworte wie die, als ob ich etwa aus persönlichen Gründen Hitler veranlaßt habe, am 8. November zu handeln, weil ich gewußt hätte, daß ein paar Tage darauf Berliner Kreise handeln wollten. Das setzt Gedankengänge voraus, die ich nicht kenne. Mein Leben liegt hier klar vor aller Welt: es war selbstlose Arbeit und treue Hingabe an mein Kaiser- und Königshaus, mein Volk und mein Vaterland und an die Armee.

Meine Teilnahme an dem Unternehmen begann mit dem 21. Oktober. An diesem Tage wurde mir die Inpflichtnahme der bayerischen Truppen durch den bayerischen Staat bekannt. Ich erblickte darin eine militärische Meuterei und einen schweren Bruch der Weimarer Verfassung, auch wenn ich keinen Grund habe, sie zu verteidigen, und den Beginn einer Lockerung und Schwächung des Reiches, die ich für unvereinbar hielt mit unserer Stellung in der Welt, als Volk und Staat, und damit die gewaltsame Durchsetzung gewisser Absichten, die ich seit langem mit schwerster Sorge verfolgte. Auf diese Absichten und ihre Verwirklichung muß ich eingehen, sonst wird mein Verhalten unverständlich; geht ja doch auch die Anklageschrift darauf ein.

Ich muß aber, ehe ich darauf komme, folgende Gesamtfeststellung geben:

Ich bin ein alter Mann geworden unter der ungeheuren Last, die vier Jahre und lange Zeit davor auf mir gelegen hat, unter der schweren Arbeit für die Wehrhaftigkeit des Volkes in der Vorkriegszeit, in dem Ringen mit dem Volke während all dieser Zeit. Aber mein Herz ist jung und schlägt in heißer Sehnsucht für die Freiheit unseres Landes und des ganzen Volkes. Alle Worte aus der wundervollen Rede Herrn Hitlers in der gestrigen geschlossenen Sitzung geben auch mein heißes Sehnen wieder, nur kann ich es nicht so ausdrücken wie Herr Hitler.

Ich sehe den Niedergang unseres Vaterlandes, den Zusammenbruch unseres Volkes, das unglückliche Schicksal meines Kaiserhauses nicht als einen Akt äußerer Gewalten, sondern als Schuld innerer Verhältnisse.

Aber meine Stellung gegenüber der marxistischen Gedankenwelt können Zweifel nicht bestehen. Ich erinnere an das Wort Scheidemanns vor dem Kriege in Paris, der dem französischen Arbeiter versicherte, wir würden nicht auf ihn schießen, sie wären Freunde und Bundesgenossen, sie hätten dieselben gemeinsamen Feinde, und die ständen anderwärts. Dann kam jenes Wort, daß ein Deutscher Sieg nicht im Interesse der sozialdemokratischen Partei läge, daß die Deutschen Siege den Frieden verhinderten, es kamen die Munitionstreiks, es kam endlich jenes furchtbare Wort vom 20. Oktober 1918, jenem Tag, an dem unser Zusammenbruch begann: ‚Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie diesmal siegreich heimgebracht zu haben.' Ich kann Vertreter dieser Richtung mit ihrem geschichtlosen Denken nicht für fähig halten, das Deutsche Volk zur Freiheit zu führen. Es handelt sich aber um die Freiheit des Volkes, und darum bin ich ein Gegner des Marxismus.

Eng mit der marxistischen Gedankenwelt zusammenhängend steht das jüdische Volk in Deutschland. Ich habe die Judenfrage im Kriege kennen gelernt. Ich habe im Kriege und in der Nachkriegszeit mich ernst und gewissenhaft mit dem jüdischen Weltproblem beschäftigt. Für mich ist die Juden-

frage eine Rassenfrage, die jüdische Rasse ist der unsrigen entgegengesetzt, sie verdirbt die unsrige physisch, blutmäßig und moralisch. Die Juden sind Fremdkörper im Deutschen Volke. Sie können nicht Deutsche Belange verstehen und das Deutsche Volk zur Freiheit führen, sie haben ebensowenig in Deutschland zu herrschen wie etwa der Franzose und Engländer. Darum bin ich Gegner der Juden.

Nun muß ich mich mit schwerem Herzen noch einer dritten Frage zuwenden. Ich berühre sie sehr ungern, ich bitte, mir das zu glauben, es ist mir bitter ernst mit dem Wohl des Volkes, und darum muß es geschehen. Es handelt sich dabei um große geschichtliche Zusammenhänge, die berührt werden müssen, die wir aber unter dem ungeheuren Geschehen des Weltkrieges vergessen haben. Es wird uns heute gelehrt, daß die Wirtschaft unser Schicksal sei, aber mag sie noch so einflußreich sein, letzten Endes werden nur geistige Mächte und Ideen die Geschicke der Welt bestimmen. Sie erstreben Macht, werden damit zur Politik und ergreifen die Wirtschaft, um sich zu festigen. Hoher Gerichtshof, ich wende mich der ultramontanen Politik zu.

Nun höre ich schon in der ganzen Presse: Jetzt predigt Ludendorff den Kulturkampf! Nein, ich schätze die Segnungen der katholischen Religion ebenso wie die der protestantischen. Ich beneide sie um die Zucht ihrer Kirche *). Ich kann ihnen versichern, meine Herren: Ich bewundere die Tapferkeit der katholischen Frontsoldaten ebenso wie die der protestantischen. Aber ich bin fest überzeugt: Die vielen katholischen Frontsoldaten, die für ihr Vaterland gefallen sind, wollten ebenso nur ein starkes Deutschland wie die vielen protestantischen.

Die Vorgänge hier in Bayern nach Gründung des Reiches im Jahre 1871 sind bekannt. Ich stelle fest, daß nicht alles so glatt ging, wie so oft angenommen wird. Starke Widersprüche regten sich und waren zu überwinden.

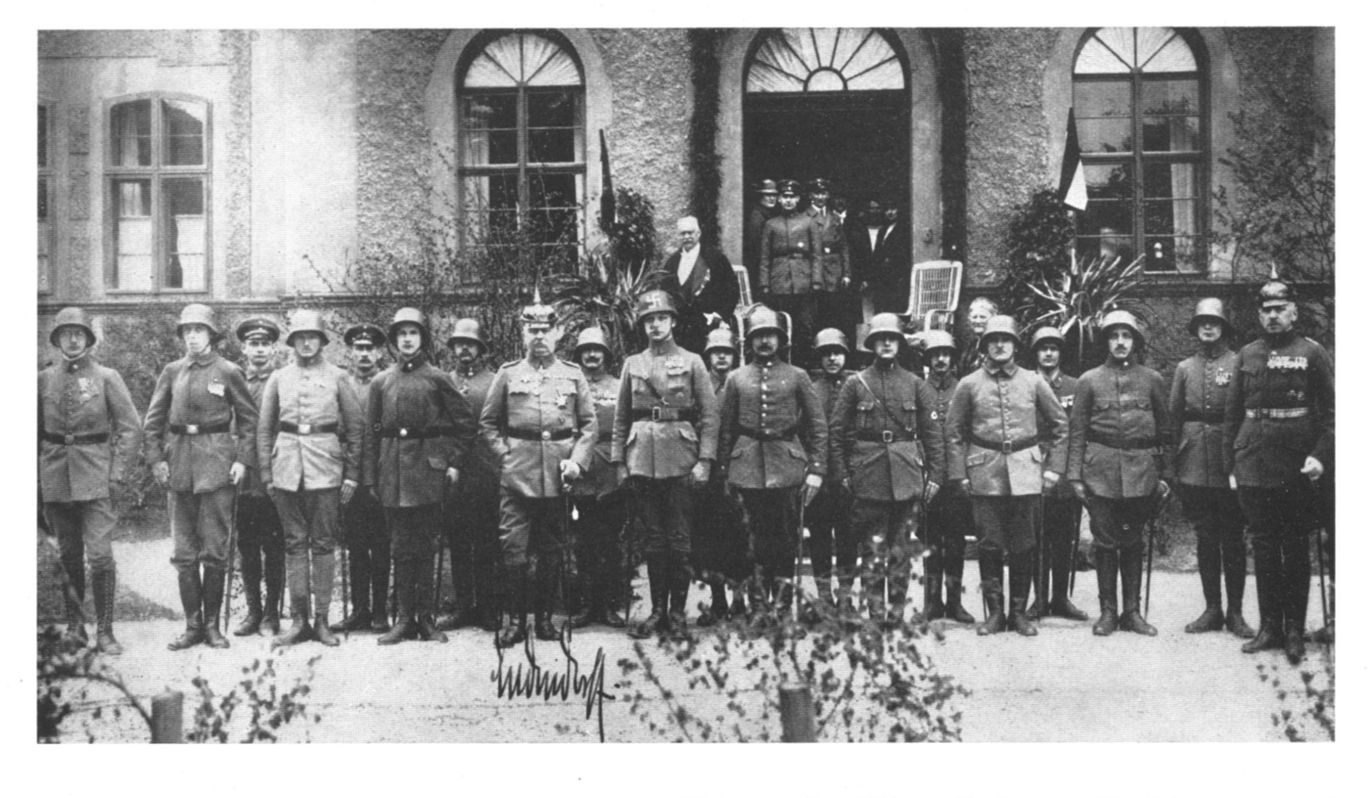
*) Ich habe mein Urteil über die christliche Lehre und ihre Organisationen geändert. Christentum ist unserem Rasseerbgut ein Fremdglaube und unvereinbar mit ihm.

Auf Einzelheiten versage ich mir einzugehen. Auch in Preußen waren ultramontane Kräfte tätig, die seinen Aufstieg als ein Unrecht empfanden. Ich habe in Posen, Thorn, Straßburg gestanden und habe gefunden, wie sehr die Zentrumspolitik dem Deutschen Reiche hinderlich war. Oberschlesien wurde durch diese Zentrumspolitik polnisch und ging uns teilweise verloren.

Bismarck sprach es aus, daß die Politik des Zentrums eingestellt ist auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum, und meinte weiter: ‚Reichsfeinde theoretisch und absolut sind die Herren nicht, aber das Reich, wie wir es haben, paßt ihnen nicht.' Und dann: ‚Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche ist.'

Die Macht des Kaisergedankens jedoch festigte das Reich. Sie war so stark, daß die Gefahren scheinbar an Bedeutung verloren. Das Reich Bismarcks schien für die Ewigkeit geschaffen und sich im Volkstum immer tiefer zu verankern. Es schien ein Deutsches Volk sich heranzubilden. Da kam der Weltkrieg. Die Kräfte wirkten sich aus, die in der Vorkriegszeit gegen das Reich gestanden hatten. Es brach zusammen, das protestantische Kaiserhaus fiel. Im Volk blieb das Reich verankert, so wie es Bismarck geschaffen hatte. Was aber würden des Volkes Führer tun?

Nach der Revolution war ich in Schweden. Dort hörte ich vom Wunsche nach einem Sonderfrieden in Bayern. Der ‚Bayerische Kurier' schreibt am 26. November 1918 in Nr. 329 unter — wohlgemerkt — der Spitzmarke ‚Nutze die Stunde!': ‚Warum Herr Präsident Eisner, lassen Sie das alte von Preußen beherrschte Reich nicht verschwinden wie die deutsche Kokarde?' Ferner: ‚Sagt euch endlich los von einem Deutschland, in dem Preußen und Berlin, das herrschsüchtige, immer noch den Ton angeben wollen. Sagen Sie, Herr Minister, nochmals: Bayern will den Sonderfrieden. Alles, was nicht-preußisch ist, wird sich uns (Bayern) anschließen.' Und weiter: ‚Ebenso



Deutscher Tag in Halle 1924. Neben Ludendorff sein damaliger Adjutant Freiherr von Eberstein



General Ludendorff verläßt nach seiner Freisprechung im Hochverratsprozeß das Gerichtsgebäude in München am 1. April 1924

sicher kommt schließlich der Deutsche Staatenbund ohne das Berlinertum und sein spezifisches Preußen... Herr Minister, ich glaube, Sie denken selbst so — ich sage: Los von Preußen!, schaffen Sie den verfassungsmäßigen Volksstaat Bayern, erbitten Sie den Sonderfrieden — wir werden den Frieden haben, nur die Preußen nicht, die der slawische Einschlag verdorben hat.'

Das ergriff mich. Schärfer und unschöner kann der Separatismus nicht gepredigt werden. Herr Eisner — der Verbündete des ‚Bayerischen Kuriers'!

Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß ich hier nicht als Ankläger stehe; das überlasse ich den wirklich Deutschfühlenden Deutschen. Sondern ich reihe hier Tatsachen an Tatsachen, um zu zeigen, wie gewisse Anschauungen in mir entstanden sind und entstehen mußten als ein Mann, der dartun will, wie er veranlaßt wurde, in dieses Unternehmen vom 21. Oktober einzutreten.

Ein weiteres, sehr ernstes Symptom der soeben gekennzeichneten Wirkung jener geistigen Mächte, und zwar diesmal im Gewande der Wirtschaft, war der Aufsatz des Herrn Dr. Georg Heim im ‚Bayerischen Kurier' vom 30. November und 1. Dezember 1918. Leider kann ich aus diesem Aufsatz nur einiges bringen, obschon kein Wort daraus verlorengehen sollte. Als Hintergrund möchte ich geben, daß damals in Deutschland Verhältnisse bestanden, die wirklich nicht verlockend waren, sie waren aber in München jedenfalls nicht besser als in Berlin, vielleicht noch schlechter, es war kein Recht dazu da, die Verhältnisse im Norden trüber anzusehen als die in Bayern unter Herrn Eisner. Es war noch kein Zustand eingetreten, nach dem die Deutschen Bayern mit Recht oder Unrecht als Ordnungzelle ansehen konnten.

Herr Dr. Heim schreibt nun in seinem zweiten Aufsatz über ‚Die künftige Gestaltung Deutschlands':

‚Herrn Eisners Ideal ist der sozialdemokratische deutsche Einheitsstaat ohne innere Grenzen ....

Ich stamme aus einer großdeutschen Familie und hatte in meiner früheren Jugend

Gelegenheit, oft und oft aus dem Munde meines Vaters von jenen traurigen Zeiten zu hören, wo noch Zollschranken im Reich die äußeren Zeichen jener traurigsten Kleinstaaterei gewesen sind. Aber als Realpolitiker komme ich zu folgenden Erwägungen, indem ich die unabänderlichen Tatsachen nehme, wie sie sind:

Es ist fraglos und nicht zu diskutieren, daß nach der neuen Gestaltung der Dinge in Österreich die Entente unter gar keiner Bedingung die Angliederung der zehn Millionen Deutsch-Österreicher selbst an das durch Abtrennung von Elsaß-Lothringen und der polnischen Ostprovinzen verkleinerte Altdeutschland gestattet. Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Meine Informationen bestätigen dies. Es ergibt sich nun die Frage, was aus den Deutsch-Österreichern wird.

Es gäbe zwei Möglichkeiten:

Erste Möglichkeit: Das restige Altdeutschland bleibt Staatenbund wie bisher'

— ich bemerke, daß wir nach meiner Auffassung kein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat waren —

,und Deutsch-Österreich ein Torsostaat für sich.

Zweitens: Deutsch-Österreich oder Teile von Deutsch-Österreich vereinigen sich mit Teilen des bisherigen Deutschlands. Vom bayerischen Standpunkt aus betrachtet wäre das letztere entschieden vorzuziehen.'

Was mit dem übrigen Deutschland geschehen soll, ist hier nicht gesagt. Wien und Niederösterreich sollen ausgeschlossen sein. Dr. Heim fährt fort:

,Auch wir vom bayerischen Standpunkt aus müssen den engsten Zusammenschluß von Bayern, Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Oberösterreich wünschen. Abgesehen von der Stammeszugehörigkeit, dem gleichen Volkscharakter, dem gleichen Empfinden, ist diese Gruppierung vom wirtschaftlichen Standpunkt aus für Bayern außerordentlich wertvoll...

Wenn feststeht, daß die Alliierten niemals zugeben werden, daß das alte Deutschland durch Österreich vergrößert wird, dann hat Bayern nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder es bleibt im Gefüge des alten Reiches, dann muß es auf diese glänzende Perspektive verzichten, oder Bayern vollzieht und erstrebt — das heißt doch mit klaren Worten: Bayern geht aus dem alten Reich! — diesen Anschluß.'

‚Meiner Ansicht nach' — fährt Dr. Heim fort — ‚kann nur das letztere in Betracht kommen. Aber die Bedenken, die hiergegen sprechen könnten, sind folgende: Das neue Wirtschaftsgebiet hat keinen Zugang zum Meer, kein genügendes Erz- und Kohlenvorkommen... Hierfür gäbe es aber eine Lösung, kurz bezeichnet, mit dem erweiterten alten Rheinbund, Hannover, Westdeutschland bis zur Elbe und Süddeutschland mit Österreich. Hierfür sprechen aber auch noch andere Gründe. Wenn die Österreicher sagen, wir wollen warten, bis Wien wieder den Wienern gehört und sich vom internationalen Bolschewismus und der Versumpfung freigemacht hat, so gilt das gleiche gegenüber Berlin und den norddeutschen Industriegebieten.'

— Aber das norddeutsche Industriegebiet ist doch das Gebiet, das Dr. Heim für den Rheinbund beansprucht. —

‚Wer die Entwicklung der Dinge in Berlin kennt, der muß mit mir der Meinung sein, daß eine solche Gruppierung in Deutschland allein die Rettung aus dem Sumpf bedeutet... Wir wollen die ohnmächtigen Versuche, den Marxismus, das theoretische Produkt jüdisch-zersetzenden Geistes in die Praxis zu übersetzen, den Norden machen lassen, bis er zur Besinnung kommt... Es wird ein Auflösungsprozeß werden, gefördert durch Korruption, wie sie in den schlimmsten kapitalistischen Zeiten nicht erlebt wurde. Damit ist die große Gefahr der Verarmung verbunden und die noch größere Gefahr, daß das Ausland in den Besitz unserer Reichtumsquellen und unserer wirtschaftlichen Kräfte kommt. Bayern muß sich schon aus diesem Grunde mit der Hoffnung späterer Wiedervereinigung unbedingt abtrennen.

Ähnliche Erwägungen haben bereits in den übrigen Deutschen Bundesstaaten Boden gewonnen, selbst bis in die Reihen der Sozialdemokraten hinein. Ich erinnere an die sehr deutlichen Bekundungen von Hessen, Baden, Württemberg, und erinnere ferner an die Bewegung in der Rheinprovinz und in Hannover.'

Das war 1918. Im Frühjahr 1919 war die bekannte Zusammenkunft Dr. Heims mit französischen Offizieren in Wiesbaden, über die Woodrow Wilson in seinen ‚Memoiren und Dokumenten' schreibt:

‚Ja, Frankreich wollte nicht einmal von der Einbeziehung Österreichs in eine süddeutsche Staatenkonföderation etwas wissen. Wir erfahren von einer Zusammenkunft Dr. Heims aus Bayern mit rheinischen Verschwörern und verschiede-

nen Vertretern in Wiesbaden, worüber Foch am 19. Mai 1919 dem Rate berichtet:

'Heim sprach zuversichtlich von der Loslösung sämtlicher anderer bedeutenden Staaten von Preußen und über die Bildung einer neuen Konföderation mit Einschluß Deutsch-Österreichs unter einem 'Protektorat' der Entente, hauptsächlich in wirtschaftlicher Beziehung. Er betonte, daß ein derartiger, katholischer und konservativer 'Block' eine wirksamere Barriere gegen den Bolschewismus bilden würde, als es ein verpreußtes Deutschland je vermöchte.'

Mir sind die Erklärungen Dr. Heims darüber bekannt, aber auch die des damaligen Reichskanzlers Scheidemann, er habe erst jetzt aus der Presse ersehen, was für Pläne Dr. Heim damals verfolgt habe. Jedenfalls hat bei mir, der ich mich mit der Frage ernstlich beschäftigt hatte, die Erklärung das Gefühl gestärkt, daß die von Herrn Dr. Heim in Wiesbaden vertretenen Ansichten für Deutschland verderblich seien. Sie bewegen sich vollständig in der Richtung seines Aufsatzes.

Dr. Heim wendet sich besonders gegen den Ausdruck 'katholisch-konservativer Block', der nur für einen Eventualfall habe vorsorgen sollen. Um diesen Eventualfall ging meines Erachtens die ganze Zusammenkunft, und dieser Eventualfall liegt heute noch in seiner Zielrichtung vor.

Aus dem Jahre 1920 liegt mir nun ein sehr eingehender Schriftwechsel zwischen Herrn Geheimrat Dr. Heim und Herrn Graf v. Bothmer vor, dessen Beziehungen zu französischen Kreisen ja hinreichend bekannt sein dürften. Das Bild verschiebt sich hier etwas. Das föderalistische Deutschland tritt in den Vordergrund. Ich möchte hier ausführlicher werden, um zu zeigen, welche Gedankengänge vorlagen, um meine Sorgen verständlich zu machen.

Am 25. März 1920, nach dem Unternehmen Kapps, das bekanntlich Bayern die Regierung Kahr brachte, schreibt Graf v. Bothmer an Geheimrat Heim:

'In Köln war man nahe daran, eine eigene Staatsregierung zu bilden... sich dabei auf englische Hoffnungen verlassend. Dadurch, daß ich die Gruppe der Rheini-

schen Volksvereinigung geschlossen gegen eine solche voreilige Staatsbildung Stellung nehmen lassen konnte, und dadurch, daß der engere Anschluß der föderalistischen Organisationen des Rheinlandes an Bayern einen Schritt vorwärts gekommen ist, besteht die Möglichkeit, daß eine kluge Staatsführung von Bayern aus auf die politische Gestaltung der Dinge in West- und Süddeutschland den für uns nützlichen und notwendigen Einfluß ausüben kann. Dabei habe ich die Beobachtung gemacht, daß Sie, verehrter Herr Geheimrat, überall der Mann des Vertrauens und der Erwartung sind... Über gewisse Unterredungen, die ich führe, will ich Ihnen nur mündlich Mitteilung machen. Wieder einmal habe ich genauen Einblick in die Tätigkeit Dr. Dortens genommen, und wiederum bin ich fortgegangen mit der Überzeugung, daß es der klugen und überlegenen Arbeit dieses Mannes zu danken ist, wenn der Rhein ein deutscher Strom bleibt. Es ist der unauffälligen und intensiven Arbeit Dr. Dortens geglückt, die großrheinische Bewegung in ihre Bestandteile aufzulösen. Heute haben wir das Bestreben, das ganze hessische Gebiet einschließlich Marburg und Gießen mit der Rheinischen Republik zu vereinigen, und diese somit rechtsrheinisch zu verankern und außerdem mit einem starken Prozentsatz evangelischer Bevölkerung zu durchsetzen, so daß diesem Staate nicht das Odium, Werkzeug kirchlicher Machtpolitik zu sein, angehängt werden kann. Um diesen Dingen bestimmte Form zu geben, habe ich mich noch einige Tage in Darmstadt aufgehalten, um dort eingehend mit Brentano und dem eigentlichen Träger der hessischen Staatspolitik, dem Prinzen Leopold von Isenburg, zu beraten. Brentano ist ein schlauer Personalienwahrer und Parteipolitiker, aber durchaus subaltern als politischer Intellekt. Wir müssen aber seinen Eitelkeiten und Ambitionen Rechnung tragen, dann wird er manches Nützliche leisten.'

Dann schreibt Graf Bothmer in einem Briefe vom 21. April 1920:

,Nun darf ich wohl noch ein Wort über die Verbindung Prof. Försters sagen.' (Das ist dieser Förster, den wir als Landesverräter kennen!) ,Ich glaube, daß wir auch hier vollständig einig gehen. Professor Förster wird uns eine wichtige Figur, weniger in der aktiven diplomatischen Arbeit, als zu dem Zwecke, einerseits das Mißtrauen der Franzosen gegenüber uns in bezug auf den Revanchegedanken zu beseitigen, und anderseits, um dafür zu sorgen, daß er seine guten Beziehungen zu den sozialdemokratischen Gruppen ausnützt, um diese aus dem unitarischen Lager

in das föderalistische herüberzuziehen. Wenn es uns gelingt, Förster gerade bei den Sozialdemokraten des Rheinlandes und der süddeutschen Staaten einzusetzen, dann wird er hier sehr viel Nützliches schaffen können.'

In seinem Brief vom 4. Mai 1920 zählt Graf v. Bothmer verschiedene Einzelheiten auf, die er unternommen hat, um den Wirkungkreis der bayerischen Politik im Rheinland zu erweitern. Was würde Bayern sagen, wenn Preußen z. B. in Franken ähnlich handeln würde? Ich habe diese Handlungen als einen Treubruch an ungeschriebenen Gesetzen angesehen, um Deutschland ins Unglück zu stürzen.

Nun noch zum Schluß folgende Stelle:

‚Als weitere Beilage gebe ich Ihnen einen Brief des Prinzen Isenburg in Darmstadt und die Abschrift eines Memorandums, das dieser mit der Abschrift Ihres Briefes an mich nach Mainz weitergegeben hat. — Sie können, verehrter Herr Geheimrat, daraus ersehen, wie ruhig, sachlich und nach einem einheitlichen Prinzip arbeitend schon meine Mittelsmänner gedrillt sind.'

Ich war erschüttert, als ich das las. Es ist nicht ein Brief an Herrn Fuchs oder Machhaus, sondern an den wohl hervorragendsten Führer der Bayerischen Volkspartei, der seine Briefe an Graf Bothmer unterzeichnet: ‚Mit herzlichen Grüßen Ihr Dr. Heim.'

Wie Dr. Heim die Politik einschätzt, die er mit den Franzosen zu machen hat, zeigt folgende Stelle (Brief Bothmers vom 21. April 1920):

‚Ich habe verhindert, daß Herr X. zu Herrn v. Kahr geht. Denn erstens ist Herr X. nicht die geeignete Mittelsperson zwischen den französischen Regierungsvertretern und der augenblicklichen bayerischen Staatsregierung, und zweitens muß unter allen Umständen daran festgehalten werden, daß jeglicher außenpolitische Verkehr mit der bayerischen Regierung durch Ihre Hände geht, damit nicht in Ihrer Abwesenheit unbeholfene und schlecht unterrichtete Regierungsstellen eine offizielle Haltung einnehmen, die Sie dann unter Umständen desavouieren müssen.'

In einem Briefe des Grafen Bothmer wird Dr. Heim als der eigentliche Staatsmann Bayerns und darüber hinaus als die Persönlichkeit bezeichnet,

um die sich alle Kräfte zur Veränderung der Deutschen Staatsform zu gruppieren haben.

Dr. Heim nimmt in einem Briefe an Graf Bothmer von Anfang April 1920 wie folgt Stellung:

Frankreich solle erklären:

‚Mit einem föderalistischen Deutschland, das das Schwergewicht in die Einzelstaaten verlegt, sind wir gerne bereit, uns zu verständigen.'

und fügt noch hinzu:

‚Wie glänzend könnte heute Frankreich seine Stellung in Westeuropa gestalten, und diesen welthistorischen Moment versäumt Frankreich. Es präpariert sich das Verderben.'

Wie sich Dr. Heim die Lösung denkt, geht aus einem Brief vom 7. 7. 1920 an Graf Bothmer hervor, nachdem er erst am 3. einen Brief an diesen geschrieben hatte. Bemerkenswert ist, daß Geheimrat Dr. Heim von einer in Mainz stattgefundenen Unterredung spricht — vielleicht einer zweiten Unterredung mit französischen Unterhändlern.

Es war damals die Zeit des Höhepunktes der militärischen Machtentfaltung des Bolschewismus, der seinen Zug in Rußland begonnen hatte. In diesem Zusammenhang wendet sich Geheimrat Heim gegen die Abtretung der ostelbischen Provinzen Preußens, da diese dann an den Busen Rußlands gedrückt würden — weil dem bolschewistischen Rußland alsbald ein militärisches folgen würde, was auch dem altpreußischen Militarismus wieder auf die Beine helfen würde. Das war die ganze Deutsche Begründung des Herrn Dr. Heim. Es war der Haß gegen das Werkzeug, durch das die Hohenzollern das Deutsche Reich gegründet haben und das allein Bismarck die Grundlage für seine Politik gab.

Es hat mich gefreut, von Herrn Oberstleutnant Kriebel zu hören, daß dieser ‚verfluchte preußische Militarismus' nach 1866 auch das bayerische Militär befruchtet hat!

Geheimrat Heim schreibt wörtlich, er habe dann ausgeführt:

‚Es gibt einen herrlichen Weg, den auch viele akzeptieren können, und das ist die Brechung der Vormachtstellung Preußens und Berlins durch ein streng föderalistisch gegliedertes Deutschland mit zentralisierter Außenpolitik, gemeinschaftlicher Wirtschaftspolitik, Rechtspflege, Heer und Milizsystem, aber mit Kommandogewalt bei den Ländern und in allen übrigen, besonders in den Beamten-, Personal- und Kultur-Fragen weitgehende Selbständigkeit und Selbstverwaltung.'

‚Das ist ein Programm, das ein Deutscher vertreten kann, und Frankreich würde damit

a) die Vormachtstellung Preußens für alle Zeiten brechen,

b) sich gegenüber einem durchaus friedlichen Deutschland sehen.'

‚Ich habe auch ausgeführt, daß bei uns in Bayern wohl die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung jedem Revanchegedanken abhold ist, ich habe öffentlich ebenso gesprochen. Ich erinnere mich an meine Rede, die ich im April auf dem Kreisparteitag in Regensburg gehalten habe. Sie enthält dieselben Gedankengänge. Die gleichen Gedankengänge habe ich wiederholt in meiner Partei vorgetragen, und ich habe immer mehr Verständnis dafür gefunden.'

Und dann in einem weiteren Briefe:

‚Die Hannoveraner aber sind ein Kapitel für sich, und da sind Sie wohl nicht genau unterrichtet, weder über Personen noch über Verhältnisse. Die Sache liegt nicht so einfach. Sie können von mir einmal mündlich darüber hören, wie bei den Hannoveranern die Dinge liegen. Wegen der Hannoveraner uns sofort Landespartei zu nennen, bestand keine Veranlassung. Ich hoffe, daß wir auch mit den Hannoveranern auf einen Boden kommen. Da muß aber noch einiges gereinigt werden.'

Geheimrat Heim unterstreicht dann seine Bekanntschaft mit Herrn von Dannenberg, dem bekannten Führer der Loslösungbestrebungen Hannovers aus dem preußischen Staatsverband.

Zur ganzen Charakterisierung möchte ich noch folgende Stelle verlesen:

‚Eben lese ich Ihren Brief an Geheimrat Grauert... Auf eines muß ich kurz zurückkommen. Ich entnehme Ihrem Briefe, daß Sie der Münchener Journalist G. als Protestant überschrieben hat und Sie dadurch offenbar verdächtig zu machen

versuchte. Das ist allerdings unerhört... die Partei kann für eine solche Taktlosigkeit nicht haftbar gemacht werden. Es ist mehr wie eine Taktlosigkeit...'

Entschuldigen Sie, meine Herren Richter, wenn ich so lange vorgelesen habe, es war für mich notwendig!

Inzwischen waren in der neuen Reichsverfassung die Bestrebungen auf die Umgestaltung des Reiches verankert worden. Der Paragraph 18 läßt die Schaffung neuer Staaten innerhalb des Reiches zu. Die Bayerische Volkspartei zog im Herbst 1920 in den Bamberger Beschlüssen die Folgerung. Ob die Beschlüsse, wie behauptet wird, Herrn Dard vorgelegen haben, möchte ich natürlich bezweifeln. Solche Gerüchte sind aber Symptome.

In Punkt 2 der Beschlüsse wird die beschleunigte Ermöglichung der Bildung von Einzelstaaten auf verfassungmäßigem Wege gefordert — die Weimarer Verfassung hatte zwei Jahre für die Möglichkeit solcher Gebietsveränderungen vorgesehen, das dauerte der Bayerischen Volkspartei zu lange. Ich glaube nicht, daß die Bayerische Volkspartei darangedacht hat, aus Franken einen eigenen Staat zu machen: es handelte sich um die Zerschlagung Preußens.

Die sechste Forderung verlangte für die einzelnen Deutschen Staaten das Recht, in Angelegenheiten ihrer eigenen, durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit anderen Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestellen.

Das wäre alles letzten Endes die gleiche Politik, wie sie im ‚Bayerischen Kurier' seit dem Zusammenbruch propagiert worden war. Diese Politik war auch die Politik des Herrn Dr. v. Kahr. Auch in dem Pamphlet ‚Ludendorff in Bayern', das die mir heiligen weißblauen Farben entweiht, steht, daß Kahr einen Staatenbund haben will. Immer wieder hörte ich das Wort von starken Staaten in einem starken Reich. Ich hätte gesprochen von gesunden Staaten in einem starken Reich!

Als ich im August 1920 hierherzog — nicht aus politischen, sondern allein

aus privaten Gründen —, kam ich auch in Beziehungen zu Herrn v. Kahr. Als im Herbst 1920 der Kampf des Herrn Sanitätsrats Dr. Pittinger gegen Herrn Forstrat Escherich begann, schien es erwünscht, eine Hilfetruppe gegen Herrn Forstrat Escherich zu haben. Meine Beziehungen zu Herrn v. Kahr wurden enger, und ich konnte einen Einblick in sein Denken gewinnen. Auch hier der Gedanke des länderweisen Anschlusses der Deutsch-österreichischen Gebiete ohne Niederösterreich mit Wien, während — nicht von Herrn v. Kahr, aber ganz öffentlich — die vorübergehende Trennung Bayerns vom Reich erörtert wurde, die mir tiefschrecklich war.

Der Gedanke, Wien und Nieder-Österreich sozusagen ihrem Schicksal zu überlassen, erschien mir durch und durch undeutsch. Ich meinte, ganz Österreich solle sich ans Reich anschließen. Wollten dann einige Länder sich an Bayern anschließen, so in Gottes Namen, das wäre dann lediglich Angelegenheit Bayerns und dieser Länder. Aber zuerst gehört ganz Österreich an Deutschland.

Über die Arbeit von Bayern aus nach Österreich hinein könnten wohl andere bessere Auskunft geben als ich. Sie bewegt sich ganz in den von mir beanstandeten Gedankengängen. Ein besonderes Schlaglicht warfen mir die Verhandlungen des Grafen v. Soden mit ungarischen Herren aus dem Jahre 1922.

Den Gedanken der vorübergehenden Trennung sehe ich als Hochverrat an. Ich habe es begrüßt, daß die D.V.P. in Bayern in ihrem Aufruf vom 31. Mai 1923 es — reichlich spät — ausspricht:

‚Den Gedanken einer auch nur vorübergehenden Trennung Bayerns vom Reich lehnen wir mit Abscheu als Hochverrat ab.'

Das ist das, was ich seit Jahren sage.

Ich erinnere mich noch an die Vorgänge im August 1922. Sie haben für mich nur insoweit Interesse, nicht weil sie das bayerische Verfassungleben berühren, sondern begründeten Anlaß geben, anzunehmen, daß damit die

entscheidende Lostrennung Bayerns aus dem Reiche verbunden war. Herr Sanitätsrat Pittinger könnte darüber wohl Aufschluß geben.

Dazu traten immer wieder die separatistischen Bestrebungen unverhüllt auf. So schreibt die italienische Zeitschrift ‚Politica' im März 1923 (vergleiche ‚Eiserne Blätter', Seite 776):

‚Das Ziel Frankreichs und seiner Agenten war ein katholisches monarchistisches Alpenreich unter dem Kronprinzen Rupprecht, bestehend aus Bayern, einem Teile Württembergs, der Pfalz und dem Rheinland. Damit wären etwa 15 Millionen Deutsche von Preußen getrennt worden.'

Daß diese Angabe nicht so sinnlos war, geht schon aus dem bisherigen hervor. Scharf wurde sie beleuchtet durch den Leoprechtingprozeß im Mai 1922 und vor allem durch den Landesverrat Fuchs-Machhaus-Kühles. Ich hatte im Februar 1923 verschiedenes unklar gehört, ich konnte nichts damit anfangen. Ich sah erst klar, als sich Kühles am 6. März erschoß, der gesagt hat, ein Franzose von hinten sei ihm lieber als ein Preuße von vorn. Für mich war es tief erschütternd, mit welchen Ehren dieser Landesverräter beigesetzt wurde. Ich sagte zu meiner Frau damals sarkastisch: Wenn ich hier einmal beerdigt werden sollte, so bekomme ich kein solches Begräbnis. Die katholische Geistlichkeit, die sonst gegen jeden Selbstmörder ihr Herz verschließt, begleitete diesen Mann — zur ewigen Ruhe kann man nicht sagen.

Das und die ganze Behandlung des ungeheuerlichen Landesverrats in der öffentlichen Meinung ließen in mir die Gewißheit entstehen, daß hinter den Landesverrätern andere Kräfte standen. Ich habe auch nie geglaubt, daß der gerissenste französische Agent Richert mit Fuchs und Machhaus als Privatleuten verhandelt hat. Richert wollte den Aufruhr in Thüringen erregen zu der Zeit, als wir den Kampf an der Ruhr hatten.

In dem Angebot, das Herr Richert gemacht hatte, kam wieder der teilweise Anschluß Österreichs an Bayern und diesmal durch Schaffung eines europäischen Völkerbundes unter dem Protektorate Frankreichs, das an der

Ruhr stand und nun Bayern mit einbeziehen wollte. Bayern sollte Anlaß zum Einmarsch nach Mitteldeutschland gegeben werden, wo Frankreich einen bolschewistischen Aufstand erregen wollte. Man zeigte damit Bayern, wohin es sich vergrößern könnte.

Anfang Mai erschien in der Presse folgende Äußerung eines bayerischen Ministerialrates:

‚Die Minister v. Knilling, Schweyer und Matt wären für einen Zusammenschluß Bayerns und Österreichs. Nur die Frage sei noch offen, ob ein bayerischer oder österreichischer Fürst den Thron besteigen solle. Minister Schweyer habe bei seiner Pfalzreise darüber mit dem französischen General de Metz verhandelt und die Zustimmung der Franzosen erhalten. Hinter diesem Plan stünden auch Kardinal Faulhaber und der Papst. Über das Verhalten und die Gesinnung der gesamten Minister seien selbst die Ministerialreferenten ungehalten und damit durchaus nicht einverstanden.'

Der ‚Bayerische Kurier' plädierte für eine gerichtliche Klarstellung. Der ‚Völkische Beobachter' sprach die Erwartung aus, daß dieser Weg nie beschritten werde, und so traf es auch ein.

Die Schaffung eines machtlosen Deutschland, später ausgesprochen unter Zerschlagung Preußens, war zugleich der Ausfluß ultramontaner Politik, wie man sie seit der Reichsgründung im Jahre 1871 verfolgen kann. Während des Weltkrieges trat sie klar in Erscheinung und fand im Abgeordneten Erzberger ihren Vertreter, an dessen Namen die Friedensresolution am 19. Juli 1917 zusammen mit dem Namen Graf Czernin*), der Waffenstillstand, Versailles und Weimar für immer verknüpft ist. Der Artikel 18 der Weimarer Verfassung, der die Abtrennung der preußischen Landesteile zuläßt, war für mich der Grabstein Deutschlands, wohl durchdacht von Deutschlands Feinden in die Verfassung hineingebracht. Wenn nun jetzt von einer Zentrumsschwenkung gesprochen wird, so verstehe ich das nicht. Man braucht nur die Reden des Abgeordneten Trimborn im Verfassungausschuß nachzulesen, die schon damals auf mich einen sehr ernsten Eindruck machten.

---

*) Österreichischer Außenminister unter Kaiser Karl.

In dem Kampfe Deutschlands um seine Freiheit und um sein Dasein war der Vatikan nicht neutral, sondern deutschfeindlich. Frankreich wurde begünstigt und geehrt.

Am 6. April 1919 wurde in Rom vor dem besonders feierlich versammelten Episkopat die Jungfrau von Orleans heilig gesprochen. Im Hinblick auf ‚das Wunder an der Marne' betonte nach der Rede des Bischofs Touchet von Orleans der römische Papst Benedikt XV. in seiner französischen Antwort: Er bedaure es, Franzose nur von Herzen zu sein. Dann fuhr er fort: ‚In diesem Wunsche und in diesem Gelöbnis ist der Franzose dem Herzen nach mit dem Franzosen von Geburt einig, um Frankreich die Vermehrung seines Ruhmes und seines Glückes zu wünschen.'

Die Wirkung auf die Deutschen Katholiken war niederschmetternd. Die ‚Augsburger Postzeitung' Nr. 193 vom 4. Mai 1919 schreibt:

‚Was wir von jenen, die Franzosen dem Herzen nach sind, zu erwarten haben, wissen wir: Es ist eine furchtbar bittere Feststellung, die wir hier machen mußten, eine Feststellung, gegen die sich unser ganzes Gefühl sträubt, aber der es ins Auge zu sehen gilt. Es ist heute noch etwas in uns eingestürzt, was uns lieb und teuer war, um die Katastrophe zu vollenden. Wir fürchten, daß der Preis, um den man Frankreichs Umkehr kaufen will, ein höherer sein wird, als man es in Rom gedacht hat, da man jenes Bekenntnis in die Waagschale warf.'

So gibt das führende Blatt des bayerischen Katholizismus den Eindruck wieder. Ich fürchte, daß vieles wieder vergessen sein wird. Es war für mich, der ich, wie ich nochmals hervorhebe, die Segnungen und die Zucht der katholischen Kirche hoch einschätze, schmerzlich, zu sehen, wie im vergangenen Sommer der jetzige römische Papst sich gegen die Sabotage im Kampf um Rhein und Ruhr wandte, wie Marschall Foch bei seiner Reise in den Vereinigten Staaten Nordamerikas einen Ehrensäbel der dortigen Jesuiten erhielt, gleichsam als hätte er im Dienste der Gesellschaft Jesu gearbeitet. Ich erinnere mich an die unheilvollen Einflüsse, denen Kaiser Karl unterworfen war, als er

durch das Sonderfriedensangebot im Frühjahr 1917 Deutschland verriet, gerade als der Sieg sich auf Deutschlands Seite neigte.

Nicht minder schmerzlich waren für mich die Deutsch-abträglichen Aussprüche des Kardinals Faulhaber, der während des Fuchs-Machhaus-Prozesses in Amerika war, und dort über Deutsche Belange sprach, wobei er die Versenkung der ‚Lusitania', die der feindliche Admiral Sims als zu Recht erfolgt bestätigte, seinerseits als völkerrechtswidrig bezeichnete und auch über die Schuld am Kriege nicht so sprach, wie es wohl die überwiegende Mehrheit des Deutschen Volkes als Wahrheit ansieht.

Auch hier wieder ein diskretes Schweigen des größten Teiles der hiesigen Presse, die damit ihr wahres Gesicht in der Deutschen Frage zeigte.

Besonders auffallend war die steigende Inschutznahme der Juden durch den hohen Klerus, der sich später besonders gegen den 8. November immer deutlicher offenbarte. Ich sehe es auch nicht als Zufall an, daß am Rhein der Jude Louis Hagen und andere Juden die Rheinlandpolitik des Herrn Geheimrats Dr. Heim und des Kölner Oberbürgermeisters Dr. Adenauer vertreten, wobei sich der Zentrumsreichskanzler Marx zum Vollstrecker dieser Bestrebung macht.

Beunruhigend für die Machtstellung des Reiches waren die Loslösungbestrebungen in Hannover und der Rheinprovinz und die Umtriebe in Hessen. Hier tritt neben die Namen Brentano und Isenburg der Name Strecker. Heute ist es aller Welt klar, tritt doch die ‚Kölnische Volkszeitung' offen für eine Lostrennung der Rheinlande von Preußen, nicht vom Reiche, ein. Heute sprechen die volksparteilichen Zeitungen von landesverräterischen Bestrebungen, während die ‚Kölnische Volkszeitung' eine solche Ansicht vertritt.

Das Wort Bismarcks schien sich mir zu bewahrheiten: ‚Ich kann mich mitunter in schlaflosen Nächten des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht

unsere Söhne nochmals wieder um den mir wohlbekannten runden Tisch des Frankfurter Bundestages sitzen könnten.'

Schwer zu vereinigen war für mich die von mir vermutete, jetzt klar erkannte Verbindung des Herrn v. Kahr mit Herrn Justizrat Claß, dem Führer des Alldeutschen Verbandes, der mächtigsten politischen Organisation Deutschlands, die ihre Mitglieder in vielen leitenden Stellungen hat. Aus den Veröffentlichungen der alldeutschen Presse um den 21. Oktober geht klar hervor, daß Herr Claß geneigt war, den Wünschen des Herrn v. Kahr auf Lockerung des Verhältnisses Bayerns vom Reich weitgehendst zu entsprechen.

Aber anderseits will Herr Claß den Deutschen Einheitstaat schaffen unter Auflösung der Staaten.

Ich konnte in dieser Idee auch nicht das Glück des Volkes sehen, denn das Volk lehnte solche Lösung ab. Es kam hinzu, daß dieser Gedanke verbunden war mit anderen Absichten und Bestrebungen, die ich für den Frieden Deutschlands als verderblich ansehen mußte. Doch ist das erst nachträglich für mich in Erscheinung getreten.

Ich habe das bestimmte Gefühl erhalten, daß maßgebende bayerische Kreise, auch wenn immer wieder ‚im Sinne Bismarckscher Verfassung' gesprochen wurde, das Deutschland Bismarcks zerstören oder ihm eine Form geben wollten, die mit Bismarckschen Gedankengängen nichts gemein hatte.

Der Name ‚Bismarck' wurde mißbraucht; dem Worte ‚Föderalismus' eine Auslegung gegeben, wie sie von Bismarck immer bekämpft wurde. Ich bin ein Deutscher, der ein starkes Deutschland haben will, ein Deutschland auf Bismarckscher Grundlage!

Die Ereignisse am 8./9. November haben vielen die Augen geöffnet, nicht weniger die Denkschrift des bayerischen Gesamtministeriums über die Verfassung, die jetzt zusammen mit den Bestrebungen im Rheinland und in Hannover, wie auch Hessen-Darmstadt das Ziel unverhüllt zeigt. Ebenso bilden

die Abmachungen zwischen dem Reichskanzler und dem bayerischen Ministerpräsidenten über Vereidigung der Reichswehr ein ernstes Mahnzeichen.

Selbstverständlich beschäftigte und bedrückte mich der Niedergang Deutschlands durch unsere unglückselige Politik, die Schwäche nach innen und außen, die unser Volk verderben und sterben ließ. Ich will nicht weiter darauf eingehen. Ich darf meine Ansichten wohl als bekannt voraussetzen.

In demselben Maße wie ich Einblick in die hier kurz skizzierten Vorgänge gewann, war es mir Pflicht, auf Abhilfe zu sinnen. Die Erscheinungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit hatten mir gezeigt, welche volksfremden Elemente unseren Niedergang herbeigeführt hatten. Ich hatte die internationalen Kreise, ihr starkes politisches Wollen kennenlernen und ihr volkszersetzendes Gebaren verfolgen können. Ich hatte die Ansicht gewonnen, daß das Volk widerstandsfähig gegen die internationalen Einflüsse gemacht werden müsse.

Das Mittel hierzu erkannte ich in der völkischen Freiheitbewegung. Ich hatte die heilige Überzeugung gewonnen, daß sie allein uns über die Spaltungen hinweghelfen kann, die uns schwächen. Sie entriß Arbeiter der marxistischen Irrlehre und stellte sie auf den nationalen Boden. Sie erschloß aber auch das Herz der Arbeitgeber den sozialen Bedürfnissen des Arbeitnehmers. Sie glättete die Klassengegensätze, ebenso — und hierauf legte ich entscheidenden Wert — die konfessionellen und Stammesgegensätze, wie es praktische Politik verlangt. Sie schuf Deutsche, die alles Undeutsche, woher es auch kommen möge, ablehnen. Sie wollte ein starkes wehrhaftes Deutschland. Der ‚preußische Militarismus' war für sie das Heil für die Freiheit.

Diese Bewegung schien mir nun auch berufen, allen Gefahren, die ich erkannt hatte, entgegenzuarbeiten.

Herz und Verstand ließen mich die völkische Bewegung durch meine Autorität fördern. Zunächst trat ich dem Bunde ‚Oberland' näher, dessen verdienstvolles Wirken in Oberschlesien ich schätzen gelernt hatte. Ich habe

dann den Bund wegen seiner Deutschen schwarz-weiß-roten Gesinnung hier verfolgt werden und leiden sehen und habe gesehen, wie er sich trotzdem festigte, und wie er in allen Kreisen und namentlich in der Arbeiterschaft — das war für mich stets die Grundlage der Gesundung! — Boden faßte und nicht nur Jugend, sondern auch im reifen Mannesalter Stehende an sich heranzog.

Ich lernte dann Herrn Hitler kennen, wie er noch nicht der bekannte Mann war. Ich beobachtete in stillen Aussprachen sein Wachsen. Er verstand es, der völkischen Bewegung den Inhalt zu geben, den das Volk instinktiv begriff. Hier ist etwas Sittlich-Hohes, von dem Rettung kommen kann. Seitdem habe ich Herrn Hitler die Treue gehalten und werde sie ihm halten, wie er sie mir gehalten hat.

Die von ihm geleitete völkische Bewegung, die das Ideal wurde der aktiven Jugend, aber auch des Alters mit heißem Herzen für das Volk, betrachtet sich nicht als Selbstzweck. Sie betrachtet sich nur als Mittel zum Zweck, zu dem Zweck: Den Deutschen Menschen, das Deutsche Vaterland und das Deutsche Volk stark und frei zu machen." (In dem Prozeßbericht steht: Hitler weint vor Ergriffenheit.)

„Diese Bewegung war politisch großdeutsch, sah beide Konfessionen als vollständig gleichberechtigt an, lehnte aber eine politische Betätigung der Kirchen ab. Sie war scharf national und wehrhaft, zudem rassisch eingestellt, daher judenfeindlich. Sie wurde von der Bayerischen Volkspartei bekämpft ebenso von maßgebenden hohen Würdenträgern der katholischen Kirche.

Leider gesellten sich auch noch andere aus persönlichen Gründen als Gegner hinzu. Diesen konnte das großdeutsche völkische Programm deshalb nicht liegen, weil sie Sonderziele verfolgten, die nach Ansicht der Völkischgesinnten zur Zeit noch nicht spruchreife Fragen waren. Ich nenne hier vor allem die monarchische Frage. Ich bin Monarchist aus innerster Überzeugung, auch wenn es in Zweifel gezogen wird. Ich halte diese Frage aber zur Zeit nicht für lösbar und habe immer den Standpunkt vertreten, daß die Dyna-

stien nicht Selbstzweck, sondern für das Volk da sind. Ist das Volk da, so wird es auch diese Frage lösen. Eine zu frühzeitige Lösung der Frage, besonders eine einseitige Lösung in einem einzelnen Bundesstaat halte ich für ein weiteres Unglück für die Gesamtentwicklung des Vaterlandes.

Ich stand dem Kampfbund in der völkischen Bewegung nahe und habe nie von ihnen etwas beansprucht. Sie betrachteten mich als Führer nicht auf Grund irgendwelcher Abmachungen, sondern wohl wegen der Hingabe an die Sache. Ich freute mich dieses Vertrauens und beanspruchte nichts weiter. Ich sah in ihnen die Möglichkeit, für große vaterländische Ziele in ideeller Richtung zu wirken und dabei die vorher geschilderten Gefahren für Deutschland auszuschließen.

Selbstverständlich begann damit eine wilde Hetze gegen mich. Die jüdische und Zentrumspresse war stets gegen mich gewesen. Jetzt tat sich die Bayerische Volkspartei, namentlich nach meiner Reise nach Österreich im Februar 1923, besonders hervor. Aber auch deutschnationale Zeitungen nahmen gegen mich Stellung, was mich bei ihren Beziehungen zu Herrn Claß und General von Seeckt nicht wundernahm.

Als das Generalstaatskommissariat am 26. September 1923 geschaffen war, bestand für mich kein Zweifel, daß hiermit der erste Schritt zu einer — und zwar gewaltsamen — Lösung der Deutschen Frage geschehen war. Für mich stand fest, daß Dr. v. Kahr im Besitz der staatlichen Gewalt Bayerns war, daß ihm die staatlichen Machtmittel Bayerns zur Verfügung standen, ja, sogar darüber hinaus: Machtmittel des Reiches in Gestalt der 7. (bayerischen) Division.

Wenn ich die Namen Kahr, Lossow und Seisser nenne, so sind das nicht die Namen von Privatpersonen, sondern die Träger der Staats-, Militär- und Polizeigewalt in Bayern.

In diesen Verhältnissen, wie sie sich bei Schaffung des Generalstaatskommissariats entwickelten, lag ein schwerer Verfassungbruch, begangen

einmal durch den bayerischen Staat und dann durch General v. Lossow. Die obersten militärischen Stellen haben hier zudem den jüngeren Kameraden ein Beispiel gegeben, das sich geradezu verheerend auswirken mußte.

Ich glaubte damals an eine Tat und sah ihr um so ernster entgegen, als ich von der Bestimmung Pöhners zum Staatskommissar für Sachsen und Thüringen hörte. Diese Stellung war nur zu behaupten, wenn die schützende Gewalt in Berlin stand. Darin sah ich auch einen Versuch, die Machtstellung Bayerns auf Kosten anderer Bundesstaaten gewaltsam auszudehnen. Denn nicht das Reich würde, wie die Verhältnisse lagen — gerade jetzt nach der Spannung mit Berlin! — eine solche Exekution gegen Thüringen befohlen haben.

Sie war vielmehr nur möglich nach vollständigem Bruch der Reichsverfassung oder sie war Selbsthilfe. Das erschien aber keineswegs durch die Zustände in Thüringen und Sachsen und im Reich gerechtfertigt. Ich wurde darin um so mehr bestärkt, als in diesem Sommer von einem eventuellen Anschluß des ehemaligen Königreiches Sachsen an Preußen die Rede war und das in Bayern als ein Unrecht empfunden wurde.

Das Zusammenarbeiten Bayerns mit Erhardt, dem Organ des Herrn Claß, zeigte auch, wohin die politische Reise gehen konnte; ebenso die Verfügung Seiner Majestät des Königs Rupprecht an die Offiziere der ehemaligen Kgl. Bayer. Armee vom 27. September.

Ich zweifle auch nicht, daß die Lösung der Deutschen Frage vollkommen in einem völkisch abträglichen Sinne erfolgen sollte. Denn gegen Hitler wurde gekämpft und gearbeitet, er wurde auch als nicht nötig bezeichnet. Oberst Banzer sprach sich etwa am 8. Oktober seinen Offizieren gegenüber dahin aus: Wer nicht auf die Nationalsozialisten schießen werde, solle seinen Abschied nehmen.

Unter dem Druck des Konflikts um General Lossow schlugen dann die bayerischen Machtstellen einen etwas freundlicheren Ton an. Der Konflikt

zeitigte am 20. Oktober den Entschluß, die bayerische Reichswehr vom bayerischen Staat als dem Treuhänder des Reiches in Pflicht zu nehmen. Ich sah darin ein weiteres Abgleiten auf abschüssiger Bahn zur Lockerung des Reiches. Denn die kleine Reichswehr mußte unter einheitlichem Befehl bleiben. Ich war tief niedergeschlagen, als ich am 20. früh die Nachricht bekam.

An diesem Tag war die Hochzeit des Oberleutnants v. Grolman; er holte mich in einem Kraftwagen ab. Ich drückte ihm auf der Fahrt in einer für den jungen Offizier geeigneten Weise meine schwere Besorgnis aus. Daher war ich in größter Spannung, als ich während des Hochzeitessens die Nachricht bekam, etwa dahin lautend: General v. Lossow habe nochmals bei mir zu Hause angerufen. Er lasse mich dringend bitten, ihn auf dem Wehrkreiskommando zu besuchen. Wie die Besprechung erbeten war, war ich überzeugt, daß sie mit Zustimmung des Generalstaatskommissars stattfinde. Ich brach frühzeitig auf.

Lossow erzählte mir, wie alles gekommen sei: Er wolle lieber wie ein Mauerblümchen im verborgenen blühen, aber das Ministerium und der Generalstaatskommissar wollten ihn nicht gehen lassen. Ich teilte ihm meine Sorgen mit. Er erwiderte mir, daß sie unnötig wären. Die Reichswehr sei Deutsch und nur für Deutsche Belange zu haben; sie stehe geschlossen hinter ihm; die Inpflichtnahme werde sich auch reibunglos vollziehen. Er wolle eine Entwicklung der innerdeutschen Verhältnisse in großdeutschem völkischem Sinne und rechne dabei auf Hitlers und meine Mitarbeit. Ich sagte ihm auf dieser Basis meine loyale Mitarbeit zu, die ich darin erblickte, daß ich General v. Lossow die Autorität meines Namens zur Verfügung stellte und meine Freunde über seine Absichten aufklärte. Ich hatte den Eindruck, als ob Lossow bei mir in gewissem Sinne auch eine Art Deckung suchte.

Ich wies noch darauf hin, daß die angeschlagenen Aufrufe jeden warmen Ton vermissen ließen, wodurch meine Befürchtungen gesteigert seien.

Lossow meinte, Exzellenz v. Knilling habe einen wohl von Oberst v. Seisser

vorgelegten Entwurf stark zusammengestrichen, womit er wenig zufrieden gewesen sei.

Ich kann nur sagen, daß ich tief befriedigt war darüber, daß meine Sorgen über die Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland zur Zeit jedenfalls zurückgestellt werden konnten, und hoffte auf einen Fortschritt der Gesundung unseres Vaterlandes. Ich hatte zu General v. Lossow volles Vertrauen. Hatte er doch schon im Herbst 1916 sich mir gegenüber dahin ausgesprochen, daß das Deutsche Heer vereinheitlicht werden müsse. Selbstverständlich beschloß ich, achtsam zu sein, und hoffte, daß mir dauernd vollständiger Einblick gegeben werde, denn das verstand ich unter loyaler Zusammenarbeit.

Wollte jetzt der bayerische Staat mit seinen Machtmitteln die Lösung der innerdeutschen Verhältnisse in Deutsch-völkischem Sinne in die Hand nehmen, so zweifelte ich nicht an dem Gelingen. Es mußte im Norden einen mächtigen Widerhall finden, wenn Norddeutschland klar sah, daß sie eben in diesem Sinne erfolgte, nämlich zusammen mit dem bayerischen Staat, was für mich Voraussetzung für meine Mitarbeit war, und mit sämtlichen vaterländischen Verbänden.

Wenn ich von einer solchen politischen Lösung spreche, so dachte ich nicht an ‚Ströme von Blut', sondern an einen Druck der Machtmittel des bayerischen Staates, verstärkt durch die vaterländischen Verbände, auf die Reichsregierung, und zwar ausgeübt von der bayerischen Staatsgewalt. Je größer dafür die propagandistische Vorarbeit sowohl in Bayern als auch namentlich in Norddeutschland war, desto eher mußte der Druck auf Berlin wirkungvoll werden. Diese Propagandaarbeit mußte (und das habe ich auch General v. Lossow gesagt) Hitler überlassen und sofort durch ihn in Angriff genommen werden.

Meiner Niedergeschlagenheit am Morgen war Beruhigung gewichen! Mit besonderer Eindringlichkeit nahm ich in den folgenden Tagen Kenntnis von

den Funksprüchen und Erklärungen der Regierungen in Berlin und München und der Generale v. Seeckt und v. Lossow, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließen. Sie erinnerten an Notenaustausch und Depeschenwechsel zweier feindlicher Mächte vor Kriegsbeginn. Es muß daran erinnert werden, denn unsere Zeit ist so kurzdenkend, besonders wenn sie vergessen werden will.

Mit Spannung sah ich die Entwicklung der Verhältnisse in der Infanterieschule. Hier folgten die bayerischen Offiziere dem Befehl des Generals v. Lossow und entzogen sich somit dem Befehle des Kommandeurs der Infanterieschule. Dieser suspendierte sie vom Dienst, um sie einige Tage später wieder reumütig einzustellen; General v. Lossow habe aus vaterländischen Gründen gehandelt. Berlin hat vor München kapituliert, ohne über papierene Einsprüche hinauszukommen.

Ein schwerwiegender Schritt in der historischen Entwicklung Deutschlands schien mir geschehen, der sich verhängnisvoll auswirken mußte. Das konnte nur dadurch vermieden werden, daß die staatliche Gewalt Bayerns an dem Ziel, das General v. Lossow am 21. Oktober festgestellt hatte, auch festhielt. Ein Besuch Lossows bei mir bereits am 23. bestätigte mir das.

Ich beziehe mich nunmehr darauf, was in der gestrigen Sitzung unter Ausschluß der Öffentlichkeit gesprochen worden ist. Ich erwähne, daß ich von den Vorgängen vor dem 22. Oktober im wesentlichen nichts gehört habe. Ich kannte die Schriftstücke, die gestern hier verlesen wurden. Für die Zeit nach dem 22. war ich im wesentlichen nicht besser unterrichtet. Ich konnte mir aber ein allgemeines zutreffendes Bild von dem machen, was beabsichtigt war. Und zwar habe ich Angaben darüber nur von General v. Lossow selbst erhalten.

Im allgemeinen erschien General v. Lossow die wichtigste Frage die, wie sich die nördliche Reichswehr, in Sonderheit General v. Seeckt, gegenüber dem Drucke verhalten würde. Ich konnte ihm hierüber meine Ansichten aussprechen. Wenn General v. Lossow der Öffentlichkeit und in seinem Bericht

gesagt hat, ich hätte dabei gemeint, die Reichswehr stehe hinter mir, so ist das durchaus unrichtig. Ich habe mich nie darum bemüht. Ich führte vielmehr nur an, daß, wenn der Druck von der bayerischen Staatsgewalt mit der bayerischen Reichswehr und den vaterländischen Verbänden Bayerns ausgeübt würde, daß er dann auf einen Widerstand nicht treffen würde. Nicht mein Name, sondern die von Hitler und meinem Namen getragene Bewegung würde in diesem Falle mit dazu beitragen, jedes Vorgehen gegen die von der bayerischen Staatsgewalt gewollte Bewegung auszuschließen. Auch hatte General v. Seeckt sich in den Kapp-Tagen mit dem Einmarsch der Marinegarde abgefunden und das vom Reichswehrminister Noske beantragte bewaffnete Einschreiten abgelehnt. Ich glaubte also, daß unter diesem Druck die Reichsregierung abtreten und man mit General v. Seeckt verhandeln werde.

General v. Lossow war skeptischer; er sagte mir, General v. Seeckt müsse gezwungen werden. Ich meinte, das würde ihm so nicht gelingen. Das einzig mögliche war, durch eine Tat der bayerischen Staatsgewalt in München General v. Seeckt vor den Entschluß zu stellen. Das genügte indes Lossow nicht. Er meinte, daß, wenn General v. Seeckt nicht zu gewinnen sei, mit General Behrendt, dem Kommandeur des Wehrkreiskommandos I, Verbindung aufgenommen werden müsse. Ich weiß aber nicht, was v. Lossow nach dieser Richtung hin veranlaßt hat. Er sprach mir bei seinen Besuchen zweimal davon. Ich habe mich nicht wieder darum gekümmert.

Ich wies immer wieder auf die Notwendigkeit hin, der Propagandaarbeit freie Bahn zu lassen; je mächtiger die geistige Bewegung war, desto wahrscheinlicher war es, daß der Druck der bayerischen Staatsgewalt sich ohne weiteres durchsetzte. Auch Lossow hatte ja eingesehen, daß es notwendig sei, nicht nur den Marxismus durch Not und Gewehr totzuschlagen, sondern auch dem Volke etwas anderes dafür zu geben, wie das nur die völkische Bewegung tut.

Leider geschah auf dem Gebiet der Propaganda nichts. Nur in den kriti-

schen Tagen um den 20.—22. Oktober war Hitler eine Versammlung als Begrüßungabend für Roßbach gestattet, ein Zeichen, daß jedenfalls damals die bayerische Staatsgewalt diese beiden Männer brauchte. Im übrigen wurde aber Hitler und seine Bewegung, und das war bei der Einstellung der bayerischen maßgebenden Stellen einschließlich des Generalstaatskommissariats verständlich, innerlich abgelehnt.

Ich hielt das für im höchsten Maße illoyal und habe General v. Lossow gegenüber dem auch Ausdruck gegeben. In meinem Glauben an ihn dachte ich, er täte alles, um die Schwierigkeiten zu überwinden. Für im gleichen Maße illoyal hielt ich das Verbot der Hitlerversammlungen am 30. Oktober oder 1. November.

Ich muß hier, um später den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, eine Episode einschieben, der der Herr Staatsanwalt eine hohe Bedeutung beimißt. Es handelt sich um den Besuch von einigen Offizieren der Infanterieschule bei mir am 4. November auf Bitten Roßbachs. Roßbach war monatelang in Leipzig in Untersuchunghaft gewesen, er hätte versucht, hieß es, in der Reichswehr aufreizende Lehren zu verbreiten. Wie viele hier in München saß auch er unschuldig im Gefängnis. Er wurde im Oktober entlassen und sollte bei seiner Entlassung in Schutzhaft genommen werden, genau so, wie wir es hier erleben. Er fand Zuflucht in München, sprach auch auf dem Generalstaatskommissariat vor und bekam die Erlaubnis, hier zu bleiben. Ein besonderer Begrüßungabend wurde erlaubt. Bei mir war Roßbach gleich nach seinem Eintreffen einmal zum Tee. Er bedankte sich bei mir für verschiedene Freundlichkeiten während seiner Gefangenschaft. Persönlich ist er mir seit seinem vielbesprochenen, trotz Noske schneidig unternommenen bekannten Zug von Thorn in das Baltikum gut bekannt. Er hat sich mir stets als Ehrenmann gezeigt, der nicht aus persönlichen Gründen, sondern der Sache zulieb arbeitet. Daß er Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung ist, war mir bekannt. Was er hier im einzelnen getan hat, weiß ich

nicht. Als er mich bat, ich möge doch einige Offiziere der Infanterieschule empfangen, die meine Ansicht von der völkischen Bewegung gerne hörten, sagte ich auf mehrmaliges Bitten, fünf bis sechs Herren könnten am 4. November abends 6 Uhr 15 Minuten zu mir kommen. Es waren ein Rittmeister, zwei Oberleutnants und drei Leutnants. Ich fragte sie, was sie eigentlich wollten, und sprach dann auf ihren Wunsch über meinen Aufsatz: ‚Die völkische Bewegung', den ich kurz vorher veröffentlicht hatte.

Es steht wohl nichts darin, was nicht zu vertreten ist. Dagegen steht aber in der Anklageschrift etwas, worüber ich aufs tiefste erstaunt war: Ich hätte vor den Herren von einer weiß-blauen Gefahr gesprochen. Den Ausdruck, meine Herren, kenne ich nicht. Es muß ein Irrtum vorliegen. Ich bitte jeden der Herren zu vernehmen, mir sind die Farben viel zu heilig, als daß ich sie so wegwerfend in den Mund nähme. Ich möchte nur sagen, daß das, was in der Anklageschrift über diesen Besuch der ‚Fähnriche' steht, nicht zutrifft.

Die Unterhaltung mit den Herren von der Infanterieschule — keine Fähnriche, sondern Offiziere — war allgemein. Zu den Tagesfragen übergehend, erwähnte ich im Sinne meiner früheren Darlegungen die Bedeutung Hitlers für die großdeutsche Frage. Ich habe vielleicht auch auf die meines Erachtens schädliche Haltung gewisser Kreise der Bayerischen Volkspartei in der Konstruktion Deutschlands hingewiesen. Ich werde dabei aber sehr zurückhaltend gewesen sein und nicht auf die unerhörte Tatsache hingewiesen haben, daß Kräfte aus Bayern beteiligt sind am Zerfall Preußens. Sollte ich mich über die monarchische Frage ausgesprochen haben, dann jedenfalls nicht so, wie in der Anklageschrift steht, sondern dahin, daß ich die frühzeitige Herstellung der Monarchie in Bayern als eine Gefahr für den Bestand Deutschlands ansehe. Ich weiß nicht, was all das, was hier die Anklageschrift ausführt, mit dem Hochverratsprozeß zu tun hat. Ich habe als Deutscher wohl das Recht, über die Politik gewisser bayerischer Kreise in bezug auf das Reich zu urteilen, über eine Politik, die mir verderblich erscheint.

Ich lehne ausdrücklich ab, daß ich irgendwie von einer gewaltsamen Erhebung der völkischen Bewegung oder dergleichen gesprochen habe, insbesondere gegen den bayerischen Staat. Ich hielt ja in jenen Tagen ihr Zusammengehen mit der bayerischen Staatsgewalt für durchaus gesichert, dank den Mitteilungen, die ich von Lossow immer wieder bekommen hatte. Ich habe gesagt, daß die völkische Idee siegen werde, und glaube das auch heute noch: ich war damals auf eine erheblich längere Zeit gefaßt als heute! Ich werde auch auf die herrschende furchtbare Not hingewiesen und ausgeführt haben, daß ich es unbedingt für notwendig erachte, daß neben die Wehrpflicht die Nährpflicht komme.

Soweit ich jetzt festgestellt habe, soll die falsche Einschätzung dieses Besuches der sechs Offiziere bei mir auf einen Bericht von Nichtbeteiligten zurückzuführen sein, der Lossows Ausspruch, daß, wenn das Vaterland es erfordere, man auch vom Gehorsam abweichen müsse, mir zuschrieb.

Die Armee wird stets das Produkt ihrer Umgebung sein. Sie war im Weltkriege gesund, solange das Volk es war. Wird die Einstellung des Volkes nur völkisch, dann wird es auch die Armee. Die Pflicht des Offiziers ist, die lebendigen Fragen, die das Volk bewegen, mit offenen Augen zu sehen. Als das Deutsche Volk krank wurde, hielt die preußische und Deutsche Zucht noch stand.

Wenn die Anklageschrift meint, die ‚Infanterieschüler' hätten geglaubt, ich werde bei einer vaterländischen Bewegung nicht fehlen, so ist das richtig. Das werden sie aber zu jeder Stunde gewußt haben, nicht erst durch eine Unterredung mit mir. Und daß über die Unterhaltung mit mir gesprochen werden würde, war ebenso selbstverständlich, darum war ich zurückhaltend.

Ich wende mich nun wieder den großen Zusammenhängen zu. Über die politischen Verhandlungen und Bindungen v. Kahrs mit Herren aus Norddeutschland war ich nicht unterrichtet. Ich will die Namen hier gar nicht

nennen. Professor Martin Spahn*) sprach mir später davon, und als ich ihm sagte, ich hätte das alles nicht erfahren, bezeichnete er mir das Verhalten Kahrs als schwer verständlich. Für mich erschien es in besonderem Licht.

Meine Aufmerksamkeit wurde im besonderen erregt durch den bekannten Artikel der ‚Deutschen Zeitung' vom 22. Oktober, in dem wohl Herr Justizrat Claß die Vormachtstellung Preußens, auf der das Bismarcksche Reich beruhte, preisgab und — meine Herren, ich möchte keinerlei Gefühle hier in Ihnen verletzen — auf den ‚Kaiser aus dem Hause Wittelsbach' hinwies. Das gab mir zu denken.

Es mußte, wenn diese Fragen jetzt aufgeworfen wurden, ein neuer schwerer Riß durch das Deutsche Volk geschaffen werden, und das erschien mir im höchsten Grade bedenklich, ganz abgesehen davon, daß ich anderes für Deutschland nützlich halte. Ich begrüßte es, daß ich in die Ereignisse verflochten sei, und war fest entschlossen, an dem Wege festzuhalten, den auch seinen Worten nach Lossow am 21. Oktober hatte gehen wollen. Ich bin der machtloseste Mann der Welt. Für mich war ein Verhandeln mit norddeutschen Männern ganz ausgeschlossen. Was sollte ich machen, sollte ich mich in Ludwigshöhe hinstellen und Hurra schreien und die Macht vortäuschen, die nicht da war? Ich wies alle Herren, die mich besuchten und mit mir politische Fragen besprechen wollten, an General v. Lossow bezw. Herrn v. Kahr und sagte: Geht dahin, wo die Macht ist.

Nun muß ich doch — nicht aus meinem Geschmacke heraus — noch einen Herrn hereinziehen. Am 25. Oktober war Generaldirektor Minoux — seine Trennung von Stinnes war damals schon vollzogen — in München, um, von General v. Seeckt geholt, zu Besprechungen über eine Regierungbildung nach Berlin zu fahren. Ich bedaure, wenn ich davon sprechen muß, aber nicht ich, sondern General v. Lossow hat diesen Herrn herzugezogen. Ich schätze Herrn Minoux als einen sozial denkenden Wirtschaftler von seltener

*) Spahn: Universitätprofessor, Deutschnationaler Reichstagsabgeordneter.

Tatkraft. Unterhaltungen mit ihm waren für mich stets lehrreich. Er ist ein Mann von scharfem Verstand und großer Vaterlandsliebe. Als ich von seiner Anwesenheit hier hörte, richtete ich es so ein, daß General v. Lossow und Oberst v. Seisser mit ihm zu mir herausfuhren. Herr Minoux entwickelte uns seine politischen und wirtschaftlichen Ansichten. Seine Ansichten über den Aufbau der Wirtschaft erschienen mir indessen so einseitig wirtschaftlich und zu wenig die Psyche des Volkes berücksichtigend, daß ich mich gegen sie wandte. Ich sagte ihm, daß dieses einseitig wirtschaftliche Programm mir nicht gefalle. In seinem Bericht nennt mich Lossow an diesem Abend besonders einseitig völkisch, und am nächsten Tage, der in der geheimen nicht öffentlichen Sitzung besonders hervorgehoben wurde, ging er zu meinem Schwager und sagte, der Ludendorff ist ein böser Mann!!!

Dann waren in jenen Tagen Ende Oktober auch Herr Oberstleutnant Duesterberg vom Stahlhelmbund Halle und Graf Helldorf bei mir. Ich schickte auch sie wieder zu Lossow. Oberstleutnant Duesterberg teilte mir mit, Lossow habe mit ihm über ,Angoraregierung' gesprochen. Dieser Umstand und der weitere, daß General v. Lossow darüber auch geschrieben, und mir seinen Aufsatz in den gleichen Tagen selbst gegeben hat, lassen es mir geboten erscheinen, näher darauf einzugehen.

Im ,Heimatland' stand damals ein Aufsatz, daß hier in Bayern eine Angoraregierung gebildet werden müßte. General v. Lossow wandte sich in einer Abhandlung dagegen, die er mir aushändigte. Mit ihm verstehe auch ich unter Angoraregierung in Bayern eine Regierung, die von Bayern aus zunächst eine innere Gesundung Deutschlands erzwingen will.

General v. Lossow kommt zu folgendem Ergebnis: ,Es müssen Führer außerhalb Bayerns an der Regierungsbildung beteiligt sein, mit denen die führenden Köpfe der Angoraregierung in Bayern übereinstimmen und mit denen sie gemeinsam handeln können.'

Hieraus geht doch klar hervor, daß es sich um eine Angoraregierung in

Bayern und nicht um ein Reichsdirektorium in Berlin handelte. An der Bildung dieser Angoraregierung sollen Führer außerhalb Bayerns beteiligt sein, d. h. doch, zur Regierungbildung hierherkommen oder in Norddeutschland in Zusammenarbeit abwarten, bis von der Angoraregierung in Bayern die Gesundung Deutschlands erzwungen ist.

General v. Lossow schließt seine Abhandlung wie folgt: ‚Gleichwohl muß ein Weg gefunden werden, der nicht zum sicheren Mißerfolg führt, sondern auf ähnliche Bahnen, wie sie die türkische Angoraregierung gegangen ist.'

Ich habe Unbefangenen den Aufsatz gezeigt. Sie bestätigten mir, daß darin keineswegs eine Ablehnung des Gedankens ‚Angoraregierung' zu finden ist, wie General v. Lossow meint. Ich kann nur sagen, ich habe die Auffassung bekommen, als ob gerade auf Grund des Schlußsatzes Lossow der Weg der Angoraregierung in Bayern zusammen mit Herren aus dem Norden vorgeschwebt hat.

Bemerkenswert ist noch, daß General v. Lossow den erschreckenden Mangel an Köpfen, die überhaupt für die politische Führung in Betracht kommen, anerkannte und ebenso die Notwendigkeit, den breiten Massen, denen die marxistische Lehre und ähnliches genommen werden sollte, einen anderen Inhalt für ihre geistige Einstellung zu geben, d. h. eben die Lehre Hitlers.

Gerade dieser Aufsatz hat mich in dem Gedanken bestärkt, es handle sich um die Gedankengänge der Vertreter der bayerischen Staatsgewalt, um ein Reichsdirektorium oder um eine Diktatur, die von Bayern aus nach Norden vorzutragen sei.

Am 2. November fuhr Oberst v. Seisser nach Berlin. Ich habe das Ergebnis dieser Reise nicht gehört. Ich erfuhr davon nichts und blieb in den bisherigen Gedankengängen. Heute aber weiß ich, daß das Ergebnis dieser Reise eine entscheidende Änderung in der Anschauung der drei Herren ist. Ich bin fest überzeugt, daß diese Reise der Grund war, warum die Herren die Versammlung am 6. November einberiefen.

Nun besuchte München als Abgesandter des Reichskanzlers Stresemann Admiral Scheer am 5. und 6. November, um sich zu überzeugen, ob die Rüstungen bei Koburg auf Wahrheit beruhten und wie die Absichten in München seien. Ich möchte aber darüber nicht sprechen. Ich machte Scheer keinen Hehl daraus, daß ich für einen Druck in Richtung Berlin sei. Kahr und Lossow aber lehnten scheinbar ab, obwohl am 6. November Major Vogts nach Berlin fuhr, um, wie er selbst sagt, Persönlichkeiten aus Berlin zu holen, deren Mitwirkung Kahr für erforderlich gehalten hatte, um ‚in die Geschichte Deutschlands einzugreifen' und zu ‚handeln'. Scheer ist jedenfalls nicht richtig von den drei Herren bedient worden. Wenn ich ihm gegenüber nur von Reichswehr gesprochen habe, auf die man sich stützen müsse, so meinte ich damit die bayerische Staatsgewalt. Darum sandte ich ihn auch zu Kahr. Heute sehe ich völlig klar in diesen Dingen.

Am 6. November, nachmittags, kam Major Vogts*) zu mir und machte mir die eben erwähnten Angaben. Ich sagte ihm, ich glaube an keinen Entschluß der drei Herren. Major Vogts blieb indes dabei, daß die Herren nun doch zum Handeln bereit wären und kündigte mir den Besuch Lossows auf den nächsten Vormittag an. Er selbst werde nach Berlin fahren und sich nach den Herren aus dem Norden umsehen und sie holen.

General v. Lossow kam denn auch am nächsten Tage um 9 Uhr 30 Minuten zu mir und sagte mir das gleiche. Er machte das endliche Eintreffen der Herren aus dem Norden so dringend, daß ich nach seiner Wegfahrt Herrn v. Scheubner-Richter zu mir bat, um ihn zu beauftragen, einen Herrn nach Berlin zu schicken, der unter anderen bei Herrn v. Graefe vorsprechen sollte, dieser möchte bald zu Besprechungen mit Herrn v. Kahr nach München kommen. Im allgemeinen zweifelte ich, daß Herren, mit Ausnahme des Herrn v. Graefe kommen würden. Es erschien mir aber doch bedeutungvoll, nun-

---

*) Vom Alldeutschen Verband.

mehr auch von Herrn v. Kahr bestätigt zu hören, was Lossow mir gesagt hatte, weil nicht General v. Lossow, sondern der Generalstaatskommissar den bayerischen Staat repräsentierte. Aber seine Anschauung wollte ich mich vergewissern. Gleichzeitig sollte ich auch eine Besprechung Hitlers mit Kahr vermitteln, wozu die Anregung von Scheubner-Richter ausging. Ich schlug den Abend vor, da ich den nächsten Tag voraussichtlich voll besetzt war, und zufällig zum Tee Gäste hatte. Ich wurde auf Donnerstag, 4 Uhr nachmittags, bestellt, bat daher meine Gäste, erst abends zu kommen. Die Besprechung Kahr-Hitler kam nicht zustande.

Im Laufe des Gesprächs hatte Scheubner-Richter die Versammlung im Bürgerbräukeller erwähnt, die am 8. November, abends, stattfinden sollte. Ich weiß nur noch, daß ich ein gewisses Befremden und Bedürfnis nach Aufklärung v. Lossow gegenüber hatte, da ich der Versammlung eine große politische Bedeutung beilegte und er mir nichts davon gesagt hatte, ebensowenig, wie er zu mir von dem Ergebnis der Reise v. Seissers nach Berlin je etwas gesprochen hatte.

Um nicht ungerecht zu sein und doch mir ein Urteil zu bilden, fragte ich ihn, ob die Versammlung stattfinde und ob er hingehe. Mein Vertrauen zu ihm war durch die Antwort wieder gestärkt.

Am nächsten Vormittag hatte ich eine Vernehmung im Justizpalast. Sie dauerte, ohne beendigt zu werden, bis in die Mittagsstunden hinein. Ich mußte schließen, weil ich um 4 Uhr die Besprechung mit Herrn v. Kahr hatte und vorher noch zum Mittagessen nach Hause wollte. Bei der Festsetzung des nächsten Termins glaubte ich aus einer Äußerung des Herrn Justizrats v. Zezschwitz entnehmen zu müssen, daß von einer Seite für einen bestimmten naheliegenden Tag eine politische Aktion geplant sei. Ich sprach beim Fortgehen mit Herrn Justizrat v. Zezschwitz darüber.

Ich stelle ausdrücklich fest, daß das die erste Mitteilung war, die ich davon erhielt, daß die Herren tatsächlich am 12. November, wie aus dem Gang

der Verhandlung sich ergeben wird, eine Unternehmung mit diesem Tag als erstem Ausrüstungtag beginnen wollten.

Gegen 3 Uhr nachmittags besuchte mich Graf Helldorf, der mir von seiner Unterhandlung am Vormittag mit Lossow erzählte. Auch hieraus entnahm ich das gleiche, wie aus der Unterhaltung mit Major Vogts am 6. und General v. Lossow am 7. November. Graf Helldorf fuhr mit mir in einem von General v. Lossow gestellten Kraftwagen in die Stadt. Da er sich für den Ausgang der Unterredung erwärmte und ich ihn nicht aufs Unbestimmte warten lassen wollte, bestellte ich ihn in die einzige Privatwohnung, in die ich ihn bestellen konnte, zu Herrn v. Scheubner-Richter.

Über die Unterredung mit den drei Herren ist nicht viel zu sagen. Auch hier war Herr v. Kahr ungehalten: Wo bleiben nur endlich die Herren aus Norddeutschland? Das war die Frage. Dabei wußte er wohl schon, daß Herr Claß und Herr Bang am Freitag oder Sonnabend früh kommen würden. Ich erwähnte noch den Argwohn, der durch die Äußerung des Herrn v. Zezschwitz am Morgen in mir aufgestiegen war. Die Herren gingen in keiner Weise darauf ein. Die Versammlung am Abend wurde in keiner Weise erwähnt. Ich war durch die Unterhaltung so klug wie vorher und fand nur die Worte des Generals v. Lossow bestätigt, indem auch Kahr die Absicht hatte zu handeln, sobald die Herren aus dem Norden da seien; von einem Von-dort-gerufen-werden ist mir gegenüber nicht gesprochen worden. Mir schien indes Einigkeit in Ziel und Weg zu bestehen. Ich fuhr vom Generalstaatskommissariat zu Herrn v. Scheubner-Richter, sagte Graf Helldorf, daß sich nichts geändert habe, er möchte sich auch in Berlin nach Herren umsehen und fuhr dann nach Hause.

Die Herren, die ich für abends 8 Uhr statt nachmittags 4 Uhr zum Tee gebeten hatte, hatten inzwischen abgesagt.

Etwa gegen 8 Uhr abends — ich habe nicht auf die Uhr gesehen — wurde ich angerufen: Im Bürgerbräukeller sei meine Anwesenheit dringend



Heimkehr zum Hause in Prinz-Ludwigs-Höhe nach der Urteilsverkündung im Hochverratsprozeß

Bei der großen Tagung der Nationalsozialistischen Freiheitbewegung in Weimar 1924, fünf Jahre nachdem im gleichen Nationaltheater in Weimar die Nationalversammlung der Novemberrevolution getagt hatte



General Ludendorff auf dem Deutschen Tag in Marburg vom 25. bis 30. Mai 1924

erwünscht. Ich würde sofort in einem Kraftwagen abgeholt werden. Auf meine Frage, was eigentlich los sei, erhielt ich die Antwort, das würde mir mitgeteilt werden. Ob mich Scheubner-Richter anrief oder ein anderer Herr, weiß ich nicht mehr. Ich wartete das Eintreffen des Wagens ab. Scheubner-Richter kam und meldete mir kurz den Vorgang. Wir sprachen etwa zehn Minuten zusammen und begaben uns in schärfster Fahrt zum Bürgerbräukeller.

Im Bürgerbräukeller begrüßte mich Hitler und bat mich, das Amt eines Befehlshabers einer zu bildenden nationalen Armee zu übernehmen, indem er mir die Sachlage kurz, wie Scheubner-Richter, schilderte. Die Frage war für mich, wie stellt sich die bayerische Staatsgewalt dazu, verkörpert in den drei Herren. Wie die drei Herren dachten, wußte ich nicht. Ich sah in dem Vorgefallenen höchstens ein Vorprellen in der von ihnen selbst gewiesenen Zielrichtung und zweifelte nicht daran, daß die Herren innerlich mit ihrem Entschluß fertig waren. Ich habe mich in schweren Lebenslagen schnell zu einem Entschluß bekennen müssen, und so machte ich es auch hier. Ich trat in das Nebenzimmer. Ich habe keine Waffe gesehen, auch nicht am Fenster. Die Herren standen zwanglos, unbewacht. Pöhner war anwesend, der mit Kahr sprach. Ich begrüßte diesen, trat dann auf Lossow zu und sagte ihm etwa: der Stein sei ins Rollen gekommen, die Sache müsse nun doch wohl weitergeführt werden. Ich stellte mich der Bewegung zur Verfügung und ging dabei von der Auffassung aus, daß das Ziel des Hitlerunternehmens mit dem Ziel der drei Herren durchaus identisch sei, daß das Ziel aber dann gefährdet wäre, wenn der nun einmal jetzt eingeschlagene Weg nicht weiter beschritten werde. Selbstverständliche Voraussetzung war aber, daß die bayerische Staatsgewalt mitkommen würde. Lossow erwiderte mir auf meine Frage, es sei seine Ansicht, daß das Unternehmen jetzt weiter geführt werden müsse. Ebenso Oberst v. Seisser. An Einzelheiten entsinne ich mich nicht. Ich sprach dann mit Pöhner, ob er den ihm angebotenen Platz an-

nehme. Er sagte, er müsse sich mit Exzellenz v. Kahr besprechen. Exzellenz v. Kahr meinte mir gegenüber, er sei doch sozusagen mit der Pistole ins Nebenzimmer geführt worden, er könne sich nicht entschließen, die Herren im Saal könnten glauben, er stehe auch hier unter Druck. Endlich entschloß er sich auf inständiges Bitten Hitlers, wobei auch ich mich beteiligt habe. In meiner Anwesenheit ist kein Zwang auf die Herren ausgeübt worden. Sie haben sich auch nicht über einen Zwang beklagt. Hätte ich derartiges gesehen, dann hätte ich eingegriffen. Sie haben mir auch nicht etwa vorgeworfen, ich hätte nicht loyal gehandelt*). Sie haben auch nicht Komödie gespielt. Sie entschlossen sich als freie Männer durch Wortabgabe und Handschlag als Vertreter der bayerischen Staatsgewalt, die sie bereits seit Wochen innehatten und weiterführten. Die Macht lag fest in den Händen der drei Herren. Die Herren wurden nicht vor eine Lage gestellt, die ihnen fremd war, überrascht waren sie, obschon sie doch selbst nach dem Bericht eine Überraschung gefürchtet hatten. Die Gesamtlage jedenfalls war ihnen nicht fremd und vielleicht noch weniger fremd, als ich annahm. Unleugbar lag ihre Zustimmung in der Zielrichtung, die sie selbst eingeschlagen hatten und in der Lossow an mich herangetreten war, der Vertreter der Teile der Reichswehr, die sich dem bayerischen Staatskommissar zur Verfügung gestellt haben.

Die Herren, so nahm ich damals an, waren nur genötigt, in der gleichen Weg- und Zielrichtung weiterzuschreiten, die sie selbst eingeschlagen hatten.

Ich wiederhole: Als ich an General v. Lossow herantrat, nahm ich an, daß sein Entschluß fertig sei: in solchen Augenblicken gibt es für mich nur einen schnellen Entschluß. Ebenso war es bei Oberst v. Seisser. Ich habe diesen beiden Herren nicht zugeredet. Dazu war kein Anlaß: Ich sah und fand gar

---

*) Oberst v. Seisser führt bei seiner Aussage an, er hätte geglaubt, General Ludendorff hätte eine ihm gegenüber irgendwie eingegangene Verpflichtung verletzt. Er hat von ihm nie eine unmittelbare Zusicherung erhalten. Von der Verletzung einer Verpflichtung seinerseits war auch im Nebenzimmer oder in der ganzen Nacht nie eine Rede. Warum das damals ausgesprochen wurde, ist leicht erkennbar.

keinen Widerstand. Ja! Herrn v. Kahr habe ich zugeredet. Ich hielt es für verderblich, wenn der nationale Wille Schaden litte. Eine Ansprache an die Herren habe ich nicht gehalten. Ich war der Ansicht, daß ich es mit Deutschen Männern zu tun hatte, die mir ihr Deutsches Wort und ihren Deutschen Handschlag freiwillig gaben. Hätten die Herren nein gesagt, dann hätte ich gesagt: Nun, dann nicht, dann muß von dem Unternehmen Abstand genommen werden!

Ich wiederhole nochmals, daß ich fortgesetzt überzeugt war, die drei Herren hätten die bayerische Staatsgewalt, die sie bereits innehatten, nunmehr offen in den Dienst der Sache gestellt, die sie selbst beabsichtigten, was für mich die selbstverständliche Voraussetzung für meine Beteiligung war. Wenn später Herr v. Lossow den Vertretern der Presse erklärte: ‚Wenn Ludendorff und Hitler Diktatoren geworden wären, so wären die Namen v. Lossow und v. Seisser nur eine Narrenposse gewesen', so kann ich nur erklären, daß es mir nicht daran lag, eine Narrenposse aufzuführen. Ich wollte sie auch, heißt es, als Popanz, um Reichswehr und Polizei herüberziehen. Wenn man das glaubt, daß ich das tun könnte, dann kennt man mich nicht.

Es kamen die Erklärungen im Saal und eine kurze Besprechung im Nebenzimmer. Ich komme in geschlossener Sitzung darauf zurück und möchte hier nur feststellen, daß das, was die Anklageschrift behauptet, nicht richtig ist.

Ich kann über mein Gespräch mit Oberstleutnant Kriebel nur das bestätigen, was er heute gesagt hat. Er trat an mich heran und bat mich, ihm keine besondere Stellung zu übertragen. Ich bat ihn, bei mir zu bleiben; wir wollten zu General v. Lossow fahren und das in Ruhe behandeln. Ich habe Kriebel nicht als Führer des Kampfbundes gebeten. Er war bei mir im Sommer 1918. Hoffnungen und Enttäuschungen im Hauptquartier wechselten ab, Freude wechselte mit tiefster Sorge. Da war mir Oberstleutnant Kriebel ein lieber Gefährte, darum bat ich ihn. Ich hatte nicht den Glauben, daß in dieser kurzen Zeitspanne derselbe Kampf wie im Sommer 1918 durch

meine Seele ziehen würde und wir in kurzer Zeit dasselbe erleben würden wie damals.

Dann kamen die Vorgänge mit der Infanterieschule. Ich war genau so überrascht über das Eintreffen der Infanterieschule wie Kriebel. Ich habe erst nachher gehört, daß mit meinem Namen gearbeitet worden ist, und möchte hier klar aussprechen, daß mein Name damit nichts zu tun hat. Die Infanterieschule wurde durch Roßbach mir gemeldet, weil v. Lossow nicht mehr anwesend war. Ich weiß nur, daß ich Roßbach noch fragte: Wie steht General v. Tieschowitz? Roßbach sagte: Er habe sich auf seinen Eid berufen, er könne sich nicht beteiligen; er habe aber der Infanterieschule nichts in den Weg gelegt. Ich bin dann die Front entlang gegangen unter dem Rufe: ‚Heil Deutschland'.

Dann fuhren wir über die Polizeidirektion ins Wehrkreiskommando. Die Vorgänge haben sich nun genau so abgespielt, wie Kriebel sie geschildert hat. Da ich in der Polizeidirektion absolut nichts zu tun hatte, gingen die beiden Herren, Kriebel und Dr. Weber, hinauf und ich blieb zurück. Dann fuhren wir ins Wehrkreiskommando, wo wir vor 12 Uhr eintrafen. Hier ging es ins Zimmer von Hauptmann Röhm. Das war kein sehr angenehmer Aufenthalt; ich blieb aber, weil ich mir sagte, ich bin nicht Herr im Hause. Unsere Sorge ging dahin, nun die Verbindung nach zwei Seiten aufzunehmen, nämlich mit Seisser und Lossow.

Ich erhielt nun Verbindung mit Herrn v. Seisser und fragte ihn, was mit I/19 los sei. Er antwortete, das wisse er nicht, er werde bald kommen. Ich sandte dann auch zwei Boten an ihn ab: einen, vielleicht Leutnant Reiner, der mir das gleiche mitteilte: Oberst v. Seisser werde gleich kommen; der andere mit einer schriftlichen Bitte wurde von Seisser nicht empfangen. In diesem Zusammenhang wurde der Befehl gegeben, daß die Infanterieschule den Schutz des Generalstaatskommissars übernehmen solle, da wir annahmen, die Herren v. Kahr und v. Seisser seien im Generalstaatskommis-

sariat unfrei und hätten mit Schwierigkeiten bei ihrer Umgebung zu kämpfen. Wenn jemand in meinem Namen den Befehl gegeben hat, dann nehme ich die Verantwortung auf mich. Ob ich den Befehl gegeben habe, weiß ich nicht mehr. Wenn es vor dem Generalstaatskommissariat zu Schwierigkeiten gekommen ist, so nur, weil wir die Verbindung mit dem Polizeipräsidium nicht bekamen. Es war nach bestem Wissen alles geschehen, um Reibungen auszuschließen.

Über den Verbleib des Generals v. Lossow waren wir lange Zeit nicht unterrichtet. Alle Versuche, mit I/19 in Verbindung zu kommen, schlugen fehl. Endlich erscheint Leutnant Roßmann, um seine Wache abzuholen. Er bat um eine Darstellung der Lage, da sein Bataillonskommandeur aus der Lage nicht klug werde. Während Kriebel schrieb, sprach ich mit Roßmann, der fragte, ob wir schießen wollen. Ich verneinte: Wir wollen zusammengehen, wir hätten nicht die Absicht, auf die Reichswehr zu schießen; ich beauftrage ihn, Lossow in meinem Auftrage um eine Unterredung zu ersuchen. Als nun Kriebel fertiggeschrieben hatte, bat mich Roßmann, die Mitteilung zu unterschreiben. Ich unterschrieb; nun ist zu meinem großen Bedauern diese Meldung verloren gegangen, die vor allem das Märchen zerstört hätte, wir wollten die Truppe zu uns herüberziehen. Wir haben nicht einen Finger dazu gerührt. Wir baten Roßmann, wiederzukommen. Roßmann kam nicht wieder. Bald darauf kam Major Siry, den wir nun zu Lossow sandten. Siry kam auch nicht wieder. Hierauf schickte ich den Rittmeister v. Bieberstein nach Ingolstadt zu Oberstleutnant Hoffmann mit der kurzen schriftlichen Bitte, zu kommen.

Wir gaben die Hoffnung nicht auf, daß General v. Lossow die ihn bedrohenden Widerstände überwinden werde, wenn einsichtige Offiziere ihn aus freien Stücken unterstützen würden. In diesem Streben bat ich auf Vorschlag Major Hühnleins auch Oberst Leupold zu mir. Herr Hitler war anwesend, als Oberst Leupold kam. Wir zogen uns in ein Zimmer zurück.

Oberst Leupold erklärte, er habe vor wenigen Stunden, etwa um 3 Uhr, erfahren, daß General v. Lossow sich nicht an sein Wort gebunden halte, da er unter Pistolenzwang gehandelt habe. Ich fiel, wie er mir das sagte, aus den Wolken und widersprach sofort. Sie wissen, meine Herren Richter, selbst, daß ich keine Pistole gesehen habe! Ich sagte, das sei nicht richtig, er habe nicht unter Pistolenzwang gehandelt. Von Gewaltanwenden hat Oberst Leupold meines Erachtens nicht gesprochen, ich hätte sonst darauf hingewiesen, daß das eine Felonie wäre, wie sie in der Deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen ist. Ich habe den Eindruck, daß Oberst Leupold in der Funktion als Vermittler weggegangen ist. Ich habe den Besuch Leupolds nie so angesehen, als ob er mir etwas Endgültiges, Abschließendes mitgeteilt hätte. Ich habe eine Zeitlang nicht gewußt, ob Hitler bei dieser Besprechung zugegen war; viel gesprochen hat er jedenfalls nicht.

Ich möchte hier in aller Ruhe die traurige Feststellung machen — es hat mir wehe getan und tut mir heute noch weh —, daß Deutsche Offiziere mir ihr Wort und ihren Handschlag gebrochen haben.

Lossow kam nicht, deshalb ging ich zu meinen völkischen Freunden und verabschiedete mich von Hauptmann Röhm, zu dem ich sagte, er möge vorläufig dableiben. Hier wird in der Anklageschrift gesagt, ich hätte den Befehl zum Besetzen des Wehrkreiskommandos gegeben. Das ist nicht richtig. Ich habe zu Röhm unter ganz anderen Voraussetzungen gesprochen: ich dachte nicht daran und konnte nicht daran denken, daß später so gehandelt werde, wie gehandelt worden ist. Die Voraussetzungen zu meiner Weisung waren morgens ganz anders, wie sie sich nachher verwirklichten. Hauptmann Röhm hat aber militärisch richtig gehandelt, als er später ohne einen Befehl von mir das Wehrkreiskommando nicht räumen wollte. Er bekam diesen Befehl sofort, nachdem ich von dem Eintreffen der Reichswehr Kenntnis erhalten hatte; ich hätte ihn auch sogleich darum ersucht, wenn ich von den Absichten

Lossows Kenntnis gehabt hätte. Ich hätte auch nicht anders gehandelt wie Hauptmann Röhm.

In der Anklageschrift heißt es, ich hätte mich zum Bürgerbräukeller begeben, weil ich mich im Wehrkreiskommando nicht sicher fühlte. Das hätte nicht gesagt werden sollen!*) Ich fuhr in den Bürgerbräukeller, weil alles andere unwürdig gewesen wäre. Am Abend vorher hatte ich mit Hitler und den anderen Herren ein Treuegelöbnis ausgetauscht. Jene drei brachen ihr Wort, für mich war das ausgeschlossen! Wie sich die Verhältnisse auch entwickeln mochten, ich gehörte zu meinen völkischen Freunden.

Hitler hatte die Absicht, durch Propaganda in der Stadt zu wirken und dadurch auch auf die drei Herren Einfluß zu gewinnen. Zwei Ereignisse sind mir besonders im Gedächtnis geblieben. Das erste ist der Besuch des Majors Haselmayr und Hauptmann v. Kraußer. Haselmayr erklärte, er kenne die Haltung Lossows nicht und wolle vermitteln. Ich bat ihn, Aufklärung zu schaffen und gab ihm ein Auto zur schleunigen Erledigung. Er kam nicht zurück.

Wie ich später erfuhr, habe Herr v. Lossow gesagt: ‚Mit dem Gesindel verhandle ich nicht!'

Dann hörte ich von dem Aufruf des Vorsitzenden der drei bayerischen Offiziersverbände — ich will nicht weiter davon sprechen!

Aus dem ganzen Zusammenhang drängte sich mir nun die Überzeugung auf, daß das nationale Wollen, so wie es im Zusammengehen mit der bayerischen Staatsgewalt am Abend vorher geplant war, gescheitert sein könnte. Ohne die bayerische Staatsgewalt, allein auf die Kreise des Kampfbundes gestützt, war die Erhebung nie für denkbar gehalten. Ich sah die Gefahren für das Vaterland wieder ihr Haupt erheben, die ich vor dem 21. Oktober so hoch eingeschätzt hatte, darum entschloß ich mich, die völkische Bewegung zu retten, nicht der völkischen Bewegung zuliebe, sondern dem Vaterland zu-

---

*) Der Staatsanwalt gibt dazu eine Erklärung, für die sich General Ludendorff bedankt.

liebe, und nur die völkische Bewegung, das ist meine heilige Überzeugung, wird es retten, sonst niemand.

Diese Gedanken für die Deutsche Zukunft beschäftigten mich vornehmlich. Alles andere trat dagegen zurück. Um Einzelheiten bekümmerte ich mich nicht, das war nicht meine Aufgabe. Mich jetzt von der Bewegung zu trennen, war unmöglich für mich: Es wäre Treubruch gewesen, unwürdig eines General Ludendorff.

Bis gegen 11 und 11.30 Uhr lauteten die Nachrichten aus der Stadt dahingehend, daß die Propaganda überall freudig begrüßt wurde. Irgendein Maueranschlag wie der berühmte: ‚Ehrgeizige Gesellen!' war uns nicht bekannt geworden. Ich hörte nur von einem Anschlag des Ministers Matt (betraf den ‚Preußen Ludendorff'). Die Lage war noch immer nicht geklärt und sie erforderte einen Entschluß. Den Rückzug nach Rosenheim habe ich verworfen, weil dann die völkische Bewegung im Straßenschmutz geendet hätte, und das war unwürdig der völkischen Bewegung (zu Oberstleutnant Kriebel: ‚Bitte um Verzeihung, lieber Kriebel, wenn ich hier anderer Meinung bin wie Sie!'). Das einzig Würdige war der Zug. Wir haben befohlen, daß die Gewehre entladen würden. Es war ein friedlicher Zug!

Ich habe bei Lüttich im Straßenkampf gestanden und kann das beurteilen. Es war ein Aufklärungzug, da gehörten die Führer voran. Ich habe mir auch gesagt, es wäre geringe Möglichkeit, daß von seiten der Landespolizei oder Reichswehr von der Waffe verbrecherischer Gebrauch gemacht werden kann, dann habe ich erst recht die Pflicht, an der Spitze zu sein.

Der Posten an der Ludwigsbrücke lud, machte aber auf Zuruf die Straße frei. Ist der Posten später entwaffnet worden, so ist das durchaus gegen die Absicht der Führung geschehen. Ich habe es nicht gesehen. Der Schuß, der dort gefallen ist, wird sich auf ganz harmlose Weise aufklären.

Am Marienplatz wollten wir umkehren, der Platz war gedrängt voll, wir würden umjubelt. Wir bogen von der Weinstraße in die Perusastraße und

dann in die Residenzstraße ein. Man handelt manchmal in Augenblicken des Lebens, man weiß nicht warum. Ich habe Tannenberg geschlagen. Wenn ich mich frage: Warum so? Ich kann es nicht sagen. Die Gründe werden in Geschichtebüchern stehen, da habe ich es mir zurechtgelegt." (Heiterkeit.) „Vielleicht wollte ich Röhm abholen.

So kamen wir an die Preysingstraße*), und an dieser Stelle wich der Reichswehrposten aus, genau so wie vorher die Polizei. Einzelheiten will ich Ihnen nicht sagen, alles ist an der Feldherrnhalle blitzartig vor sich gegangen: vom Fuß der Halle her tauchten Leute auf, die schossen, und gleichzeitig setzte links von mir Feuer ein, ohne daß irgendeine Warnung erfolgte. Ich habe Leute schießen sehen, den Kolben in der Hüfte! Sehen Sie sich die Residenz an, die Schüsse sind gefallen von der Feldherrnhalle, und wenn Hauptmann Schraut und seine Beamten gefallen sind, so von Schüssen, die von der Feldherrnhalle gegen die Residenz fielen.

Ich ging weiter und das weitere brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Auf der Residenzwache hörte ich von den gleichzeitigen Vorgängen beim Wehrkreiskommando. Ich gab Hauptmann Röhm die Weisung, die Sache dort abzubrechen. Major Haselmayr und Oberstleutnant Hoffmann teilten mir mit, daß in Berlin die Diktatur Seeckt ausgerufen sei. Wie das Kapp-Unternehmen damals München eine sogenannte Rechtsregierung gebracht hatte, so hätte die Unternehmung Hitlers jetzt in Berlin befreiend gewirkt. Heute verstehe ich diese Nachricht und kann damit dem Vorsitzenden einen Fingerzeig geben, wohin die Untersuchung auszudehnen ist.

Die Hoffnung, die ich für die Genesung des Vaterlandes und für die Stärkung des nationalen Willens am Abend des 8. November gehegt hatte, war vernichtet, weil Kahr, Lossow und Seisser das große Ziel, von dem ich glaubte, daß sie es im Auge hätten, aus dem Auge verloren haben, weil die

*) Gemeint ist die kleine Straße, die vor dem Preysing-Palais Residenz- und Theatinerstraße verbindet: die Viscardistraße.

große Stunde in ihnen kleine Menschen gefunden hat. Das allerschmerzlichste war für mich, daß ich aus den Ereignissen die Überzeugung gewonnen habe, daß unsere führende Gesellschaftschicht sich als unfähig erwiesen hat, dem Deutschen Volk den Willen zur Freiheit zu geben. Alle Gefahren, die ich vor dem 21. Oktober gesehen habe, erhoben wieder ihr Haupt.

Es war gelungen, die völkische Bewegung aus Treubruch, Verrat und Mordanschlag zu retten. Durch Märtyrerblut gestärkt, erhielt sie neue Kraft. Das ist das von ihren Feinden nicht gewollte Ergebnis des 8. und 9. November. Möge sie befähigt sein, die große Aufgabe zu erfüllen, die ihr von der Geschichte und dem Deutschen Volke zugewiesen ist!

Wir wollen nicht einen Rheinbund von Frankreichs Gnaden, nicht einen Staat unter dem Einflusse marxistisch-jüdischer oder ultramontaner Gewalten, sondern ein Deutschland, das nur den Deutschen gehört, und darin nichts herrscht als Deutscher Wille, Deutsche Ehre und Deutsche Kraft!, einen Hort des Friedens — so wie zu Bismarcks Zeiten."

Der Eindruck dieser Rede war ein außerordentlicher. Es herrschte tatsächlich Totenstille im Saal als ich endete. Man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören können. Der Staatsanwalt und der Vorsitzende stellten noch jeder eine Frage, um überhaupt etwas zu fragen, dann war die Sitzung geschlossen.

Ganz anders außerhalb des Gerichtssaales! Hier erhob sich ein Sturm gegen meine Rede. Die überstaatliche Presse fiel über mich her. Zentrum und Bayerische Volkspartei riefen ihre Schäflein zusammen, und ließen Entschließungen fassen, durch die ihre völlige Schuldlosigkeit, auch die ihres Oberhauptes, dem Deutschen Volke vor Augen geführt und ich beschuldigt wurde, den Kulturkampf heraufbeschworen zu haben. Von den Kanzeln wurde gegen mich gepredigt, obschon ich ja sogar „von den Segnungen der katholischen und protestantischen Religion" gesprochen hatte. Bald wurde von römischen Kirchenbeamten verbreitet, ich hätte mit Vorliebe Regimenter mit

katholischem Ersatz an die gefahrvollsten Stellen der Kampffront eingesetzt, um diese katholischen Soldaten besonders bluten zu lassen. Lüge und Niedertracht kannten keine Grenzen und kennzeichneten auch noch weiterhin, nur noch in verschärftem Maße, den Kampf gegen mich. In der Tat hatte ich mit meiner Rede in das Schwarze getroffen.

So erbarmungslos war das Treiben Roms und seiner Werkzeuge in Bayern öffentlich noch nie an den Pranger gestellt. Natürlich beeilten sich auch die übrigen, nicht römischen Parteien, die Deutschnationale Volkspartei an der Spitze, Rom in Schutz zu nehmen. Die Herren Helfferich und Graf v. Westarp wandten sich in öffentlichen Erklärungen gegen mich. Der Sozialdemokrat, der preußische Minister Otto Braun, den ich so oft den Stalin Preußens genannt habe, sandte am 5. 3. dem Nuntius Pacelli nachstehendes Schreiben, das nie in Vergessenheit geraten darf:

„Die von dem General der Infanterie a. D. Ludendorff in seiner Verteidigungsrede vor dem Volksgericht in München gegen Seine Heiligkeit den Papst gerichteten Ausführungen geben mir Veranlassung, Ew. Exzellenz zum Ausdruck zu bringen, wie lebhaft die preußische Regierung die Ausfälle des Generals gegen Seine Heiligkeit bedauert. Sie bedauert sie um so mehr, als sie sich bewußt ist, wie unbegründet die Angriffe sind und welch warmen Dank Preußen dem Heiligen Stuhl für seine Bemühungen um den Frieden und die Wohlfahrt des preußischen Volkes während und nach dem Kriege schuldet.

Wenn es sich nun auch bei dem General Ludendorff um eine reine Privatperson handelt, die als Angeklagter geneigt ist, alles vorzubringen, was seiner Ansicht nach für ihn von Nutzen sein könnte, so hielt sich die preußische Regierung bei den ausgezeichneten Beziehungen, deren sie sich mit dem Heiligen Stuhle erfreuen kann, gleichwohl für verpflichtet, dieses Bedauern über das Vorgehen Ludendorffs auszusprechen. Ew. Exzellenz wäre ich besonders dankbar, wenn sie Seiner Heiligkeit die Auffassung der preußischen Regierung zu übermitteln die Güte hätten.

Genehmigt Ew. Exzellenz die Versicherung einer ausgezeichneten Hochachtung, mit der zu verbleiben ich die Ehre habe

Ihr sehr ergebener

gez. Braun."

Ich hatte mit meiner Rede „ins Schwarze" getroffen und gezeigt, wie die überstaatlichen Mächte alle zusammenhängen. Auf Kommunismus und Marxismus war ich in meiner Rede kaum eingegangen. Ich hatte sie nur angedeutet, weil ich mir denken konnte, daß die Mitangeklagten ihrem Gedankenkreis zufolge sehr eingehend die Gefahren behandeln würden, die von dem Juden und seinen Werkzeugen uns so schwer bedrohen.

Mir wurde von meinen Freunden außerhalb des Gerichtssaales vorgeworfen, ich hätte ja nun auch Rom angegriffen, man müsse doch taktisch sein und dürfe nicht alle Feinde auf einmal angreifen. Selten habe ich solch törichtes Geschwätz gehört. Nicht ich habe Rom neben dem Juden angegriffen, sondern Juda und Rom befinden sich seit über tausend Jahren im Angriff gegen unser Deutsches Volkstum und wir Deutschen sind nur in der Lage, sie abzuwehren. Wenden wir uns nur dem einen Gegner zu, so dringt der andere um so mehr vor, gerade wegen des Nibelungenkampfes, den beide gegeneinander führen, um letzten Endes als Sieger über den anderen und damit als Herr über die Völker hervorzugehen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als beide Feinde gleichmäßig zu treffen, allerdings mit Waffen, die richtig gewählt sind.

Später wurde die Lüge erfunden, ich hätte Herrn Hitler versprochen, die religiöse Frage in meinen Ausführungen nicht anzuschneiden. Das ist unwahr und entstellend. Zunächst habe ich Herrn Hitler überhaupt keine Zusicherung gegeben. Er hat mich auch nie darum gebeten. Es war selbstverständlich, daß jeder die Beweggründe, die ihn geleitet hatten, angab. Mein Eintritt in die Bewegung wäre unerklärlich gewesen, wenn ich nicht meine Besorgnisse über die römische Gefahr geäußert haben würde. Gegen Marxismus und Kommunismus kämpften ja andere auch. Da war ich entbehrlich, nicht aber um die römische Gefahr auszuschließen. Die Angaben, die ich in meiner Rede machte, trafen ja auch der damaligen Auffassung zufolge gar nicht die „Religion", sondern nur die Politik. Daß ich aber mit den

politischen Angaben tatsächlich auch die Religion getroffen hatte, zeigen die Vorwürfe, die man mir machte, ich hätte die „Religion" angegriffen. Diese Vorwürfe überraschten mich nur deshalb, weil die Kreise, von denen sie herrührten, ja gerade den Unterschied zwischen Religion und Politik machen, wie es damals auch nottat.

Ich hatte in meiner Rede auch auf die unerhörten Äußerungen hingewiesen, die Kardinal Faulhaber gelegentlich seiner Reise nach Amerika, die nebenbei in die Zeit des Fuchs-Machhaus-Prozesses in München fiel, gemacht hatte. Der Kardinal sandte einen Brief an das Gericht, in dem er mich berichtigen wollte. Das Gericht machte sich seine Ausführungen auch zu eigen. Darauf machte ich eine schriftliche Gegeneingabe, in der ich die Presseäußerungen anführte, aus denen ich mir mein Urteil gebildet hatte. Sie waren bisher von Kardinal Faulhaber in keiner Weise berichtigt worden. So wurde denn dieser Zwischenfall beigelegt.

Die Vernehmung der Herren v. Kahr, Lossow und Seisser war natürlich für die Beklagten besonders anregend. Wir waren gespannt, was diese eigentlich vorbringen würden und was sie auf unsere Beschuldigungen, sie hätten ja auch einen Staatsstreich geplant, ja, unternommen, erwidern würden. Nun, sie erwiderten nichts auf das letztere. Der Staatsanwalt meinte — und er hatte damit auch schließlich recht — nicht die drei Herren wären angeklagt, sondern eben wir, die wir „auf der Anklagebank" saßen. Auch hatten die drei Herren ihren beabsichtigten Staatsstreich, wie Dr. Luetgebrune sehr richtig angab, mit einem „Justizminister" gemacht und waren auch nicht recht zu fassen. Wo kein Kläger ist, ist bekanntlich auch kein Richter. Wir Angeklagten mußten uns mit der weniger glücklichen Rolle begnügen, die die drei Herren vor Gericht abzugeben hatten. Endlich näherte sich der Prozeß seinem Ende. Der Staatsanwalt stellte seine Anträge. Sie lauteten: Für die Hauptangeklagten auf mehrjährige Festunghaft, für mich waren zwei Jahre Festunghaft als genügend erachtet. Der Staatsanwalt

Dr. Stenglein hatte dabei, zu mir gewandt, das Nachstehende ausgeführt:

„Anfangs November abends, wenige Stunden nach den traurigen Ereignissen, wurden mein Kollege und ich zur Einvernahme Ludendorffs in die Residenz gerufen. Ich habe damals unmittelbar nach der Vernehmung meinen Eindruck in die Worte zusammengefaßt: ‚Ludendorff hat sich auch da, wo er gegen das Gesetz verstieß, als ganzer Mann, als tapferer Soldat gezeigt, sein Feldherrnruhm ist unberührt geblieben.'

Auch heute noch habe ich diesen Eindruck. Ludendorff hat sich aus echter Begeisterung für die völkische Sache und zweifellos aus innerem Pflichtgefühl heraus dem Unternehmen zur Verfügung gestellt. Er hat sich schließlich an die Spitze jenes unglückseligen Zuges gestellt, obwohl er mit der Möglichkeit, daß es zum Schießen kommt, gerechnet hat, und er hat es getan, um als Erster den Kugeln ausgesetzt zu sein. Ein ganzer Mann, ein tapferer Soldat. Aber das Gesetz hat er verletzt; das Gesetz muß auch ihm gegenüber zur Anwendung kommen. Das wird Ludendorff selbst, der uns allen im großen Kriege das Vorbild strengster unerschütterlicher Pflichterfüllung war, am besten verstehen."

In meinen Schlußausführungen ging ich auf den Antrag des Staatsanwalts weiter nicht ein. Ich führte das Nachstehende aus:

„Meinen eigenen Ausführungen und den Ausführungen meiner Herren Verteidiger habe ich nichts hinzuzufügen. Mein Handeln in jenen kritischen Tagen an der Seite meiner Freunde liegt gerade und gradlinig vor Ihnen. Meine Herren Richter! Sie werden die Überzeugung gewonnen haben, daß Hochverrat in den hier sitzenden Männer nicht vor Ihnen steht.

Sei es wie es sei! Ich bin stolz darauf, daß ich mit meinen Freunden, die wir das Beste unseres Landes wollen, hier vor Ihnen stehe und daß ich ihr Schicksal auch weiter mit ihnen teilen werde.

Kraft meines Rechtes als Angeklagter, kraft meines historischen Rechtes — und ich bitte, davon hier diesmal Gebrauch machen zu dürfen! — will ich zu Ihnen noch wenige Worte sprechen: sie kommen aus dem Herzen eines

Mannes, der Schweres zu tragen hatte und der mehr erlebt hat als Sie und alle, die hier in diesem Saale versammelt sind.

Man sieht in mir Tannenberg. Man sieht in mir große andere Schlachten und glänzende Feldzüge. Man sieht in mir einen Repräsentanten des alten Heeres, um dessen Fahnen sich ewiger Ruhm windet. Man sieht in mir den Vertreter einer ruhmreichen großen Zeit, der die Grenzen des Landes schirmte und jetzt hineinlebt in eine Zeit des Verfalls.

Was Sie aber nicht sehen, das ist meine Lebensarbeit — mein Ringen mit dem eigenen Volke um seine Zukunft!

Am 22. März, dem Geburttage unseres greisen Heldenkaisers, 1904 war es, vor zwanzig Jahren, kam ich in die Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes. Sehr bald erkannte ich dort, daß wir nicht stark genug seien, um unsere Stellung als freies Volk zu wahren und unsere Zukunft so zu gestalten, wie es das Recht eines freien Volkes ist. Auf politischem Wege wollten wir unser Recht wahren, statt es auf die Macht zu stützen. Und dabei erkannte ich, daß Kräfte im Volke da waren, die für die Gestaltung seines Schicksals nicht voll ausgenützt wurden oder noch brach lagen. Vom 22. März 1904 an begann mein Ringen für das Volk, und in schweren Kämpfen rang ich seitdem um die Wehrhaftmachung unseres Volkes.

Endlich, im Jahre 1912, konnte ich die große Wehrvorlage bringen! Die Welt sieht, wie drei Armeekorps, die diese Vorlage forderte, nicht bewilligt wurden und dann bei der Entscheidung fehlten. Die Welt müßte sehen, sieht aber nicht das, was ich wollte: die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, von der wir immer weiter zurückgeblieben waren!

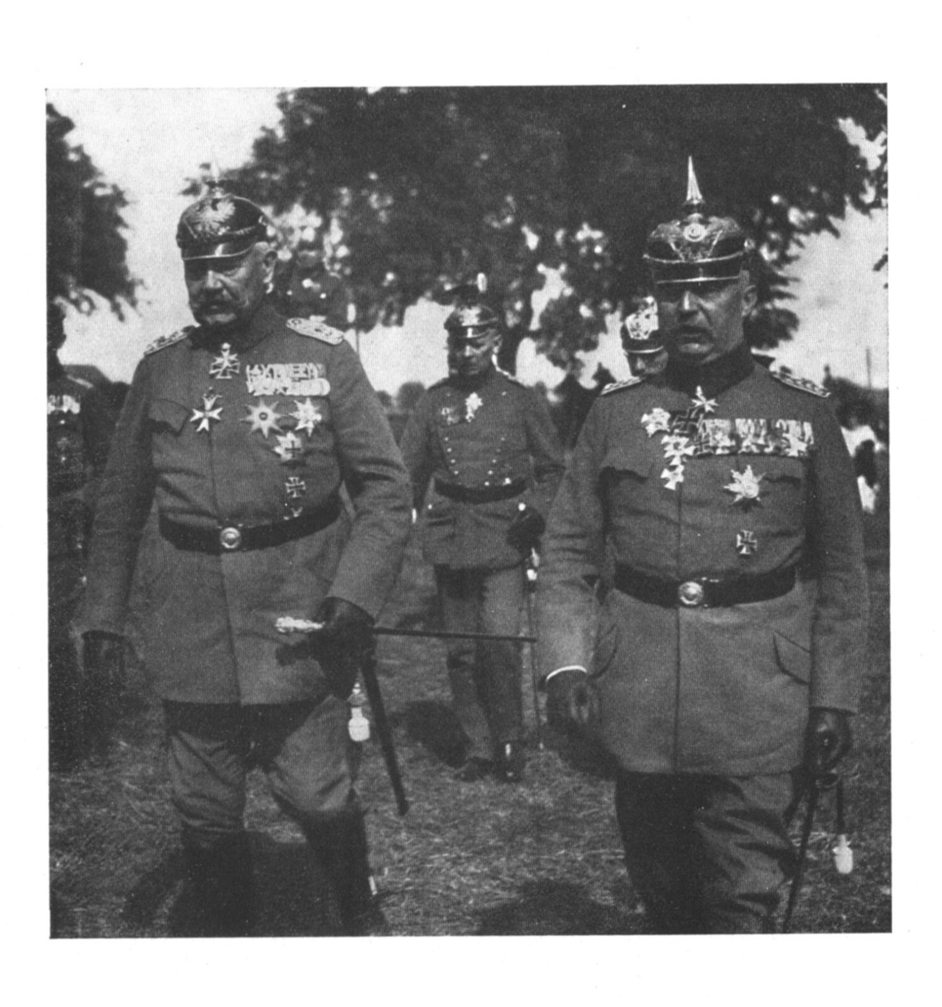
Meine Warnung, die ich damals aussprach, drang nicht durch. Ich wurde aus dem Generalstab versetzt, mein damaliger kommandierender General erhielt noch einen Uriasbrief, er solle mir Disziplin beibringen — weil ich für die Freiheit, die Sicherheit, die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes kämpfte und weil mir diese Dinge höher standen als schweigende Unterordnung.

Die berufenen Stellen damals waren sich ihrer Verantwortung dem Volke gegenüber nicht bewußt. Sie erzogen das Volk nicht auf den Ernst der Stunde, und ein nichterzogenes Volk, wenn auch gegen eigenen Willen, in einen Krieg führen heißt: es dem Untergange weihen! In wirtschaftlichem Denken befangen glaubten sie, ‚der Krieg' könne nur Monate dauern, und hatten das Wort Moltkes über ‚den kommenden Krieg' vergessen: ‚Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden.'

Da kam der Weltkrieg, und nachdem viel Gut und Blut vertan, wurde ich berufen, an der Seite des Generalfeldmarschalls den Krieg zu führen mit einer Macht, die ich schon vor dem Weltkrieg als ungenügend erkannt hatte. Da konnte für mich kein Zweifel sein, daß das Notwendigste sei, das Volk hinauszuführen über die allgemeine Wehrpflicht und von jedem Deutschen, ob Mann oder Frau, zu verlangen, daß er dem Vaterlande dient, sei es in der Heimat, sei es am Feind.

Ich meinte, jeder solle die Notwendigkeit dazu erkennen. Aber auch diese Gedanken drangen nicht durch! Das Hilfedienstgesetz kam. Das Volk wurde trotz meiner Bitte nicht aufgeklärt. Die breite Masse, zum Teil in ihrer bitteren, unendlichen Not, wandte sich immer schärfer gegen mich, weil ich für das Volk, für seine Freiheit und Sicherheit, weil ich für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes auch damals arbeitete und kämpfte; weil ich aus dem Zwang der Lage von ihm mehr verlangte, als je von ihm verlangt worden war: daß nämlich nicht allein das Sterben, sondern das schwere, arbeitreiche Leben, das Leben voll Entbehrung und harter Pflicht, und unablässiger und unerbittlicher Kampf für das Vaterland die Hauptsache sei; daß es für das Vaterland ein Opfer überhaupt nicht gibt und daß in solchen Stunden alles dem Vaterland gehört.

Und wieder verhallte meine Warnung. Wieder haben sich die verantwortlichen Stellen der großen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, und das Unglück kam!



Anläßlich der Grundsteinlegung des Tannenbergdenkmals am 31. August 1924
in Tannenberg

Deutscher Tag in Weimar, August 1924



Deutscher Tag in Aue (Erzgebirge), 1925

Nun ist das Unglück da. Ich meinte jetzt, daß sich nun doppelt und dreifach jeder Deutsche, wie ich es im Kriege verlangt habe, in den Dienst des Vaterlandes stelle. Es war aber anders.

Die klare Erkenntnis unserer furchtbaren Not und Schwäche, den eisernen Willen einer starken Gemeinschaft selbstloser Menschen, das Streben nach der Wehrhaftigkeit, die allein unserem Volke die Ehre und Freiheit wiedergeben kann, traf ich nur in der völkischen Bewegung an. In der Deutschen Freiheitbewegung sah ich die Männer, die dazu bereit sind, dem Vaterland alles zu geben und das Volk zu erziehen. Wenn diese Männer hier mit mir auf der Anklagebank sitzen und des Hochverrats angeklagt sind, so geschah dies, weil sie diesen Willen und dieses Streben im Lande wieder zur Geltung bringen und in diesem Geist das Volk erziehen wollten! Die Angeklagten sitzen hier vor Ihrem Richterstuhl — sie sitzen aber auch vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte!, und die Weltgeschichte führt seit Jahrtausenden Männer, die für ihr Vaterland reinen Herzens männlich gekämpft haben, nicht in Festunghaft, sondern nach Walhall!

Der Reichskanzler, Vertreter eines unrühmlichen Geschlechts in unserer großen Vergangenheit, eines abgelebten Geschlechtes, dessen verderbliches Wirken verkündet wird von umflorten Marksteinen: Zabern 1912, Friedensresolution 1917, dem 20. Oktober 1918 und wie die Marksteine in immer dichterer Reihenfolge heißen mögen, spricht das unerhörte Wort:

‚Ich sage: wenn der völkische Gedanke weitere Kreise des Volkes ergreifen sollte, so wäre das schlimmer als der verlorene Krieg; denn dann sind wir verloren für immer.'

es reiht sich würdig an jenes furchtbare andere Wort, das ich bei meiner Vernehmung anführte und das den Dolchstoß am 20. Oktober 1918 kündete:

‚Deutschland soll — das ist unser fester Wille — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie diesesmal siegreich heimgebracht zu haben.'

Aus diesen Worten sprechen Männer, die für die idealen Güter des Volkes und für die Gegenwart kein Verständnis haben.

Ich erhebe diesmal vor aller Welt meine warnende Stimme, zum dritten Male, und sage Ihnen: Wenn der völkische Gedanke nicht das Volk in seinen breiten Schichten durchdringt, so sind wir verloren!, verloren für immer, und wir erleben ein neues Versailles, ein Versailles, das noch schlimmer ist als das von 1919, das durch die Unterschrift eines Parteigenossen des Herrn Reichskanzlers, für uns Verbindlichkeit erhalten haben soll — wir erleben dann ein Versailles der dauernden Versklavung an Frankreich und die internationalen Geldmächte, das Gestrichenwerden aus der Reihe der freien und geachteten Nationen.

Meine Herren Richter! Vor Ihnen stehen die Angeklagten. Seien Sie sich Ihrer Verantwortung bewußt! Hören Sie meine Stimme! Hören Sie den Schrei der Deutschen Seele nach Freiheit!, den Schrei der Deutschen im besetzten Gebiet!

Einen Tag, wie ich annehme, nach dem Urteilsspruch ist der 1. April — der Geburtstag des Fürsten Bismarck, des Gründers des Reiches, der seine Politik durchführen konnte, weil er sich stützen konnte auf ein wehrhaftes Volk und auf die Armee König Wilhelms. Setzen Sie sich nicht mit dem Urteil der Weltgeschichte in Widerspruch! Geben Sie die Männer, die vor Ihnen sitzen, dem Volke wieder. Denn die Aufgabe dieser Männer ist es, das Volk wehrhaft zu machen und zur Tat zu erziehen. Nicht mit Worten, sondern durch die Tat wird Weltgeschichte gemacht."

Gegen meine Erwartung fand die Urteilssprechung nun doch am 1. April statt. Die Offiziere hatten Uniform angelegt.

Herr Hitler, Weber, Kriebel, Pöhner erhielten je fünf Jahre Festunghaft. Die Herren Brückner, Röhm, Pernet, Wagner, Frick ein Jahr und drei Monate Festunghaft, doch zugleich Bewährungsfrist bis zum 1. April 1928. Sie waren also nur der Theorie nach bestraft. Die Herren Hitler, Weber,

Kriebel und Pöhner hatten sechs Monate Festunghaft abzubüßen, Bewährungfrist für den Strafrest wurde in Aussicht gestellt.

Ich wurde freigesprochen.

Hiergegen wandte ich mich in einer kurzen Ausführung.

Damit war der Prozeß zu Ende.

Meine Autofahrt von der Kriegsschule nach meiner Wohnung in Ludwigshöhe glich einem Triumphzug. Der Kraftwagen konnte sich durch die Menschenmenge kaum Bahn brechen. An meinem Hause hatten sich Freunde aufgestellt, die mich begrüßten.

An meinem Geburttage am 9. 4. war ein Fackelzug mir zu Ehren veranstaltet. Freunde hatten einige Tage später in ihrem Hause eine besondere Feier veranstaltet. Auf ihr sprach Frau Dr. v. Kemnitz über den göttlichen Sinn der völkischen Bewegung.

Damit war in den Tagen hochgehender Spannung ein Abschluß eingetreten. Bald sollte mich der Alltag mit seinen Sorgen um die Weiterführung der Bewegung umfangen.

4. Mein völkischer Einigungversuch und – allein auf weiter Flur

Schon während des Prozesses begannen die Sorgen um die Zukunft der völkischen Bewegung, die durch den völkischen Zug in München am 9.11.23 und den Tod vieler völkischer Deutschen einen so mächtigen Auftrieb erhalten hatte. Im Norden hatte sich um Herrn v. Graefe die Deutschvölkische Freiheitpartei gebildet, die Vertreter im Reichstag hatte, aber innerlich doch kein geschlossenes Gebilde darstellte, da in ihr auch Kräfte gegen Herrn v. Graefe wirkten. Mit dem Schwerpunkt in Bayern, im besondern in München, war die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei unter Herrn Hitler in fortschreitender Entwicklung. Ihr stellten sich die Machtmittel des bayerischen Staates entgegen und drohten, sie zu zerschlagen. Das Verhältnis zwischen den Führern der beiden Gruppen im Norden und Süden Deutschlands war kein gutes; aber schließlich hatten sie beide am 9. 11. in dem gleichen Feuer gestanden. Ich bemühte mich, die Einheit der völkischen Bewegung nach Kräften zu fördern. Ich meinte, Berlin könne von München und München von Berlin etwas annehmen und dazu beide auch von mir, und die völkische Bewegung zu dem machen, was sie werden mußte, wenn sie wirklich dem Volke die Zukunft verbürgen sollte, und es in langer Geschlechterfolge erhalten wollte. Die Bewegung hatte sich zu vertiefen. Die Neuwahlen für den Reichstag — die Dauer des bestehenden Reichstages war abgelaufen — waren für den 4. Mai angesetzt. Sie boten zunächst einmal die Möglichkeit gemeinsamen Handelns und einheitlichen Auftretens bei der Wahl. Ich zerbrach mir noch nicht den Kopf über die „Führung der Bewegung". Ich selbst erstrebte sie nicht. Diese Frage konnte erst geklärt werden, wenn Herr Hitler der Freiheit zurückgegeben wäre. Wann das der Fall sei, war noch nicht zu übersehen, als mich die Frage zu beschäftigen begann, wie die völkische Be-

wegung den entgegenstehenden Mächten zum Trotz weiter zu führen, und der Aufschwung, den sie durch den 9. November gewonnen hatte, zu erhalten, ja, zu fördern sei. Ich wußte ja damals selbst noch nicht, ob mir jedes Wirken in einer Festunghaft unmöglich gemacht würde.

Herr Hitler hatte sich bisher — für Österreich — gegen eine Beteiligung an Wahlen ausgesprochen. Es war nun schon im Februar wichtig geworden, Klarheiten über seine Absichten für die bevorstehende Reichstagswahl zu gewinnen, für die die Deutschvölkische Freiheitpartei bereits ihre Vorbereitungen traf. Ein Besuch in Landsberg, wo Herr Hitler in Festunghaft war, war mir und anderen politischen Persönlichkeiten, mit denen ich die Lage besprach, nicht möglich. Es wurde mir vorgeschlagen, Frau Dr. v. Kemnitz, die zwar politisch auch tätig, aber doch nicht politisch besonders hervorgetreten war, zu bitten, bei dem Vorstande der Festunggefangenenanstalt in Landsberg eine Besprechung mit Herrn Hitler über die beregte Frage zu erreichen. Dies gelang auch, und so konnte sie Herrn Hitler in Gegenwart eines Beamten sprechen. Leider brachte sie aber keine klare Willensmeinung aus Landsberg. Auch während der Prozeßverhandlung in der Kriegsschule konnte eine solche Klarheit nicht erreicht werden. Herr Hitler wich aus, und meinte, er könne sich erst entscheiden, wenn er wieder in Freiheit sei. Ich beschloß nun selbständig vorzugehen und für eine Beteiligung auch der Nationalsozialisten und meiner sonstigen völkischen Anhänger an der Wahl einzutreten. Führer der nationalsozialistischen Partei, z. B. Herr Rosenberg, vertraten den gleichen Standpunkt. Nach verschiedenen Besprechungen, auch zwischen den einzelnen Gruppen, kam es denn dahin, daß die Deutschvölkische Freiheitpartei und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei eine gemeinsame Liste für die bevorstehende Reichstagswahl aufstellten. Ich hatte sozusagen das „Protektorat" für diesen Entschluß übernommen. Da ich aber doch erkennen mußte, wieviel Schwierigkeiten unbehoben waren, so entschloß ich mich, meinen Namen auf die Reichsliste zu setzen in der Hoff-

nung, dadurch der völkischen Bewegung und weiterhin dem Volke zu nutzen. Nun galt es einen gemeinsamen Namen für die zunächst nur für die Wahl geeinte Bewegung zu finden. Es galt auch hier auszugleichen. Die Deutsche Freiheitpartei hatte ihre Anhänger vornehmlich in Kreisen, die die Benennung als „Arbeiterpartei" ablehnten. Auch mir erschien solche Benennung zu einseitig. Sie traf nicht das Wesen einer völkischen Bewegung, wie sie mir vorschwebte. Andererseits war der 9. 11. 23 eng mit dem Worte Nationalsozialismus verbunden. Diese Überlieferung durfte nicht verloren gehen. Diese Bezeichnung war zu verwerten, obwohl ich kein Freund der Fremdworte war. Ich schlug deshalb als Namen für die geeinte Bewegung „Nationalsozialistische Freiheitsbewegung" vor, der dann auch angenommen wurde. So schien mir wenigstens etwas erreicht. Es war wenig, denn das Denken beider Gruppen stand gegeneinander und in den Gruppen stritten sich verschiedene Strömungen um den Vorrang. Es war natürlich für mich die ernste Frage, ob es gelingen würde, diese Strömungen sämtlichst in ein großes Bett zu leiten, oder aber würden doch Kräfte, deren Wirken „aus aller Stille heraus" ich bereits zu sehr erkannt hatte, die vorhandenen Spaltungen aufrecht erhalten, ja, vertiefen.

Ich trat um so mehr für die Einheit der völkischen Bewegung ein, als das Deutsche Volk vor schwersten Entscheidungen stand. Die Inflation war zwar durch den 9. 11. 23 beendet. Durch die Stabilisierung der Deutschen Mark auf eine Billion Papiermark hatte aber Deutschland ein ungemein teueres Geld erhalten. Da dieses Geld nun nach damaligen Begriffen durchaus eine Deckung haben mußte und Gold fehlte, so kam es zu dem Helfferichschen Vorschlage der Einführung einer Rentenmark, d. h. eines Geldes, das seine Deckung nicht im Gold, sondern in der Wirtschaft selbst, d. h. in dem Werte von Grund und Boden oder Industrieanlagen findet. Das war ein guter Gedanke. Er machte dies Deutsche Geld unabhängig vom Golde, d. h. den Machtmitteln des internationalen oder jüdisch-römischen Weltkapitals. Na-

türlich hätten auch andere „Deckungmittel" gefunden werden können. Ich denke z. B. an die Arbeitkraft des Menschen oder an eine bestimmte Leistung innerhalb des Verkehrs, auch konnte eine Art Indexwährung gewählt werden mit einer Art Schwundgeld, wie es Silvio Gesell propagiert hatte, und Hamstern verhindern sollte, um so den Charakter des Geldes als Tauschmittel scharf in die Erscheinung treten zu lassen. Doch ist hier nicht der Ort, hierüber mich auszusprechen. Es herrschte auch damals bei mir recht viel Unklarheit über das Wesen des Geldes, von „Wechselkurs" für den zwischenstaatlichen Verkehr und Währung für das Inland. Wie über ihren Glauben, so waren die christlichen Völker vom Juden über das Wesen des Geldes und der Wirtschaft im unklaren gehalten worden. Absichtlich schuf er Verwirrung, waren doch beide unter den Mitteln, mit denen er die Völker kollektivieren wollte*). Bedeutungvoll war damals für mich vor allem die Tatsache, daß endlich ein Weg beschritten wurde, der scheinbar zum Freiwerden vom Weltkapital führte. Es wurde aber die Rentenmark in viel zu geringen Mengen ausgegeben. Nichts hätte verhindert, statt vier Milliarden sechs bis acht Milliarden Rentenmark auszugeben und allmählich in die Wirtschaft zu leiten. Deckungmittel waren genug vorhanden. Außerdem geschah nun das Unerhörte, daß die Deutschen, deren Besitz als Deckung für die Rentenmark diente, wie auch andere Deutsche, nicht etwa die Rentenmark für billigen Zinssatz zur Belebung der Wirtschaft erhielten, sondern die Rentenmark auf dem Bankwege von der sogenannten Reichsbank über die bekannten großen D-Banken den kleineren Banken zugeführt und mit ungeheueren Zinssätzen belastet in die Wirtschaft kam. Das war eine neue, nur andersgeartete Ausraubung und Aussaugung der Deutschen Wirtschaft, die an Stelle der Inflation getreten war.

---

*) Zu diesen Mitteln tritt maßgebend der Alkohol. Das kann nicht oft genug betont werden.

Abgesehen von diesen Schäden war das Deutsche Wirtschaftleben nach wie vor krank, schwer krank. Der Feind stand ja noch am Rhein und im Ruhrgebiet, eine Zollschranke durchzog das Reichsgebiet. Die Forderungen des Feindes bezüglich der von Deutschland zu zahlenden Kriegslasten waren noch immer nicht begrenzt; ja, noch nicht einmal der Bestand des Reiches war gesichert, solange Frankreich seine Absichten wenigstens den Rhein als Grenze gegen Deutschland zu haben, nicht aufgab. Die Lösung ernster Fragen stand bevor. Noch eine weitere Gefahr hatte sich erhoben. „Amerika" war auf den Plan getreten, um seinen lang geplanten Raubzug in Deutschland durchzuführen. Viele hatten sich gewundert, warum das reiche Amerika, das den Weltkrieg für die Entente seinerzeit finanziert hatte, nicht „Deutschland half". Nun ist es bekanntlich mit Amerika so eine eigene Sache. „Amerika" sind die „Vereinigten Staaten Nordamerikas" und ihre Regierung völlig abhängig von dem Wollen des jüdisch-römischen Weltkapitals, das neben der Christenlehre die Macht des jüdischen Volkes und der römischen Kirche auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete bildet und die Kraft der Völker nach den Weisungen Jahwehs „verzehren" soll, um je nachdem die Weltherrschaft des jüdischen Volkes oder der römischen Kirche zu bewirken. Das jüdisch-römische Weltkapital erhielt ungeheuere Zinsen von den Entente-Staaten, die sich nun ihrerseits an Deutschland schadlos halten wollten. Das „Weltkapital" mußte also Deutschland zum Zahlen bringen, damit es die Zinsen von den Ententestaaten erhielt. Es wollte aber auch unmittelbar das Deutsche Wirtschaftleben völlig sich versklaven, und mußte es, zufolge der Weltherrschaftziele des jüdischen Volkes und der römischen Kirche. Die Erscheinung „Rentenmark" schien solche Pläne zu bedrohen und namentlich die Goldwährung zu gefährden, auf der ja die Herrschaft des Machtmittels Weltkapital beruht.

Mit dem Januar 1924 waren Juda und Rom von Amerika aus und mit dem Weltkapital auf den Plan getreten, um nun endlich doch „Deutschland

zu helfen"; natürlich hatte „es" sich bitten lassen müssen, und dazu war denn auch die berüchtigte Reparationkommission nur zu bereit gewesen. Sie hatte bereits am 30. 11. 1923 die Einsetzung eines Sachverständigenausschusses beschlossen, der die Deutsche Leistungfähigkeit zu prüfen und einen Zahlungplan aufzustellen hatte. Am 14. 1. 1924 war dieser Sachverständigenausschuß unter Vorsitz des Generals Dawes zusammengetreten, der „zufällig" Vertreter Morgans war, der nun wiederum vornehmlich jesuitisch-römisches Weltkapital verwaltete. Am 9. 4. hatte nun General Dawes sein Gutachten vollendet. Es kam gerade rechtzeitig für den Deutschen Wahlkampf. Nach diesem Zahlungplan hatte Deutschland im ersten Jahre 1000 Millionen, im zweiten 1250, im dritten 1500, im vierten 1750 und im fünften 2500 Millionen Mark zu zahlen und diese Zahlungen „des Normaljahres" nun bis in die Unendlichkeit fortzusetzen; ein Ende der Zahlung, d. h. ihre Begrenzung war wieder nicht vorgesehen. Als Sicherheit für diese Zahlungen galten Industrieobligationen, die die Deutsche Industrie für fünf Milliarden zu übernehmen hatte, die Einkünfte der Deutschen Eisenbahnen, die in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und unter ausländische Kontrolle gestellt werden sollten und andere Einnahmen des Reiches aus Zöllen und Steuern wie auf Alkohol, Tabak, Bier und Zucker.

Natürlich sollte auch die Goldwährung wieder eingeführt werden und die Reichsbank noch weiter vom Reich gelockert und völlig dem Einfluß des Weltkapitals unterstellt werden. „Amerika" wollte so gnädig sein, 800 Millionen dem Deutschen Volke als Anrechnung auf die erste Rate von 1000 Millionen zu leihen.

Das Weltkapital hatte ganze Arbeit gemacht! Wie Deutschland, dessen Wirtschaft völlig zerschlagen war, diese Beträge aufbringen sollte, war unerfindlich, nachdem es schon so ungeheuere Summen gezahlt hatte. Die sogenannte Gegengabe, daß Frankreich von seinen weiteren, Deutschland zersetzenden Plänen Abstand nehmen und allmählich das Ruhrgebiet und andere

widerrechtlich besetzten, rheinischen Gebiete mehr wieder räumen sollte, war überhaupt keine Gegengabe, denn diese Pläne waren ein ungeheuerer Rechtsbruch gegenüber dem wehrlosen Deutschland; aber es ist nun einmal so, Rechtsbrüche werden gemacht, um bei ihrem Aufgeben neue Vergewaltigung zu erzielen. Bei dem Entgegenkommen, das diese Vorschläge bei der Deutschen Reichsregierung, dem Deutschen Reichskanzler, dem römischgläubigen Herrn Marx, der Br. Stresemann ja bereits im November 23 in diesem Amte abgelöst hatte, und dem Minister des Auswärtigen, eben diesem Br. Stresemann, fanden, war mit einer Annahme dieser unerhörten Bedingungen wohl schon zu rechnen, obschon das geheime Zusammenspiel der Auftraggeber des Weltkapitals mit ihren Vertretern in der Reichsregierung noch nicht offenkundig war. Um so wichtiger erschien es mir, daß die Parteien gegen die Annahme des Gutachtens stimmen würden, d.h. wir Völkischen und vielleicht auch die Deutschnationalen stark aus dem Wahlgange hervorgingen.

Von Mitte April an beteiligte ich mich am Wahlkampf. So sprach ich in Rosenheim, in Bamberg, Kulmbach und Bayreuth und kleineren Orten. Ich fühlte, wie überall die Vorgänge des 9. 11. die Gemüter erregt hatten und wie sich Deutsche auch infolge der Prozeßverhandlungen des Februar und März 24 uns zuwandten. Ich freute mich über die warme Begeisterung, die der völkischen Bewegung entgegengebracht wurde.

In Bamberg wurde ich besonders herzlich von der dortigen Gruppe „Oberland" aufgenommen. Im übrigen aber schlug „Oberland" seinen besonderen Weg ein. Es war verboten worden. Während der Inhaftierung Herrn Dr. Webers bemächtigten sich andere der Leitung und gingen sehr bald Wege, die ich im einzelnen nicht mehr übersehen habe.

Ich betrachtete mir in Bamberg den Dom mit seinen schönen mittelalterlichen Kunstwerken, die hohes Deutsches Können zeigen. So den „Reiter", „Maria und Elisabeth". Die römische Kirche rühmt sich dieser Kunst. Deut-

sches Blut schuf sie, die Kirche war die Auftraggeberin, die im übrigen der Kunst nur Fesseln auferlegte und freies Schaffen immer mehr hinderte. Ich sah auch an den Türen des Domes in den bildnerischen Verzierungen, wie klar damals von den Künstlern das Wirken des Juden erkannt war, und freute mich, wie sie ihre Beobachtungen vertarnt zur Darstellung brachten, da anderes bei den christlichen Bauherren kaum möglich gewesen sein wird.

In Bayreuth, der Stadt der Schwester des Großen Königs Friedrich II. von Preußen und Richard Wagners, machte ich auch Besuch bei Frau Else Wagner und Herrn Chamberlain, die mich trotz ihres Krankseins und ihres Siechtums empfingen. Sie sahen in mir nicht nur den „Feldherrn", sondern auch den Deutschen Mann, der sich in den Dienst Deutschen Volkstums gestellt hatte, das ja auch Richard Wagner so ungemein gefördert hat, allen jesuitischen Anschlägen zum Trotz, bis es schließlich gelang, ihn in okkulten Vorstellungen und in einen okkulten Orden einzufangen, wie sie im „Parsifal" nur zu sehr zur Darstellung gekommen sind. Im Juli dieses Jahres wohnte ich später einigen Wagner-Vorstellungen bei. Es waren die ersten nach dem Weltkriege. Sie machten auf mich tiefen Eindruck. Später lösten sich meine Beziehungen zur Familie Wagner, nachdem ich meine eigenen völkischen Wege ging.

Einigemale war ich auch in völkischen Veranstaltungen Münchens, bei denen jetzt der Frontkriegerbund des Herrn Alleter, der nicht verboten war, scharf hervortrat. Ich sprach auch dort kurz. Erwähnten ich oder andere den „Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken", so war der Beifall groß. Kirchenbeamte genossen in der Tat keine Liebe. Ich war auch in dieser Zeit in Verbindung zu Herrn Hauptmann Weiß, dem Schriftleiter des „Völkischen Kurier" getreten, den dieser zum 1. 2. 24 gegründet hatte, indem er seine Wochenschrift „Heimatland" zu einer Tageszeitung erweiterte. Ich kam oft mit ihm zusammen. Er unterstützte wirkungvoll während des Bestehens des „Völkischen Kurier" bis in den Winter 1925 meine Bestrebungen und

stellte sich in meinem andauernd schweren Ringen gegen die überstaatlichen Mächte und ihre Helfershelfer, die mich treffen wollten, vor meine Person*).

Die Wahl am 4. Mai war ein voller Erfolg für die völkische Bewegung. Ich wohnte der Verkündung der Wahlergebnisse im Bürgerbräukeller bei, — es herrschte dort ein großer Jubel. Zweiunddreißig Abgeordnete zogen in den Reichstag ein, zum Schrecken von Rom und Juda, die ja nichts so befürchteten, wie völkisches Wollen, das sie glaubten durch Christenlehre und wirtschaftliche Not bereits endgültig zu Boden geschlagen zu haben. Ende Mai traten die völkischen Abgeordneten im Reichstage zusammen. Hiermit beginnt der parlamentarische Leidensweg für mich. Ich mußte sehr bald erkennen, daß alle Versuche, die einzelnen Gruppen einander zu nähern, durch offen auftretende oder im geheimen arbeitende Kräfte gehindert wurden.

Natürlich gab ich den Versuch nicht gleich auf. Da Herr Hitler in Landsberg in Festunghaft saß, bat ich Herrn Gregor Strasser, der m. E. das besondere Vertrauen Herrn Hitlers genoß, doch zunächst einmal dessen Vertretung zu übernehmen und mit Herrn v. Graefe und mir den Kopf der nationalsozialistischen Freiheitbewegung zu bilden. Er willigte ein und so hatte denn die Bewegung eine Spitze, die wenigstens eine Zeitlang fruchtbringend arbeiten konnte.

Es war klar, daß Herr v. Graefe die Fraktion im Reichstag zu führen hätte. Er war ein gewiegter Parlamentarier und beherrschte die parlamentarischen Gebräuche, was ja für parlamentarische Betätigung nicht zu unterschätzen ist. Herr Frick wurde sein Vertreter. Die Abgeordneten der NSDAP. hatten so Gelegenheit, sich ebenfalls in den Parlamentarismus einzuleben und taten es sehr schnell.

Ich habe das parlamentarische Leben aus tiefster Seele verabscheut. Für einen an Tätigkeit gewöhnten Menschen war das Herumsitzen in den Speise-

---

*) Der „Völkische Kurier“ ist eine vortreffliche Geschichtequelle der völkischen Bewegung jener Tage und für ihr Wollen.

räumen, auf den Stühlen der Wandelhalle oder das Zuhören langer Reden, die nur für die Parteipresse gesprochen wurden, und das Erleben des ganzen Getriebes „im Plenum" — gut, daß das ein Fremdwort ist — eine Strafe. Die Sitzungen waren zumeist Theateraufführungen. In ihnen machte es den Fraktionführern viel Freude, dem Gegner Fallen zu stellen und sie zu überlisten, wobei aber schließlich nichts herauskam, da ja alles vorher völlig abgekartet war. Ebenso war das Auftreten der Fraktionen, namentlich das Geschrei der Kommunisten nur auf Wirkung nach außen berechnet.

Die Fraktion der Nationalsozialistischen Freiheitpartei hätte hier wohl befriedigende Arbeit leisten können, wenn praktische Arbeit überhaupt möglich gewesen wäre. Sie trat nach außen im wesentlichen geschlossen auf und verfügte auch über Redner, die das Gesagte klug und wirkungvoll vorbrachten. Anders sah es innerhalb der Fraktion aus. Ich will hier nicht auf den unerfreulichen Kampf der verschiedenen Richtungen gegeneinander eingehen. Das aber machte gerade mir das parlamentarische Leben so zuwider. Ich versuchte auch dem Ursprung nachzuforschen und forderte die Abgeordneten auf, mir anzugeben, ob sie etwa in irgendwelchen geheimen Bindungen stünden. Alle Abgeordneten verneinten dies, obschon ich wußte, daß Abgeordnete z. B. den Druiden-Orden oder Verbänden angehörten, in denen solche Bindungen für Mitglieder im allgemeinen die Regel waren. Ich war zu keiner Klärung gekommen. Das Ringen gegeneinander innerhalb der Fraktion konnte weitergehen.

Besonders schmerzlich war es für mich, daß die Spannung zwischen Herrn v. Graefe und Herrn Hitler wuchs. Bei meinen mehrfachen Besuchen in Landsberg, bei denen mich teilweise Herr Alfred Rosenberg begleitete, konnte ich bei Herrn Hitler einen Ausgleich mit Herrn v. Graefe nicht erreichen, ebensowenig wie eine klare Stellungnahme gegenüber der Fraktion und der von mir für die Bewegung nun einmal gebildeten Spitze. Auch entsprechende Versuche anderer scheiterten. Ich mußte auch sehr bald merken, daß sich National-

sozialisten auf Weisungen beriefen, die sie von Herrn Hitler erhalten hätten oder meinten erhalten zu haben. Das alles war im höchsten Maße unerfreulich für mich. Auf einer Tagung in Weimar im Sommer, wo sich vielleicht 30—40 Vertreter der NSDAP. versammelt hatten, trat der Kampf auch innerhalb der Führer der nationalsozialistischen Partei in einer Weise hervor, daß ich diese Versammlung angeekelt verließ. Aber immer noch gab ich meine Hoffnung, fördernd zu wirken, nicht auf.

Ich war deshalb gern auf den Vorschlag des Herrn Feder eingegangen, für Mitte August in Weimar eine Tagung der Nationalsozialistischen Freiheitbewegung abzuhalten. Ich bat ihn und Herrn Rechtsanwalt Dr. Buckeley, sie vorzubereiten. Die Tage, die ich in Berlin zu verbringen hatte, waren voll besetzt. Viele Völkische kamen zu Besprechungen, wollten aber meist eine Bestätigung ihrer eigenen Ansichten hören. Das einzige, das mich trotz alledem gern an die Berliner Tage zurückdenken läßt, war mein Zusammensein mit Herrn Sprickerhoff und seiner Familie. Er hatte mir sein Haus in der Paulsbornerstraße in Grunewald zur Verfügung gestellt. Gern hatte ich das Anerbieten angenommen. Ich fand in ihm nach den Lasten und Mühen des parlamentarischen Lebens Ruhe und Erholung.

Herr Sprickerhoff war ein prächtiger Deutscher Mann, der sich in seinem Leben einen großen Wirkungkreis geschaffen hat und vollständig auf dem Boden völkischer Weltanschauung stand. Er war es, der auch an Herrn Helfferich den Gedanken der Rentenmark herangetragen hat, den dieser im Herbst 1923 verwirklicht sah. Herrn Sprickerhoff gehörte außerdem das Rittergut Plüggenthin auf Rügen. Er konnte mich also auch über die damalige Lage des Großgrundbesitzes eingehend aufklären.

Einen Rückhalt für die Einheit der völkischen Bewegung glaubte ich in den Kampfverbänden zu finden, die bereits bestanden oder aus den verbotenen Kampfverbänden neu entstanden waren, und sich auch namentlich in Norddeutschland gebildet hatten. Allerdings kam es nicht zu einer Eini-

gung, da Herren um Herrn v. Graefe die Führung selbständiger Organisationen beibehielten.

Es gelang aber Hauptmann Röhm doch einen großen Teil bisher bestehender Organisationen zusammenzufassen und Neuaufstellungen zu fördern. Sie erhielten später die Bezeichnung „Frontbann" oder auch „Frontring". Unter seiner Leitung gewann er mit tätigen Unterführern, zumeist namentlich in Sachsen und Westfalen, eine nicht unbeträchtliche Stärke.

Auch in Ostpreußen bildete sich eine Gruppe „Frontbann" unter einer besonderen Bezeichnung. Es schien so, als ob auch der dortige „Stahlhelm" durch Herrn v. Auer an den „Frontbann" herangeführt werden könnte, doch wurde dies naturgemäß von freimaurerischen oder Geheimordenskräften verhindert. Graf Eulenburg-Wicken, der letzte Kommandeur des 1. Garde-Regiments übernahm den „Stahlhelm". An eine Verbindung mit dem ostpreußischen „Stahlhelm" war nun nicht mehr zu denken.

Die Haltung des „Stahlhelm" mir gegenüber war eine unklare. Frontsoldaten des „Stahlhelm" schienen wohl eine Annäherung an meine Person zu wünschen, nachdem diese am 9. 11. 23 und durch den Prozeß so stark in den Vordergrund gerückt war, aber der Führer des „Stahlhelm", Herr Seldte, widerstrebte diesem, und mußte ihm widerstreben, da an den freimaurerischen Einflüssen im „Stahlhelm" bei mir kein Zweifel mehr bestand, und die Einstellung der Freimaurer gegen mich ja schon damals eine scharf ablehnende war. Eine andere Haltung wie Herr Seldte nahm Oberstleutnant Duesterberg in Halle ein. Er meinte, wenigstens so habe ich ihn verstanden, daß er den „Stahlhelm" mir anschließen würde, wenn sich sein Einfluß im „Stahlhelm" durchgesetzt haben würde. Ich stand dem skeptisch gegenüber. Die Verdienste des „Stahlhelm" als Gegengewicht gegen marxistischen und kommunistischen Terror namentlich in Mitteldeutschland habe ich stets anerkannt. Darum folgte ich auch einer Einladung nach Halle für den 10. und 11. 5. 1924. Es sollte hier an dem Kaiserdenkmal eine neue Moltke-

figur enthüllt werden, da das frühere Standbild von Kommunisten zertrümmert worden war.

Die Feier war recht eigenartig. Am Abend waren die Ehrengäste versammelt, die Generale umgingen mich, wie jemanden, mit dem zu sprechen nicht recht geheuer ist. Ich war zu ihnen harmlos freundlich und das Eis schmolz. Wie vielen Suggestionen mußte ich da begegnen und das bei Leuten, die meine Leistung aus dem Weltkriege doch wohl kannten. Aber daß ich völkisch sein konnte, nun sogar noch Parlamentarier war, das haben die Kameraden doch wohl nicht begreifen können. Generaloberst v. Heeringen, als ältester General, hielt die Ansprache, die die Bedeutung des Heeres und die Arbeit der Generale für das Heer hervorhob, er vergaß aber völlig, den Obersten Kriegsherrn zu erwähnen, der sich für die Ausbildung des Heeres doch wahrlich eingesetzt und sie gefördert hatte. Daß er seinen Willen dem Kriegsminister, eben diesem Generaloberst von Heeringen gegenüber leider nicht durchgesetzt hatte, lag in einem Handeln, das dieser dem Kaiser wohl kaum hat verargen können. Bekanntlich hat Generaloberst v. Heeringen dem Streben des Kaisers nach einer Heeresverstärkung und auch meinem Streben vor dem Weltkriege, die allgemeine Wehrpflicht durchzuführen, entscheidenden Widerstand gegenübergestellt. Ich entsinne mich nicht mehr genau, ob ich in dieser Versammlung oder nur in anderen Versammlungen desselben Abends auf den Kaiser gesprochen, um die geschichtliche Wahrheit wieder herzustellen. Das mag von vielen, auch von völkischen Freunden als „nicht zeitgemäß" erachtet worden sein. Aber hierauf kam es mir nicht an. Was wahr ist, sollte auch wahr bleiben. Die Stahlhelmer selbst, zu denen ich sprach, begrüßten mein Tun.

Die Enthüllung des Moltkedenkmals selbst war feierlich. An dem sich daran anschließenden einfachen Frühstück saß ich neben den Herren Duesterberg und dem Deutschnationalen Abgeordneten Leopold. Die nähere Unterhaltung, die ich hier führen konnte, genügte, um festzustellen, wie himmelweit

mein Denken von dem Denken dieser Leute verschieden war und der „Stahlhelm" nur eine Organisation sein konnte, in der gute Kräfte vom wahren völkischen Freiheitringen ferngehalten wurden. Ich hatte auch schon aus eingehenden Unterhaltungen in dem Hause meines Deutschnationalen Gastgebers, so gastlich ich auch aufgenommen war, bereits entnommen, daß diese Kreise ein Verstehen meinem völkischen Denken nicht abgewinnen konnten.

Am Nachmittage fand ein großer Vorbeimarsch von Kriegervereinen, von „Stahlhelm"-Formationen und des „Frontbann" vor den Generalen des alten Heeres statt. Es war wieder derselbe traurige Anblick, alte Soldaten, zum Teil in Uniform, aber ohne Waffen vorbeimarschieren zu sehen. Hierzu kam noch das Gefühl, daß viele von diesen Deutschen ernsthaft glaubten, daß in solchen Vorbeimärschen und Veranstaltungen wirklich eine große vaterländische Tat geschehen sei. Sie mag kommunistische und marxistische Kreise eingeschüchtert haben. Dazu aber hatten auch die Machtmittel des Staates genügt, wenn diese eingesetzt wären.

Es war bezeichnend, daß am Abend noch eine Zusammenkunft der Gäste — in einer Loge sein sollte. Ich zog vor, dort nicht hinzugehen. Der Abend war für mich mit einer studentischen Feier ausgefüllt. Die ganze Veranstaltung war wieder einmal eine echt nationale Feier ohne jeden tieferen Inhalt gewesen.

Bald darauf, es war am 25. und 26. 5., machte ich eine ähnlich geartete Feier in Marburg mit, wie ich denn durch Veranstaltungen aller Art stark beansprucht wurde, neben meiner Tätigkeit, die die völkische Bewegung von mir verlangte.

Die Einladung nach Marburg war wohl an mich auf Veranlassung Dr. Luetgebrunes ergangen, der in studentischen Kreisen Marburgs eine besondere Stellung innehatte, da von ihm der Prozeß geführt war, der gegen studentische Formationen wegen ihres Auftretens in Thüringen bei Niederschlagung kommunistischer Unruhen angestrengt war. Er war auch in jenen Tagen stets an meiner Seite.

Völkische Gesinnungfreunde waren nur in kleiner Zahl in Marburg vorhanden. Ich begrüßte sie in einer einfachen Gaststube. Um so mehr traten bei den Veranstaltungen Kriegervereine und studentische Korporationen in den Vordergrund und gaben ihnen das diesen Organisationen anhaftende Gepräge nationalen Tuns, aber schließlich doch der Inhaltslosigkeit, über die selbst viel echte Begeisterung nicht hinwegtäuschen konnte. Ich schreibe hier nicht etwa gegen die Teilnehmer an den Veranstaltungen, es waren dabei prächtige Deutsche, aber doch befangen in Suggestionen, die aus einer sinkenden Welt herrührten.

Sehr anregend war für mich in Marburg der Besuch einer Kriegsblindenschule und meine Unterhaltungen mit den Kriegsblinden. Ich konnte mich überzeugen, wie diesen so schwer getroffenen Deutschen u.a. mit Blindenschrift geholfen wurde und mit welcher unendlicher Geduld die blinden Kameraden ihr Schicksal ertrugen. Auch freute ich mich, den Generaloberst v. Schubert zu treffen, der im Herbst 1914 den Oberbefehl über die 8. Armee übernommen hatte, als das bisherige Oberkommando mit der Führung der in Schlesien gebildeten 9. Armee beauftragt wurde. Generaloberst v. Schubert hatte erfahren müssen, wie der ihm unterstellte Kommandierende General v. François gegen ihn bei der Obersten Heeresleitung (General v. Falkenhayn) so lange gearbeitet hatte, bis er selbst an Stelle des Generaloberst v. Schubert das Kommando über die 8. Armee bekam, von dem er allerdings dann recht bald auf meinen Antrag hin enthoben wurde, weil dies Kampfführung und Rücksicht auf die Truppe geboten. Ich habe dies in meiner kleinen Schrift: „Unbotmäßigkeit im Kriege" geschildert.

Ich sah auch die schön gelegene Stadt mit der schönen Elisabethkirche das erstemal und freute mich des Stadtbildes. In der genannten Kirche führten mich Pastoren herum. Der Bau der Kirche schien mir an vielen Stellen recht sehr erneuerungbedürftig. Die Pastoren klagten mir, daß Mittel für Wiederherstellung fehlten, sie erzählten mir, wie Rom nach dieser Kirche der Heiligen

Elisabeth ausblicke, wie sehr der römische Einfluß in dieser rein protestantischen Stadt an Boden gewonnen habe und nannten mir höhere Beamtenstellen, die allmählich von Römischgläubigen besetzt worden wären. Daß sie selbst in Professor Heiler einen evangelischen Theologen an der Universität Marburg hatten, der die protestantische Kirche Rom nähern wollte, sagten sie nicht.

Auch mit Professoren der Universität und anderen Deutschen hatte ich anregende Unterhaltungen. So gab mir die Veranstaltung in Marburg mannigfache, wechselnde Eindrücke.

Bald darauf, Mitte Juni, war ich in Siegen. Es wurde dort von allen möglichen Verbänden ein „Deutscher Tag" begangen. Ich war zu ihm von Herrn Schleifenbaum, Mitbesitzer und Direktor des Bergwerks „Gewerkschaft Neue Hardt" in der Gemeinde Weidenau, eingeladen, der zum Leidwesen seiner Gesellschaft einen neuen Schacht nach mir benennen wollte. Ich wohnte bei ihm. Die Feier mit den Bergarbeitern, auch wenn sie mich sehr scheel ansahen, hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, allerdings auch die ungeheuerliche Tatsache, daß alsbald der Schacht umbenannt wurde! Ich gedenke gern des Verkehrs mit einer starken Gruppe der Deutschvölkischen Freiheitbewegung daselbst; aber im übrigen waren die Veranstaltungen der Verbände, namentlich des Jungdeutschen Ordens, wie alles, was ich an diesem Orden erlebt habe, wenig erfreulich. Sie hatten gute Kräfte unter ihren Mitgliedern. Die Führer erschienen mir aber alle irgendwie gebunden und kamen mir nur soweit entgegen, als es die Stimmung ihrer Gefolgsleute erforderte. Diese jubelten einem zu und ihre Führer gingen dann nachher den ihnen von ihrem Geheimorden vorgeschriebenen Weg. Unter den Deutschen, die mich wie bei meinen Besuchen so üblich, auch von weit her aufsuchten, befand sich Superintendent Klingenberg aus Köln. Er kam mit einer kleiner Schar evangelischer Jungen und Mädchen zu mir und begrüßte mich. Er beklagte sich, daß Jesuiten auch die alte Kadettenanstalt Benzberg in Beschlag neh-

men wollten. Ich hatte bereits davon gehört, konnte aber dem Herrn Superintendenten doch nur sagen, daß die protestantische Kirche eben nicht gegen Rom kämpfe, und ich von ihr in meinem Kampfe gegen Rom ja völlig im Stich gelassen sei; wobei ich aber ausdrücklich hervorheben muß, daß ich zu jener Zeit noch kein Wort gegen die Christenlehre gesprochen, mich sogar in den üblichen christlichen Redewendungen bewegt hatte. Ich konnte dem Herrn Superintendenten wenig Aussicht machen, Benzberg vor jesuitischem Zugriff zu retten. Es ist auch nicht gerettet worden.

In Siegen lernte ich in den Eichschälwaldungen die alte Deutsche Gemeindewirtschaft kennen, die sich dort noch erhalten hat.

Die Monate Juni und Juli 1923 führten mich weiterhin noch zu verschiedenen Veranstaltungen, die mehr von der Nationalsozialistischen Freiheitpartei selbst ausgingen, und mich auch in Verbindung mit den jungen Formationen des „Frontbann" brachten. So war ich u.a. in Münster in Westfalen, in Neubrandenburg und Elberfeld, Orte, die mir aus der Vorkriegszeit bekannt waren und viele Erinnerungen in mir wachriefen.

In Münster hatte Hauptmann Pfeffer v. Salomon, ein bekannter Freikorpsführer, „Frontbann"-Abteilungen zusammengezogen. Er vereidigte sie auf meine Person. Das war mir ungemein peinlich. Ich wollte überzeugte Gefolgschaft oder keine. Nach den Erfahrungen, die die Revolution mit dem Halten des Fahneneides in mir gezeitigt hatte, war ich Gegner des Eides geworden und wurde es später in noch erhöhtem Maße, da ich solche Bindungen auf die Zukunft immer mehr als unsittlich empfand. Leider kam es in Münster zu einer sehr ernsten Aussprache zwischen Herrn v. Graefe und Herrn Hauptmann v. Pfeffer, der von großpreußischen Bestrebungen gesprochen hatte, wie dies in römischen Kreisen üblich war, die ein Übergewicht des Protestantismus durch Preußen im Reich befürchteten. Herr v. Graefe war strenger Protestant, Herr v. Pfeffer ebensolcher Katholik, so platzten denn die Ansichten gegeneinander. Solche Vorgänge zeigten mir, wie zusam-

mengewürfelt die Anhängerschaft der völkischen Bewegung war, und wie ihr jede tiefe Grundlage mangelte. Ich wohnte in Münster bei einem Deutschen, der den vollen Konflikt seines Deutschen Blutes mit seinem römischen Glauben erlebte und — wie ich später glaubte feststellen zu müssen, in okkulten Vorstellungen einen Ausgleich sich konstruiert hat.

In Neubrandenburg war das Zusammensein schöner. Am Vormittag war eine Bauerntagung, auf der Herr Feder seine wirtschaftlichen Ansichten vortrug. In der Aussprache hörte ich viele bäuerlichen Sorgen und entnahm, wie dringend notwendig es wäre, eine Entlastung dieses Standes durch Gewährung von billigem Gelde und gleichmäßigen (stabilen) Preisen für Getreide, sonstige ländliche Erzeugnisse und Vieh herbeizuführen. Sah ich doch in dem Bauernstande, wie weiterhin in der gesamten Landwirtschaft den Rückhalt des Staates und des wirtschaftlichen Lebens des Volkes. Da meine Gedanken stets auf die Hebung der Konsumkraft des Volkes und auf die Ausgestaltung des Binnenmarktes und die Versorgung des Volkes, so weit es ging unabhängig vom Auslande, gerichtet waren, da ich die Gefahren der Abhängigkeit der Wirtschaft von ihm im Weltkriege ja nur zu sehr gefühlt hatte. Leider ist das nicht völlig zu bewirken, uns fehlen Rohstoffe, aber Lebensmittel sollten wir genügend schaffen. Auch ich wurde gebeten, einige Worte an die Bauern zu richten. Ich wies bei solchen Ansprachen im allgemeinen auch auf die Person des Herrn Hitler hin und machte ihn dadurch in weiteren Kreisen Norddeutschlands bekannt. Das war vielleicht den norddeutschen Völkischen nicht immer recht.

Am Nachmittag schritt ich, begleitet von Führern der Nationalsozialistischen Freiheitpartei, die Front der aus Mecklenburg und Pommern zusammengezogenen „Frontbann"-Abteilungen ab, die vielleicht auch noch einen anderen Namen trugen, und nahm darauf den Vorbeimarsch entgegen. Ich freute mich der frischen Jugend, aber schließlich beherrschten mich immer wieder die gleichen Gefühle der Wehmut und des tiefen Bedauerns, daß die

Jugend nicht mehr das Glück habe, im Deutschen Heere eingestellt zu werden, und unter Einflüssen stand, die sich nicht immer gut ausgewirkt haben mögen. Es war schließlich jeder dieser Unterführer ein kleiner König und ich hatte schon Beispiele erhalten, daß sie keine geeigneten Jugendführer waren, ja, sogar die Jugend mißbrauchten.

An diese „militärische Feier" schloß sich noch ein Volksfest, bei dem General Litzmann, der mir damals und noch viele Jahre später bis zum Jahre 1933 mit besonderer Hochachtung entgegenkam, mir eine schöne und würdige Ansprache hielt.

Es war für mich eine Selbstverständlichkeit, sofern ich nur Zeit fand, auch die architektonischen Schönheiten der Städte anzusehen, in denen ich weilte; Münster und Neubrandenburg boten sie in reicher Fülle.

In Elberfeld war eine reine Parteiveranstaltung mit dem üblichen Reden in großen Sälen.

Eine besondere Feier hatte Major v. Waldow mit seinem Verbande „Hindenburg" in Walsrode nördlich Hannover in schöner, hannoverischer Landschaft veranstaltet. Wie schon erwähnt, hatte er den Verband „Hindenburg" für die Verteidigung Oberschlesiens aufgestellt. Er hatte hier verdienstvoll gewirkt und war daselbst auch in Beziehungen zum Bunde „Oberland" getreten, die er auch später aufrecht erhalten hatte. Er hat auch mit mir Verbindung aufgenommen, und ich war so diesem Verbande nähergetreten. In Walsrode erfreute ich mich der soldatischen Frische und des völkischen Wollens des Verbandes und seines Führers.

Bemerkenswert für mich war diese Tagung dadurch, daß ich auf ihr in nähere Berührung mit Herrn Held aus Bremen kam. Er hatte sich in Columbien in Südamerika ein großes Tätigkeitfeld geschaffen und ein entsprechendes Vermögen erarbeitet; er galt als einer der angesehensten, erfolgreichsten Kaufleute Bremens und genoß in völkischen Kreisen den Ruf eines gleichgesinnten Deutschen. Ich hatte bereits im Schriftverkehr mit ihm ge-

standen. Während der Inflation bedeutete ja der Dollar ein Vermögen, und der Gedanke — in Amerika —, d. h. in den Vereinigten Staaten Geld zu sammeln, war an der Tagesordnung. Es hatte sich schon vor 23 ein früherer Deutscher Seeoffizier an mich gewandt, er wolle die Vereinigten Staaten besuchen, ich möchte ihm nur eine Bescheinigung mitgeben, daß er in meinem Auftrag Gelder sammeln, die er mir dann abliefern wolle. Ich stellte ihm einen Schein aus, habe dann aber nie wieder etwas Näheres von dem betreffenden Herrn gehört; habe aber auch an den Erfolg seiner Tätigkeit nicht mehr glauben können, nachdem ich gehört hatte, daß es ja Frau Siegfried Wagner schon verdacht war, daß sie den Hinterbliebenen und Verwundeten des 9. 11. Geld spenden wollte. Herr Held hatte nun von der Reise dieses Seeoffiziers gehört und mir mitgeteilt, daß solche Wege verfehlt wären. Er hatte ja durchaus recht, wie ich später selbst einsah; er hatte aber Worte gewählt, die mich nicht angenehm berührten, ich hatte entsprechend geantwortet, und so war denn ein Mißverstehen entstanden. Da Herr Held mich als Feldherrn und völkischen Führer verehrte, und ich an seiner Deutschen Gesinnung nicht zweifelte, sprachen wir uns in Walsrode aus, und ich bin seitdem bis zu seinem Tode im Herbst 1927 in steter Verbindung mit ihm geblieben. Er machte auch mir gegenüber später kein Hehl daraus, daß er Freimaurer war und hielt einen Kampf gegen die Freimaurerei wie gegen das Judentum für unerläßlich. Er nannte meinen Kampf gegen die Freimaurerei eine Tat, die größer sei als die Tat Luthers, da er diese Gesellschaft wohl nur zu gut kannte. Leider hat er nicht selbst den Kampf geführt, er fürchtete wohl für seine ausgedehnten Wirtschaftkreise. Freimaurer haben mir später aus meinen Beziehungen zu Herrn Held einen Strick drehen wollen. Ich legte ihn zu den übrigen und habe mir die Erinnerung an Herrn Held nicht trüben lassen.

Ferner besuchte ich von Veranstaltungen in Marktbreit/Main, wo mich zu meiner Überraschung die städtischen Körperschaften empfingen, kommend, Stettin und Augsburg. In Stettin tat ich einen wichtigen Einblick in das

Geheimordensleben und in die scharfe Spannung, die gerade hier wie in dem gesamten östlichen Preußen zwischen den Völkischen und den Deutschnationalen bestand. Sie wurde wohl im wesentlichen von Mitgliedern des Skaldenordens, oder wie sich dieser „Orden" zur damaligen Zeit genannt haben mag, geschürt. Diese Geheimorden haßten im besonderen Herrn v. Graefe und seine Freunde und sahen in der Deutschnationalen Partei das Wirkungfeld für die Durchsetzung der Ansprüche der überstaatlichen Mächte, die sie zu vertreten hatten.

So war denn der Sommer durch parlamentarische Sitzungen und Reisen für mich überreich in Anspruch genommen. Daneben hatte ich mich auch immer wieder mit der Angelegenheit beschäftigt, die Kronprinz Rupprecht gegen mich vom Zaun gebrochen hatte. Sie berührte mich, wenn sie mir auch zu tun machte, persönlich nur insoweit, als bayerische Kameraden des alten Heeres, die mir in Treue anhingen und sich im Deutsch-Völkischen Offizierbund zusammengefunden hatten, sie schmerzlich empfanden, da sie sich an ihr früheres Herrscherhaus doch gebunden fühlten. Hand in Hand mit dem Handeln des Kronprinzen Rupprecht ging die Hetze, die von der Bayerischen Volkspartei unausgesetzt gegen mich betrieben wurde, in die natürlich die anderen Parteien, vor allen Dingen die Sozialdemokratie, heftig einstimmten.

Ich weilte oft, wenn auch nur auf wenige Tage, vorübergehend in Prinz-Ludwigs-Höhe und versuchte auch mit der Fraktion des bayerischen Landtages in enger Verbindung zu bleiben. Hier lagen aber ähnliche Verhältnisse vor, wie in der Fraktion des Reichstages. Es standen sich in ihr verschiedene Gruppen dort scharf gegenüber. Ich hatte im besonderen die Empfindung, daß Herr Pöhner, der die Fraktion führte und streng monarchisch-wittelsbachisch gesinnt war, ausgesprochen seine eigenen Wege gehen wollte. Das ging schon aus der Äußerlichkeit hervor, daß die Fraktion den Namen „Völkischer Block" trug, also nicht die Bezeichnung der Fraktion des Reichs-

tages angenommen hatte, was nach außen hin dadurch begründet wurde, daß die Deutschvölkische Freiheitpartei in Bayern nur geringen Rückhalt habe. Es war nichts Erfreuliches, was ich nach dieser Richtung hin in München von meinem Hause in Ludwigshöhe aus zu erleben hatte.

Das politische Leben im Sommer 1924 stand unter dem Zeichen des Dawespaktes, nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt. Die Regie des Weltkapitals mußte klappen und sie klappte auch.

In Frankreich fanden Neuwahlen zum Parlament statt, die Mehrheit, auf die Poincaré sich stützte, mußte einer Mehrheit Platz machen, die der Jude und Hochgradbruder Herriot führte, und in England kam ein ähnlicher Szenenwechsel, der Millionär Mac Donald an der Spitze einer Arbeiterregierung, an die Leitung der Politik dieses Staates.

Auf der Londoner Konferenz, die am 16. 7. begann, einigten sich die Siegerstaaten. Am 5. 8. durften in London auch die Herren Marx und Stresemann erscheinen und das neue Diktat annehmen. Sie bestanden nicht einmal auf der sofortigen Räumung des Ruhrgebietes und auf einer vertragsmäßigen Räumung der Kölner Zone, die für den 10. 1. 25 vorgesehen war. Hierüber schwieg man sich überhaupt aus, und das Ruhrgebiet sollte erst nach einem Jahre geräumt werden. Die „Deutschen Staatsmänner" hatten also wiederum einmal auf der ganzen Linie nachgegeben und die Weisungen ihrer geheimen Oberen ausgeführt. Sie hatten sich verpflichtet, das Dawes-Gutachten noch im August zur Annahme im Reichstag zu bringen. Daß die große Mehrheit des Reichstages dazu bereit war, konnte leider nicht bezweifelt werden.

Die zweite Augusthälfte 1924 brachte für mich bedeutungvolle Tage.

Am 15. und 17. August fand in Weimar die Tagung der Nationalsozialistischen Freiheitpartei statt. Wir hatten diese Stadt und als Ort der Zusammenkunft das Theater gewählt, weil beide ja die Nationalversammlung des Jahres 1919 beherbergt hatten, nicht etwa um den berüchtigten „Geist

von Weimar" zu feiern, den Illuminaten und Freimaurer geschaffen haben, sondern um gegen ihn zu protestieren. Nur zu Unrecht wird in diesem „Geist von Weimar" etwas Deutsches erblickt und Goethe und andere Freimaurer in ihm gefeiert. Der „Geist von Weimar" ist nicht nur recht undeutsch, sondern das Deutsche zersetzend; was Jesus von Nazareth's Worte noch nicht bewirkt hatten, sollten Goethe's erreichen. Der Genius eines Schillers war dem „Geist von Weimar" so entgegengesetzt, daß er „zur rechten Zeit" starb. Er hatte Deutschen Freiheitwillen aufgerufen; die Gefahr war zudem vorhanden, daß er Minister Preußens wurde.

Ich erwähnte schon, daß die Herren Feder und Dr. Buckeley die organisatorischen Anordnungen für die Tagung trafen. Herr Feder war mit mir fortgesetzt in engster Verbindung und unterstützte mein Streben, auf der Tagung Gebiete berührt zu sehen, die die Tiefe der völkischen Bewegung zeigen sollten. So sollten auf ihr u. a. kulturelle Gebiete, namentlich auch die Schulfrage und literarische Fragen, behandelt werden. Es war auch die bedeutungvolle Frauenfrage zu klären, gegen die innerhalb der Männerwelt der Partei eine stark ablehnende Voreingenommenheit herrschte. Sie wollten nichts von einer „politischen" Betätigung der Frau wissen. Auf diese legten nun gerade völkische Frauen den entscheidenden Wert und sahen hierin den entscheidenden Ausdruck der Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne, die sie erstrebten. Verschiedene völkische Frauen hatten sich an mich gewandt, ich sollte dahin wirken, daß die Partei ihren Widerstand gegen die weiblichen Abgeordneten aufgäbe. Das entsprach auch meiner Absicht; aber ich hielt doch zunächst eine weitgehende Aufklärung über die Frauenfrage an und für sich für notwendig, zumal ich in der politischen Betätigung nicht allein die Lösung der Frauenfrage sehen konnte. Das Buch von Frau Dr. v. Kemnitz: „Das Weib und seine Bestimmung" hatte mir wichtige wissenschaftliche Aufschlüsse gegeben, wie bei dem Streben nach der mir selbstverständlichen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne doch der Wesens-

verschiedenheit der Geschlechter Rechnung zu tragen sei. Dieser Gedankengang blieb Männern, ebenso auch völkischen Frauen fremd. Diese sahen allein: politische Betätigung. Sie konnten sich nicht entschließen, sich die Auffassung der Frau Dr. v. Kemnitz zu eigen zu machen, da diese nicht Christin war. Sie lehnten Frau Dr. v. Kemnitz deshalb ab.

Ich wollte endlich, daß auch der religiöse Halt der völkischen Bewegung behandelt wurde, natürlich in einer Form, die die leicht empfindlichen Christen hinnahmen, ohne von vorneherein in Opposition zu geraten. Herr Feder schlug Frau Dr. v. Kemnitz als Redner vor, da er namentlich den „Triumph des Unsterblichkeitwillens" voll in sich aufgenommen hatte. Ich stimmte dem zu und glaubte, daß es allen Teilnehmern recht gut sein würde, einmal über diese Fragen nachzudenken, wie ich es auch schon seit geraumer Zeit tat. Im übrigen waren noch der üblichen Vortragsstoffe eine Menge, wie Organisation, Politik, Wirtschaft, Presse, Werbung und dergleichen mehr zu behandeln.

Während der Tagung wohnte ich in dem gastlichen Hause des Admiral v. Levetzow, den ich aus den ernsten letzten Monaten des Krieges näher kannte, da er ja unter Admiral Scheer der Seekriegleitung des Großen Hauptquartiers angehörte. Er hatte mich auch in Ludwigshöhe mit einem seiner Verwandten, dem Fürsten Henckel-Donnersmark besucht, der mir in seinem schweren Kranksein viel Verehrung entgegenbrachte.

Die zwei ersten Tage waren mit Vorträgen — ich selbst hatte den Vortrag über Organisation übernommen und die Tagung eröffnet —, Aussprachen über die Vorträge und Ausgleichen von Schwierigkeiten und abends mit Versammlungen ausgefüllt. Die beiden großen Gruppen standen sich nach wie vor in vielen Mitgliedern mit Argwohn gegenüber und in den beiden Gruppen herrschte manche Zerfahrenheit. Ich habe schon hierüber gesprochen, nur traten diese Mißhelligkeiten in der Versammlung in Weimar, in der zuweilen die Gemüter aufeinanderplatzten, auffallender hervor, als es sonst der

Fall war. Herr Hitler selbst hatte sich noch immer ausgeschwiegen, ja, noch nicht einmal seine Zustimmung zur Tagung gegeben, geschweige denn für Vereinheitlichung der Bewegung durch den von mir gewählten Namen. Dahinter verschanzten sich die einer Einigung widerstrebenden Kreise. Wir hatten auch an Herrn Hitler ein Gedenktelegramm gesandt. Er antwortete aber erst am 16., gegen Ende der Tagung. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch Ungeschicklichkeiten, aber auch durch Empfindlichkeiten auf beiden Seiten vermehrt. Ich hatte viel auszugleichen.

Besondere Schwierigkeiten bereiteten die Ausgleiche der Verhältnisse in Sachsen und Thüringen, wo sich Mitglieder der völkischen Bewegung besonders erbittert gegenüberstanden. In Sachsen setzte ich Herrn Mutschmann als Führer ein. In Thüringen glaubte ich einen Ausgleich zwischen Herrn Dinter und ihm Widerstrebenden erreicht zu haben, doch sollte ich das bald als einen Irrtum erkennen.

Für Preußen bestimmte ich die Herren Wulle und Graf Reventlow als Führer der Bewegung.

Es war selbstverständlich, daß ich in allem mit Herrn v. Graefe und Herrn Gregor Strasser im engsten Benehmen handelte.

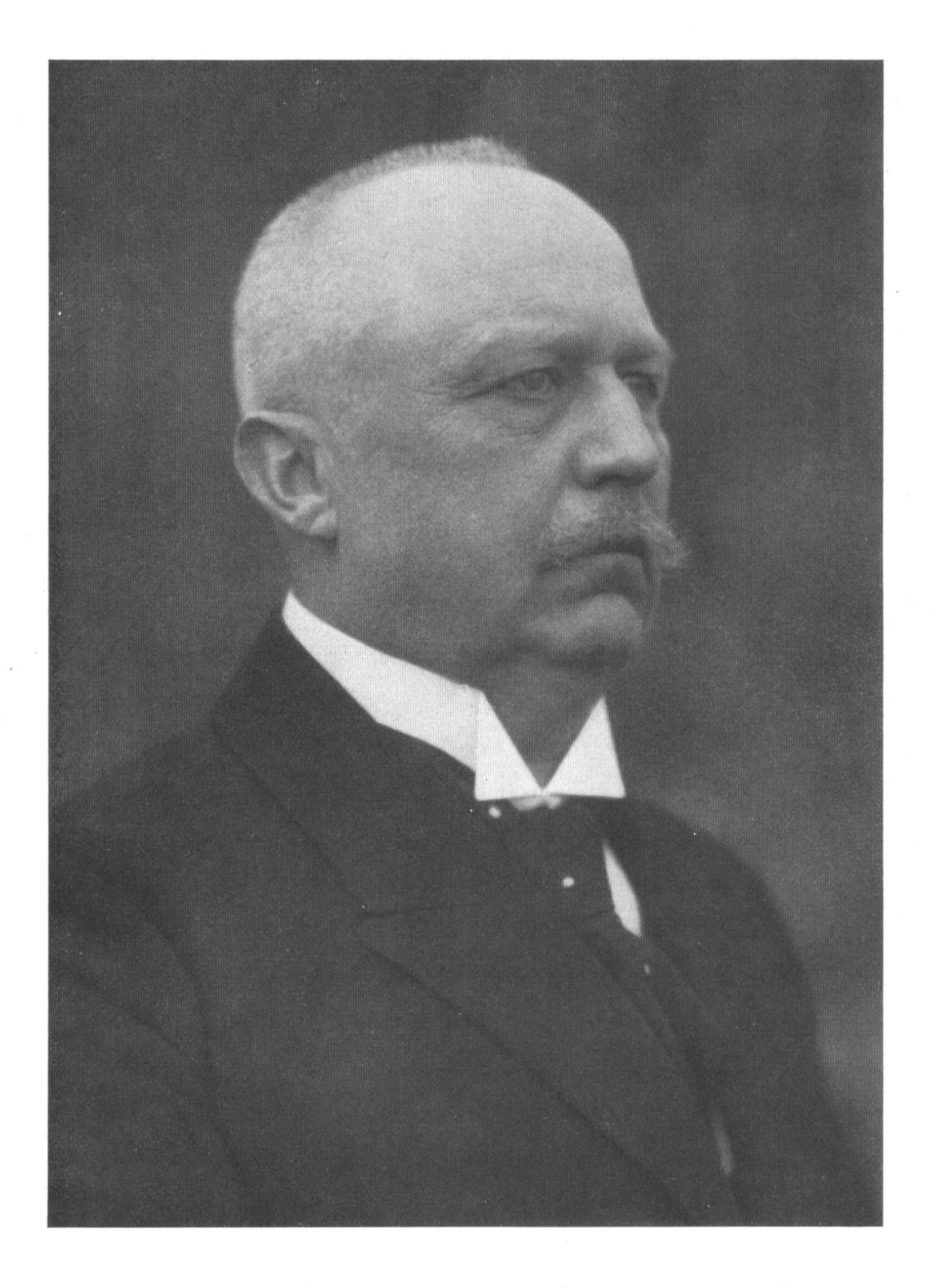
Durch das Betonen dieser Mißhelligkeiten könnte nun, wie das so leicht der Fall ist, die Ansicht entstehen, als wären diese die Charakteristik der Tagung gewesen. Das war indes nicht der Fall. Die Aussprachen bewegten sich häufig „unter vier Augen". Das Wesentliche für mich und die anderen war der Eindruck, daß der Bewegung auf der Tagung doch eine große Tiefe gegeben worden sei. Der klare und durchdachte Vortrag Frau Dr. v. Kemnitz: „Die Macht der reinen Idee" hatte tief gewirkt, bei vielen natürlich, so zurückhaltend er auch war, Widerstand ausgelöst. Aber nur durch Auslösen des Widerstandes, dem dann allerdings ein Nachdenken zu folgen hat, können wirklich überzeugte Christen zur Klärung der Glaubensfrage gebracht werden, falls das überhaupt möglich ist.

Der 16. 8. schloß mit einer feierlichen Veranstaltung im Theater, zum Schluß las Fräulein Käthe Bayer aus ihrem Drama „Der Mörder" vor.

Sonntag, der 17. brachte am Vormittag eine „militärische" Feier auf dem Flugplatz von Weimar. Hier waren Kriegerverbände und „Frontbann"-Formationen aufgestellt. Ich schritt die Front der Aufstellung ab, begrüßte alte Bekannte, sprach mit einigen Frontsoldaten und weihte einige Fahnen der „Frontbann"-Formationen, denen ich Lebensfähigkeit zusprach. In den ersten Nachmittagstunden versammelten sich die Wehrformationen und die Teilnehmer der Tagung auf dem freien Platz vor dem Theater. Die Veranstalter der Tagung standen auf dem Balkon des Theaters. Herr Dinter hielt eine Ansprache auf mich und — verpflichtete alle Anwesenden, auch sich selbst, zur Treue bis zum Tode auf mich in recht pathetischen Worten. Solche „Vereidigung" schien tatsächlich unausbleiblich zu sein. Wie es mit dem Halten solcher „Treueverpflichtungen bis zum Tode" später bestellt war, werde ich noch zeigen. Dann folgte ein Vorbeimarsch und die Tagung war beendet.

Am 17. nachmittags verließ ich Weimar, um nun in Berlin wiederum an einigen Reichstagssitzungen teilzunehmen, die das Dawes-Gutachten im Reichstage durchbringen sollten. An den Verhandlungen selbst hatte ich indes keinerlei Interesse. Es war zu klar, daß die Gesetze angenommen würden. Aber an den Abstimmungen wollte ich teilnehmen. Es war ja die bedeutungvolle Frage, wie die Zwei-Drittel-Mehrheit, die für die Annahme der Gesetze notwendig war, erreicht werden sollte. Das konnte nur geschehen, wenn Teile der Deutschnationalen Volkspartei für das Gesetz stimmten. Es begann nun der widerliche Kuhhandel der Mehrheitparteien mit den Deutschnationalen. Aber dahinter standen ja noch andere Kräfte, die die Annahme der Dawesgesetze durchaus wollten. Unter den vielen Lügen, die im Reichstag herumgingen, war auch die eine, daß ein Mitglied der Fraktion der Nationalsozialistischen Freiheitpartei sich geäußert haben sollte, wir würden

Auf dem Deutschen Tag in Aue (Erzgebirge) im Jahre 1925



**Das Leben lehrt auf Dank verzichten,
aber es gebietet, die Schuldigkeit zu tun!**

Erich Ludendorff: „Kriegführung und Politik“

das Gesetz annehmen. Hieran war natürlich kein Wort wahr. Aber der Deutschnationale Abgeordnete Martin Spahn nahm es zum Anlaß, mich in der Paulsborner Straße in aller Stille aufzusuchen und mich zu beschwören, die Fraktion möchte ja stark bleiben, dann würden auch die schwankenden Genossen seiner Partei stark bleiben und das Gesetz voraussichtlich nicht die nötige Mehrheit finden, da ja auch die Kommunisten unter allen Umständen dagegen stimmen würden. Ich beruhigte Herrn Dr. Spahn, wir würden stark bleiben, er solle nur dafür sorgen, daß die Mitglieder seiner Partei nicht umfielen. Nun, sie fielen am 29. unter Führung des Großadmirals v. Tirpitz, der Freimaurer war, um. Ich wunderte mich zunächst über den Umfall des Professors Martin Spahn, doch ich fand später die Lösung, als ich vernahm, daß der römische Papst Pius XI. sich rühmen ließ, die Grundlinien für das Dawes-Gutachten selbst festgelegt zu haben. Der römische Papst wollte die Annahme und wird auf seine römischgläubigen Deutschen, die mit ihm fühlten, eingewirkt haben, daß sie die Gesetze annahmen. Doch über diese Abstimmung am 29. später.

Nur die ersten Tage der Woche vom 18. bis 24. August war ich in Berlin anwesend. In Ostpreußen waren zur Erinnerung des zehnjährigen Gedenktages der Schlacht von Tannenberg und der Befreiung Ostpreußens vom ersten Russeneinfall feierliche Veranstaltungen und die Grundsteinlegung des Tannenbergdenkmals auf dem Schlachtfelde von Tannenberg vorgesehen. Am Sonntag, den 24. sollte in Königsberg und am Sonntag, den 31. auf dem Schlachtfelde die Feier stattfinden. Ich selbst hatte, bevor ich zu der Veranstaltung in Königsberg eingeladen war, die Teilnahme an einer Feier in Tilsit zugesagt. Mich zog es besonders in diese Stadt, weil sie Grenzstadt geworden war; nördlich des Njemen lag ja das Memelland, das nicht nur in litauischer Verwaltung stand, sondern von Litauen in steigendem Maße bedrängt wurde.

Ich fuhr zunächst nach Insterburg und besuchte hier das Hotel, in dem das

Oberkommando der 8. Armee nach der Schlacht an den Masurischen Seen im September 1914 und dann im Januar und Februar 1915 zur Winterschlacht in Masuren sein Hauptquartier hatte. Es waren erhebende Erinnerungen, die ich hier durchlebte. Dann ging es im Kraftwagen durch die litauische Landschaft nach Tilsit. Die Litauer sind durch die preußische Verwaltung nie bedrängt worden, sie fühlten sich als Deutsch. Wäre von preußischer Seite nicht von Litauen gesprochen worden, hätten wir nicht ein litauisches Dragonerregiment gehabt, so wäre die Erinnerung kaum lebendig gewesen, denn das Erbgut der Litauer ist schließlich dem unsrigen verwandt. Aber in dem benachbarten Litauen herrscht die römische Kirche und diese ist es, die ihre Hände nach dem Deutschen Gebiete ausstreckt, das einst der Deutsche Orden in dreiundfünfzig Jahren, von 1230—1273, in blutigen und das Land verwüstenden Kriegen ihr unterworfen hatte. An der Chaussee nach Tilsit hatten sich in den Ortschaften Kriegervereine aufgestellt und die Bevölkerung sich versammelt. Sie dankten mir damit die Befreiung von dem Russeneinfall. In Tilsit selbst traf ich mit viel Verspätung ein. Die Abordnung, die mich empfangen wollte, hatte lange warten müssen. Das war mir nicht angenehm gewesen, weil ich an Pünktlichkeit gewohnt bin. Aber der warme Empfang in den Ortschaften hatte mich aufgehalten, und die Zeit, die dadurch beansprucht wurde, war nicht berechnet worden. Auch die Veranstaltungen in Tilsit waren vom gleichen Geist getragen. Sie waren vom „Frontring", so hieß der „Frontbann" in Ostpreußen, aber auch von anderen Teilen der Bevölkerung unternommen. Auf der letzten Veranstaltung trug ein junges Mädchen ein Gedicht vor, das die Deutschen zur Verteidigung des Rheins aufrief. Ich war betroffen. Fühlten denn die Tilsiter nicht, daß der Aufruf zur Befreiung des Memellandes in Tilsit viel mehr am Platze war? Doch das war die Erscheinung, die ich nach dem Weltkriege so oft im Osten erlebt habe, vom Rhein wurde gesprochen, wie das vor dem Weltkriege im Deutschen Volke geboten war. Daß die Ostgrenze der Regelung noch viel

dringender bedurfte, war noch nicht in das Blut der Deutschen übergegangen. Es wurde ja davon nicht gesprochen, die überstaatlichen Mächte wünschten es nicht. Ich betrat in Tilsit die breite Brücke, die über den Njemen nach Norden führt, sah auf das Gebiet nördlich des Njemen — alle Tapferkeit unseres Deutschen Heeres hatte den Raub alten preußischen Gebietes nicht verhindern können. Und Litauen? Unsere Siege über Rußland hatten es geschaffen. Aber Dankbarkeit gibt es im Volksleben nicht, erst recht nicht in Beziehung zu anderen Völkern.

Während der Veranstaltung in Tilsit wohnte ich bei der alteingesessenen Gutsbesitzerfamilie Reimer in Schelleningken. Aus diesem gastlichen Hause fuhr ich am 25. zu anderen völkischen Freunden nach Popelken und Wilkowischken, wo ich den späteren Ministerialrat Dr. Gütt kennenlernte, der mir seine weitausschauenden Pläne über Erbgesundheitpflege vortrug, und wo ich bei der Familie Krebs übernachtete. Am 26. ging es dann weiter durch das Samland nach Königsberg. Auch hier standen in den Orten die Kriegervereine und sonstigen Verbände, die mich begrüßten. Das Samland hat stets eine besondere Anziehungkraft auf mich ausgeübt. Seine Küste ist schön und seine Bevölkerung waren die Reste der alten gotischen und germanischen Bevölkerung Ostpreußens, die dem christlichen Deutschen Ritterorden in seinem Vernichtungfeldzuge gegen die „heidnische" Kultur in Preußen den letzten Widerstand bot. In Königsberg wohnte ich bei der Familie Döring. Herr und Frau Döring standen an der Spitze der Deutschvölkischen Freiheitpartei in Königsberg und nahmen mich gastlich auf. In der Veranstaltung in der Stadthalle sprachen außer mir der Forstmeister Gieseler aus Taberbrück nördlich Osterode, der die Deutschvölkische Freiheitpartei der Provinz leitete, und Hauptmann Röhm, der sich in meiner Begleitung befand. Auch diese Feier war von hohem Schwunge getragen. Im Schützenhaus versicherten mich der Führer des „Wehrwolf", Korvettenkapitän Wiersbitzki, und der Führer des „Frontring", Herr v. Auer, der üblichen Treue. Wieviel Treue

ist mir gelobt worden! Am 27. abends verließ ich Königsberg und traf am 28. früh in Berlin ein, um an den Abstimmungen an dem Dawes-Gutachten teilzunehmen.

Ich kam gerade an, um zu erleben, wie der Demokrat und Jude Brodauf von Kommunisten blutig geschlagen wurde. Niemals habe ich den Unterschied zwischen dem vaterländischen Wollen weiter Kreise und dem Geiste des Parlaments tiefer empfunden als in diesem Augenblick. Mich erfüllte unsäglicher Ekel. Dieser Ekel wurde gesteigert, als am 29. zu den Abstimmungen über das Dawes-Gutachten geschritten wurde. Das Haus war voll besetzt, die Tribüne überfüllt. In der Diplomatenloge saßen die Botschafter der Feindmächte. Es war schon klar geworden, daß Deutschnationale umfallen würden, wie ich ja schon angedeutet habe. Es waren so viele Deutschnationale zum Umfallen bestimmt, als nötig war, die gesicherten zwei Drittel Mehrheit zu erreichen. Die Mehrheit begleitete die Abstimmungen mit widerlichem Beifall. In der Diplomatenloge und auf den Tribünen wurde in die Hände geklatscht. Als die letzte Abstimmung erfolgt war, erhob ich mich, rief den neben mir sitzenden Mitgliedern der Deutschen Volkspartei, die ja auch immer wie die Deutschnationale Volkspartei in vaterländischen Phrasen schwamm, zu, sie sollten sich schämen, und verließ den Reichstag, um ihn lange Zeit nicht mehr zu betreten. Ein großer Betrug der Weltgeschichte war wieder einmal vollzogen Die überstaatlichen Mächte hatten durch ihre Vertreter im Reichstag das Deutsche Volk in unerhörter Weise vergewaltigt. Zur politischen und militärischen Versklavung war nun die wirtschaftliche gefolgt. Es war für die Feindmächte ein besonderer Genuß, dies an dem Tage der Schlacht von Tannenberg tun zu können, an dem Deutsche Kraft und Deutsche Führung aus dem Handeln in früheren Tagen große augenfällige Erfolge zog.

Die Verhöhnung, die in der Abstimmung über unsere Versklavung in den Tagen der Schlacht von Tannenberg lag, hatte mich mit tiefster Entrüstung

erfüllt. Natürlich mußten nun die Überstaatlichen und ihre Helfershelfer um so schärfer gegen mich hetzen. Das war ja schon seit meiner Rede am 29. 2. im Gange. Die Deutschnationale Presse hatte jetzt schon mehrmals betont, daß ich zusammen mit Kommunisten gegen Gesetze gestimmt hätte. Da, wo auch die Deutschnationalen mit den Kommunisten gemeinsam stimmten, blieb sie natürlich mäuschenstill. Jetzt ging durch die Presse der überstaatlichen Mächte in Deutschland nachstehendes widerliches Geschreibsel, das ich selbst der „Forchheimer Zeitung", Nr. 201, vom 30. August 1924 entnommen habe:

„Die Front Ludendorff—Katz—Scholem

Aus dem Reichstage wird uns geschrieben:

Ein unsäglich niederschmetterndes Schauspiel war dieser Tage in den Reichstagsverhandlungen dadurch zu beobachten, daß die Deutschvölkischen in engster Gemeinschaft mit den Kommunisten eine schroffe Obstruktion trieben, und daß Ludendorff an der Spitze dieser von kommunistischer Seite durch den Abg. Katz geführten Aktion stand.

Es war für einen Deutschen einfach vernichtend, Ludendorff in dieser Gesellschaft zu sehen. Es war niederschmetternd zu beobachten, wie diese Persönlichkeit sich nunmehr, vollständig isoliert von allen übrigen Parteien im Reichstage und damit des ganzen Landes, sich derart provozierend herausstellt und nicht nur die unerhörten Herausforderungen und Beschimpfungen seiner eigenen Leute deckte, sondern auch gemeinsam auftrat mit den Kommunisten, die kurz vorher den Reichstag zur Kaschemme gemacht hatten! Wenn es erlaubt ist, daß ein Abgeordneter, der von seinem verfassungmäßigen Recht Gebrauch macht, riskiert, daß ihm ein Auge ausgeschlagen wird, wenn man es erleben mußte, daß dieses skandalöse Treiben ganz offiziell die Billigung der Deutschvölkischen gefunden hat, wenn man Zeuge war, wie Herr v. Graefe, als er in geradezu unflätiger Weise den von ihm selber hervorgerufenen Zwischenfall verteidigte und die Prügeleien der Kommunisten rechtfertigte, und wenn man weiter erlebt hat, wie die Völkischen den erheblich verletzten Abgeordneten Brodauf, als er mit vollständig verbundenem Kopf im Saale erschien, um seine Stimme abzugeben, mit Hohn und Spott überschütteten, wenn man hörte,

wie bei dieser Gelegenheit Katz dem Abgeordneten Brodauf zurief: ‚Gott ist gerecht!', und wenn einem dagegen empört sich auflehnenden Abgeordneten von demselben Katz zugerufen wird: ‚Halt's Maul, du Luder, oder du kriegst eins in die Fresse' — und wenn prompt jedesmal Ludendorff mit demselben Katz gegen den ganzen deutschen Reichstag demonstriert, dann bleibt kein anderes Gefühl mehr übrig, als das der tiefsten, tiefsten Scham.

Man konnte es begreifen, wenn man Stimmen im Hause hörte, ‚und einem solchen Mann hat die ganze Nation ihr Schicksal anvertraut!' Ludendorff stand in diesen Tagen im Mittelpunkt einer immer wieder explosivartig sich äußernden Empörung des ganzen Hauses und der Tribünebesucher. Jedesmal, wenn er mit Katz und Scholem aufstand, rief man ihm ironisch ‚Heil' zu! Gewiß fühlte sich Ludendorff betroffen, er war auch unsicher und erhob sich wiederholt nur zögernd, aber es ging keine Abstimmung vorüber, in der nicht Ludendorff mit Katz und Scholem in einer Front stand! Und im Reichstag fertigte man schon Bilder an, Ludendorff und Katz auf einem Sofa sitzend, und mit der Unterschrift: ‚Erich und Iwan, beide auf dem Diwan.'"

Doch dies war nur ein Beispiel der neuerlichen Hetze, die, wie der Leser sich vorstellen muß, ununterbrochen im Gange war.

Diesen sauberen Erguß bekam ich auch in Ostpreußen zu lesen, als ich dort zur Grundsteinlegung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Tannenberg weilte.

Im tiefsten Herzen verwundet, war ich bereits am 29. abends dorthin abgereist, und zwar nach Osterode, dem Hauptquartier des Oberkommandos der 8. Armee an dem entscheidenden Schlachttage, dem 28. 8. Ich fuhr dorthin in der Nacht, quer durch das weite Gebiet des Korridors, durch Thorn, meine alte Garnison, und nahm bei Forstmeister Gieseler in Taberbrück in einem einfachen Hause, in einem weiten Forstgebiet gelegen, Wohnung. Kameraden des alten Heeres hatten es sich nicht nehmen lassen, mir hier in Ehrenmärschen ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Ich habe in dem gastlichen Hause mehrere schöne Tage verlebt, die mich allerdings immer wieder auf

das Schlachtfeld führten und mir Gelegenheit gaben, das gewaltige Ringen nochmals zu durchleben, das auch heute noch, nach zwanzig Jahren, fest in meiner Erinnerung steht.

Da war ich in dem Dorfe Tannenberg, nach dem ich die Schlacht in Erinnerung an den Sieg der Polen über den Deutsch-Ritterorden genannt hatte. Ich hatte damals über diesen Orden noch die üblichen, recht falschen Vorstellungen. In diesem Orte Tannenberg hatte am 24. 8. 1914 die erste Begegnung mit Truppen der 8. Armee stattgehabt. Hier trafen wir auf dem Kampffelde des XX. Armeekorps den Kommandierenden General desselben, General v. Scholz. Er hatte seit Tagen übermächtige russische Angriffe abzuschlagen gehabt und stand auch an diesem Tage in einem schweren Kampfe, der ihn zwang, wiederum seinen linken Flügel zurückzunehmen. Wir mußten ihm mitteilen, daß er noch längere Zeit Stand zu halten hätte, bis zu seiner Unterstützung die 3. Reservedivision, das I. Armeekorps und die Kriegsbesatzungen der Weichselstellung zur Stelle sein würden. Ich hatte schon von Koblenz aus für die nähere Heranführung des I. Armeekorps und für die Sammlung der Kriegsbesatzungen zum Eingreifen in die Schlacht Sorge getragen. Noch länger mußte es für das XX. Armeekorps dauern, bis das Eingreifen des I. Reservekorps, ja, des XVII. Armeekorps im Rücken des das XX. Korps so hart bedrängenden Feindes fühlbar werden würde. In Tannenberg hatte ich einen Gedenkstein zu enthüllen. Dann fuhr ich nach Frögenau, an dessen Ostseite das Oberkommando der Armee am 28. 8. Aufstellung genommen hatte und es recht ernste Nachrichten erreichten. Darauf war ich Gast auf dem Gutshof Tannenberg des Herrn Pagels, wo mir die Bewohner des Ortes noch besonders huldigten.

Dann war ich auf dem Ehrenfriedhof in Waplitz. Ich fuhr dorthin, weil auf ihm viele tapfere Deutsche der 41. Infanterie-Division gebettet waren. Die Division war am 28. 8. im Nebel bei ihrem Angriff überraschend auf starke russische Kräfte gestoßen und mit schweren Verlusten zurückgeworfen wor-

den, so daß eine ernste Krise in der Schlacht hätte eintreten können, wenn hier der Russe zum Gegenangriff vorgegangen wäre. Diese Lage trafen wir an, als wir am 28. früh aus unserem Hauptquartier Löbau bei Frögenau Aufstellung genommen hatten. Die Lage klärte sich bald zu unseren Gunsten. Taktisch betrachtet blieb der Zwischenfall bei Waplitz eben ein Zwischenfall, wie er für die Oberste Führung in jedem Kriege und in jeder Schlacht in Erscheinung treten wird, aber die schweren Verluste hatten mich geschmerzt. Auf dem Friedhof in Waplitz galt mein Gedenken den hier gefallenen Helden.

Auch in Neidenburg nahm ich an einer Feier teil. Ich hatte den Umweg dorthin über Gilgenburg und Usdau gemacht. Am 27. 8. hatte das Oberkommando südlich Gilgenburg gestanden, um dem schlachtentscheidenden Durchbruch bei Usdau nahe zu sein, auf dessen Gelingen das strategische Meisterstück der Schlacht beruhte. Es bestand in der Ausnutzung einer Lücke in der feindlichen Front, in der Vereinigung von überlegenen Kräften. Auf diesem Teil des Schlachtfeldes unter taktisch günstigen Bedingungen gegen das auf dem linken Flügel der russischen Narew-Armee gesondert vorgehende I. russische Armeekorps und in dem Schlagen desselben. Wenn am 30. 8. bei Neidenburg dieses Armeekorps, das nun auch inzwischen verstärkt war, wiederum auftreten konnte, was wiederum vorübergehend eine Krise zeitigte, so war das nur möglich gewesen, weil am 27. General v. François es nicht in die Neide-Soldau geworfen, sondern ihm genau so wie in der Schlacht von Gumbinnen anderen russischen Truppen goldene Brücken für den Abzug gebaut hatte.

Ich traf verspätet in Neidenburg ein. Ich wußte nicht, daß auch hier eine kirchliche Feier angesetzt war. Sie schien im übrigen die versammelten Verbände nicht sehr zu beschäftigen, als ich mich ihnen näherte, fing trotz der im Gange befindlichen Rede die Musik an, den Präsentiermarsch zu spielen. Das war ein großes Unglück. Mich traf bald darauf ein mißbilligender Blick des Generals v. Mackensen, der mich in den Tagen der Schlacht von Tannen-

berg gebeten hatte, doch in Danzig das erfolgreiche Handeln des Armeekorps in dieser Schlacht zu betonen, da daselbst eine ernste Mißstimmung gegen den General entstanden war, da das XVII. Armeekorps in der Schlacht von Gumbinnen so stark geblutet hatte. Die Bevölkerung Danzigs schob die Schuld hierfür auf den Kommandierenden General v. Mackensen, während sie vornehmlich zu Lasten des Generals v. François lag, der das XVII. Armeekorps zu übereiltem Angriff angetrieben hatte, um dann plötzlich selbst den Angriff einzustellen. Ja, ich hatte später noch recht viel mehr für General v. Mackensen getan. Doch so etwas vergißt sich, namentlich wenn man eine kirchliche Feier unbeabsichtigt stört.

Die Hauptfeier bildete die Grundsteinlegung für das zu errichtende Denkmal in der Gegend von Hohenstein. Sie erfolgte da, wo dann im August 1927 das Denkmal errichtet wurde, das eine Zwingburg darstellt und an einem Turm über dem Eingang den kabbalistischen Lebensbaum in zehn Schwertern zeigt. Die Deutsche Kraft, die am 29. 8. 1924 verhöhnt war, sollte durch dieses kabbalistische Zeichen in jüdischem und okkultem Aberglauben gebannt werden. 1924 stand das Modell noch nicht fest, so konnte ich damals noch auf ein Denkmal hoffen, das Deutsche Kraft und Deutschen Freiheitwillen zum Ausdruck brachte. Von der Feier des Jahres 1927 werde ich später noch berichten.

Die Feier des Jahres 1924 war von Pionier-General Kahns gut vorbereitet. Ich hatte den General 1914 kennengelernt und ihm wichtige Aufträge damals und später für die Anlage von Befestigungen gegeben, die für die Verteidigung Ostpreußens bedeutungvoll werden sollten.

Es hatten sich zahlreiche Vereine und Tausende aus der Bevölkerung aus der gesamten Provinz zur Grundsteinlegung eingefunden. Sie waren im weiten Viereck um die Stelle der Grundsteinlegung aufgestellt. Zahlreiche Offiziere und Mannschaften, die an der Schlacht teilgenommen hatten, waren gekommen, an ihrer Spitze die an der Schlacht beteiligten Generale und mit

ihnen General v. Hindenburg. General v. Seeckt und mehrere Generale der Reichswehr und Reichswehrformationen vertraten die Wehrmacht. Wohl 40—50000 Deutsche Männer und Frauen und Jugend waren erschienen.

Es war ein buntes Bild, das sich dem Beschauer bot. Störend allein wirkte daß von einem hohen Gerüst neben der schwarz-weiß-roten auch eine schwarz-rot-gelbe Fahne herabwehte.

Natürlich bildeten wieder Predigten einen wesentlichen Teil der Feier. Sie waren natürlich ganz „vaterländisch" und entsprachen darum um so weniger der Christenlehre, die ich doch nun allmählich durch Studium der Bibel näher kennenlernte.

Der protestantische Pfarrer, der als besonders „national" galt, hatte ein Wort aus dem 51. Psalm gewählt, und zwar Vers 12. Ich schlug später den Psalm auf. Er trägt die Bezeichnung „Davids Bußspiegel". Ich war erstaunt, was sich nationale Prediger leisten können. Der 20. und 21. Vers lautet:

„Tue wohl an Zion nach Deiner Gnade, baue die Mauern zu Jerusalem.
Dann werden Dir gefallen die Opfer der Gerechtigkeit, die Brandopfer und die ganzen Opfer; dann wird man Farren auf Deinen Altar opfern."

Ich schauderte, als ich das las*). In der Tat, das Denkmal mit dem kabbalistischen Lebensbaum entsprach „den Mauern zu Jerusalem" und die gefallenen Helden des Weltkrieges waren die „Opfer der Gerechtigkeit" und die „geopferten Farren". Man sollte immer wieder die Pfarrer nachprüfen, um sie als Künder jüdischer Ziele festzustellen.

Nach den Predigten erfolgte die Grundsteinlegung. Die einzumauernde Urkunde war von General v. Hindenburg, mir und den Kommandierenden Generalen, sowie von dem Ehrenausschuß und anderen unterschrieben. In ihr hieß es, nachdem „die überragende Heerführung eines v. Hindenburg und

*) Dieser Psalm 51 enthält im 5. und 6. Vers die Mitteilung, „daß David sündigt, damit Du Jahweh ‚rein bleibest', wenn Du gerichtet wirst".

Ludendorff" und „das verantwortungsfreudige Handeln der Truppenführer" betont war:

„Dieser Sieg wurde einst der Auftakt zu dem Befreiungswerk, das sich in der Schlacht an den Masurischen Seen in den ersten Septemberwochen des Jahres 1914 und in der Winterschlacht in Masuren im Februar 1915, wiederum unter des allverehrten Generalfeldmarschall v. Hindenburg und seines wagemutigen Generalstab-Chefs Ludendorff glänzender Heerführung vollendete und daß unsere geliebte Heimat endgültig aus schwerster Kriegsnot erlöst wird. Wenn dereinst das auf diesem heißumstrittenen Boden zu schaffende Denkmal unserem tiefen Dankempfinden, Kameraden- und Volkstreue würdigen Ausdruck geben wird, dann mag es den kommenden ebenso wie dem heute in bitterster Notstunde lebenden Geschlecht ein Mahnmal sein, an die Ewigkeitswahrheit, daß nur ein einiges Deutschland ein freies sein wird. Und wie von Tannenberg dereinst Ostpreußens Befreiung ihren Ursprung nahm, so mag das steingefügte Tannenberg-National-Denkmal Leben gewinnen und im Deutschen Volke den einmütigen, vaterländischen Geist wieder wecken helfen und uns für alle Zeit frei und unserer Väter wert und würdig machen."

General v. Hindenburg tat den ersten Schlag. Dann als Vertreter der Reichsregierung General v. Seeckt. Sie sprachen Sätze allgemeinen Inhalts, die die Zeitung brachte. Darauf folgte ich. Meinen Satz hat die Presse nicht wiedergegeben. Ich weiß den Wortlaut nicht mehr genau, führte aber in kurzen Worten aus, daß die Schlacht von Tannenberg den vierjährigen Widerstand des Deutschen Volkes ermöglicht und damit die Grundlage für das Freiheitringen gelegt hätte, in dem wir heute stehen. Die gesamte Feier nahm einen schönen Verlauf und endete mit einem Vorbeimarsch der Verbände. Mein Wiedersehen mit General v. Hindenburg schien von gegenseitigem Vertrauen getragen, ich brachte ihm damals nur noch zu viel entgegen. Viele Generale waren, wie ja schon in Halle, recht zurückhaltend. Sie hatten auch vergessen, welchen Dank sie mir schuldig waren, aber ich stand ja noch immer zu dem Gefreiten Hitler. Ich ließ sie gehen, zeigte ihnen die kalte Schulter und freute mich des Vertrauens, das mir das Volk schenkte. Es brachte mir warme Huldigung aus unverbildeten Deutschen Herzen dar.

Während der militärischen Feiern hatte ich nun auch Rücksprache mit völkischen Freunden und fuhr auch durch die weiten Forste, die Forstmeister Gieseler zu verwalten hatte. Dieses Waldgebiet bestand zum großen Teil aus Mischwald. Es wurde also nicht wie weite Waldgebiete Ostpreußens durch Schädlinge heimgesucht, die sich die künstlich angelegten Kiefernwaldungen als Heimstätte ausgesucht hatten, um hier den Baumwuchs völlig zu vernichten. Als mir Forstmeister Gieseler hiervon sprach, schien es mir so, als ob sich auch die Natur gegen die kapitalistische Ausbeutung wehrte, die unsere Waldwirtschaft mit ihren einseitigen Kiefernschonungen nur zu sehr bezweckte.

Am 3. 9. verließ ich Tabernbrück und besuchte nun auch noch wiederum Herrn v. Oldenburg-Januschau, bei dem auch General v. Hindenburg als Gast war. Ich weilte hier wenige Tage und fuhr dann von Deutsch-Eylau nach München zurück. In Deutsch-Eylau hatten sich noch viele völkische Freunde versammelt, die mir ein herzliches Lebewohl aus Ostpreußen zuriefen. Erinnerungreiche, eindrucksvolle Tage lagen hinter mir. Sie hatten das Geschehen des 29. 8. 1924 zurückgedrängt. Jetzt trat es wieder voll in das Bewußtsein. Das innenpolitische Leben unseres Volkes stand voll unter den Nachwirkungen dieses unheilvollen Tages.

Die Haltung der Deutschnationalen Volkspartei mußte den Deutschnationalen Wählern irgendwie erklärt werden, sie durften doch nicht ahnen, welche Mächte den sogenannten Umfall von etwa der Hälfte dieser Partei veranlaßt hatten, in der Hochgradfreimaurer, Mitglieder von Geheimorden und Römischgläubige als Beauftragte des jüdischen Volkes und des römischen Papstes ebenso saßen, wie in anderen Parteien. So hatten denn die Führer der Deutschnationalen eine Erklärung an die Feindmächte in der Kriegsschuldfrage und Beteiligung an der Regierung gefordert. Zwei Forderungen, die den überstaatlichen Mächten durchaus genehm waren; denn diese wußten, daß die Erklärung in der Kriegsschuldfrage völlig wirkungslos wäre, da hinter ihr kein Wille stand und die Beteiligung der Deutschnationalen

an einer Regierung an ihrem Einfluß im Reich nichts ändere. Nur den Wählern gegenüber war die Zustimmung zur Versklavung Deutschlands an das jüdisch-römische Weltkapital zu entschuldigen, und Pressefehden innerhalb der Partei sowie in der gesamten Presse sorgten für weitere Täuschung des Volkes. Es war ja überall zu lesen, wie schwer es den Parteien geworden wäre, dem Dawespakt zuzustimmen; aber es wäre nicht anders gegangen in der schwierigen Lage unseres Volkes, das nun einmal besiegt worden wäre und sich hätte besiegen lassen, natürlich durch die Schuld der Führung; so müßten nun einmal Opfer gebracht werden. Die Deutschen glaubten, diese geforderten Opfer sollten ihnen Freiheit bringen. Die überstaatlichen Mächte aber forderten die Opfer, um ihre Herrschaft über das Deutsche Volk und dessen Versklavung und Ausraubung noch zu vertiefen. Was die überstaatlichen Mächte bezweckten, erreichten sie auch. Die Deutschen, die als Eintagsfliegen dahinlebten, weil jedes Geschlecht von dem vorangegangenen getrennt war, ließen sich täuschen und plapperten die Suggestionen, die ihre Presse und ihre Parteien auf Weisung der überstaatlichen Mächte ihnen gaben, nach, als wäre das Ganze eigene Weisheit.

Die wirkungslose Erklärung in der Kriegsschuldfrage verhallte natürlich wirkungslos. Mit der Regierungneubildung sollte es noch recht vorwärtsgehen. Das Hineinnehmen der Deutschnationalen gestaltete sich nicht so einfach, wie es vielleicht gewünscht war, andererseits waren diese Schwierigkeiten geeignet, den Plan der überstaatlichen Mächte durchzuführen, um gelegentlich einer Neuwahl die völkische Bewegung einzudämmen, durch deren Umfang sie im Frühjahr 1923 überrascht worden waren. Dauernde Hetze gegen die völkische Bewegung und ihre Verunglimpfung genügten auf die Dauer doch nicht allein, auch wenn der Zwiespalt in der völkischen Bewegung und das Fehlen einer klaren Kundgebung Herrn Hitlers an und für sich schon die Bewegung schwächten, was natürlich den Gegnern keineswegs verborgen blieb.

Ich setzte mich in dieser Lage wieder mit meiner ganzen Person für die Erhaltung der Einheit der völkischen Bewegung und ihre Vertiefung ein und hoffte, daß die Haftentlassung des Herrn Hitler, die für den 1. Oktober in Aussicht stand, eine Klärung der Lage wenigstens innerhalb der Bewegung herbeiführen würde.

Nach meinem Aufenthalt in Ostpreußen kehrte ich über Hof, wo ich an einer völkischen Veranstaltung teilnahm, nach München zurück. Hier stand das Barometer auf Sturm.

Die Hetze von Seiten der bayerischen Offiziere hatte wieder einmal einen gewissen Höhepunkt erreicht, nachdem, wie ich schon mitgeteilt habe, Kronprinz Rupprecht von Bayern im August seine Zustimmung, sich einem Ehrengericht zu unterstellen, zurückgezogen und ich nun auch die gleiche Erklärung abgegeben hatte.

Genau aus der gleichen römischen Windecke wurde die Bayerische Volkspartei angetrieben, und, da sie mit ihren Kirchenbeamten fühlte, sich auch selbst handelnd veranlaßt sah, ununterbrochen gegen mich zu hetzen. In Sonderheit mußte diesmal ein Brief herhalten, den ich an den evangelischen Bund geschrieben hatte. Dieser Kampfbund, der mich später so widerlich zu verunglimpfen versuchte, hatte mich zu irgendeiner Feier eingeladen. Ich hatte der Einladung nicht entsprochen und mich brieflich bedankt mit einem Hinzufügen meines Wunsches für das Gelingen der Veranstaltung.

Dieser Brief kam entstellt in die Presse und erregte römisch-suggerierte Deutsche. Meine Berichtigung im „Völkischen Beobachter" werden sie wohl kaum zu lesen bekommen haben. So war es ja im politischen Kampf. Es wurden planmäßig Unwahrheiten verbreitet und gierig gelesen, die wahren Tatsachen bekamen aber die entsprechenden Leser nur dann zu lesen, wenn nach dem Pressegesetz berichtigt wurde. Das war aber eine zeitraubende Arbeit und auch technisch gar nicht zu bewältigen, da die Hetze ja einheitlich durch eine große Anzahl von Zeitungen ging, wenn nicht mehr oder weniger

durch die gesamte Presse. Es blieb dann nichts übrig, wie in einer Zeitung, d. h. in diesem Fall im „Völkischen Beobachter" oder auch in den „Deutschen Nachrichten" des Herrn v. Graefe eine Kundgebung zu veröffentlichen, die aber die nicht erreichte, die die Lügen gelesen hatten. Das waren für mich seit langem Alltagserscheinungen und sind in veränderter Form Alltagserscheinungen geblieben, die mich nicht berührten, wenn sie auch leider meine Zeit beanspruchten, da ich nicht wollte, daß durch meine Person die Bewegung litt, und ich damit rechnete, daß neunzig vom Hundert der Deutschen immer noch das glaubten, was sie in der Presse lasen.

Von weittragenden Folgen war nun ein Schlag, den die Bayerische Regierung gegen die Bewegung führte. Wie ich schon erwähnt habe, war am 1. Oktober das halbe Jahr Festunghaft für die Herren Hitler, Kriebel und Weber abgelaufen und so fürchtete die Regierung, besonders von Herrn Hitler, eine Belebung der völkischen Bewegung, vielleicht auch ein Eingreifen in den möglichen Wahlkampf, obschon Herr Hitler sich im allgemeinen bisher ablehnend gegen das Wählen ausgesprochen hatte. Das sicherste Mittel für eine Schädigung der völkischen Bewegung war naturgemäß ein längeres Inhaftbehalten der genannten Herren. Um das zu erreichen, griff die Bayerische Regierung plötzlich gegen den „Frontbann" ein, mit dem Herr Hitler tatsächlich recht wenig zu tun gehabt hat.

Vielleicht hat Herr Hauptmann Röhm durch die Art, wie er die Frontbannleute verpflichtete, auch im gewissen Umfang gegen das Republikschutzgesetz verstoßen. Er änderte noch im letzten Augenblick einige Verfügungen, das kam aber zu spät. Am 17. 9. nahm die bayerische Staatsregierung die Führer der Münchner Verbände in Haft und beschlagnahmte das „Aktenmaterial" *).

---

*) Verhaftet wurden Major Faber, die Hauptleute Weiß, v. Kraußer, Seidel, die Oberleutnants v. Prosch und Brückner und Leutnant Oßwald.

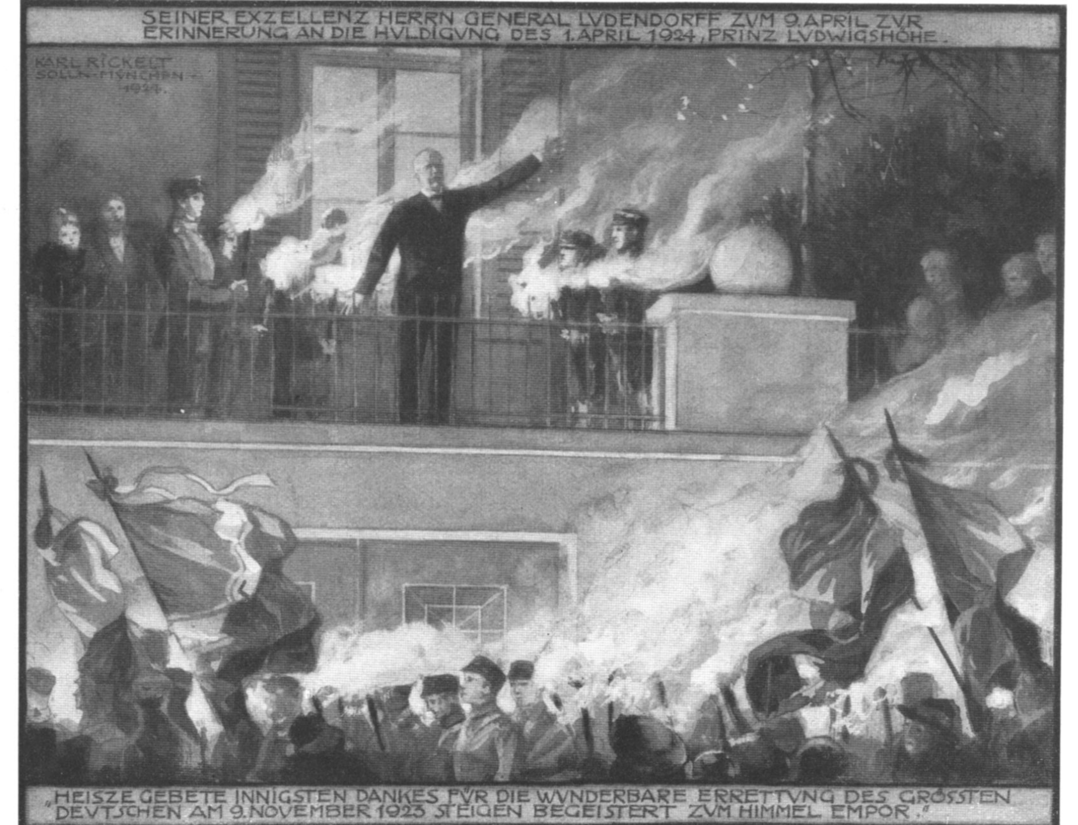
Später wurde auch gegen diese Führer ein Verfahren wegen Hochverrat eröffnet, das dann gegen Hauptmann Röhm und mich ausgedehnt wurde. Es wurde aber sehr bald eingestellt, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte, die Herren Hitler, Kriebel und Weber länger in Haft zu behalten. Ich bin nicht einmal vernommen worden.

Herr Hauptmann Röhm hatte alles getan, um eine sofortige Entlassung der verhafteten Kameraden zu erreichen.

Auch ich sprach im Bürgerbräukeller gegen die Verhaftung und forderte auch anderwärts die Freilassung der inhaftierten Frontbannkämpfer, natürlich erst recht die Entlassung der Herren Hitler, Kriebel und Weber aus Landsberg.

Mit Herrn Hitler Verbindung aufzunehmen, war mir nicht möglich. Es war ganz natürlich, daß die Gefangenen in Landsberg, durch ihre gesetzwidrige weitere Inhaftierung mißgestimmt und besonders vorsichtig waren. Sie hielten wohl tatsächlich ernstliche Unterlassungen und Vergehungen des Herrn Hauptmann Röhm für vorliegend. Für uns selbst entsprang daraus die Pflicht größter Zurückhaltung diesen drei Herren gegenüber.

Diese Zurückhaltung des Herrn Hitler benutzten nun wieder Völkische, um eigene Wege zu gehen. Ich erwähnte schon die ablehnende Haltung des völkischen Blocks gegen das Zusammenfassen der Bewegung in der nationalsozialistischen Freiheitbewegung. Auch innerhalb des Blockes standen sich die Richtungen scharf gegenüber. Wie ich aus dem Buche „Bevor Hitler kam", geschrieben von Heinrich v. Sebottendorf, erfahren habe, hatten Mitglieder der Thulegesellschaft sich zusammengefunden, um das Kind dieser Geheimgesellschaft, die nationalsozialistische Deutsche Freiheitpartei, unabhängig von allen politischen Bindungen, weiter zu führen. Das ahnte ich damals nicht. Es macht mir aber nachträglich einen Teil der sehr erheblichen Schwierigkeiten erklärlich, denen ich im Völkischen Block des Bayerischen Landtages und in der Völkischen Bewegung in Bayern begegnen mußte,



Fackelzug am 1. 4. 1924 in Prinz-Ludwigs-Höhe nach einem Aquarell von Karl Rickelt



Vor seinem Hause in Prinz-Ludwigs-Höhe

auch wenn die Landtagsfraktion mir noch anfangs November ihre Gefolgstreue ausgesprochen hatte. Es ist immer bedenklich, wenn solche Versicherungen gegeben werden müssen. Als Gegner einer geeinten Bewegung traten jetzt besonders die Herren Streicher, Dinter und Esser hervor, die sich dabei auf Herrn Hitler beriefen.

So war es den überstaatlichen Mächten gelungen, verschiedene neue Keile in die Völkische Bewegung zu treiben. Diese Mißverhältnisse waren nicht nur in Bayern fühlbar, sondern selbstverständlich in allen Gebieten des Reiches und stärkten nun innerhalb der beiden großen Gruppen: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und Deutsch-Völkische Freiheitbewegung, die Meinung derjenigen, die einander stets mit Mißtrauen betrachtet und das Zusammenfinden der beiden Gruppen nur als eine vorübergehende taktische Maßnahme gehalten hatten.

Diese Mißhelligkeiten in der Bewegung selbst übertrugen sich unvermeidlich auch auf die Wehrverbände und schufen auch hier recht unerfreuliche Zusammenhänge, die zu durchschauen für mich nicht möglich war. Jeder Teil berichtete einseitig und war für einen Ausgleich im allgemeinen nicht zu haben, oder nur so lange, als man zugegen war. War irgendein Ausgleich erreicht, so begannen doch alsbald wieder die alten Schwierigkeiten. Es saßen ja überall Mitglieder der Geheimorden als Spaltpilze. Heute übersehe ich das klarer als damals. Damals war ein unaufhörliches Ringen gegen unfaßbare Widerstände und Schwierigkeiten, von denen ich hoffte, sie doch durch gemeinsame Zielsetzung für die am 7. 12. stattfindenden Neuwahlen des Reichstags überwinden zu können.

Am 20. Oktober 1924 war nämlich die Auflösung des Reichstages erfolgt, die Wahlen sollten an dem eben angegebenen Tage stattfinden. Ich war im September und in der ersten Oktoberhälfte nicht dauernd in München geblieben. Ich hatte an verschiedenen Orten Besprechungen mit Freunden und auch öffentliche Veranstaltungen veranlaßt, so u. a. in Kassel und

Hannover. In letzterem Ort sprach ich mich scharf gegen die noch anhaltenden welfischen separatistischen Umtriebe und ihr Zusammenhängen mit separatistischen Bestrebungen in Rheinland und Westfalen und ihre Zusammenarbeit mit Paris und Rom aus. Das brachte nun die gebrandmarkten separatistischen Elemente Norddeutschlands, besonders Hannovers, genau so in Harnisch wie die Schwarzen in Bayern durch mein Wirken daselbst. Es war eine Lust, auf ein solches Gesindel einzuschlagen. Sehr ernst stimmte es mich nur, wie wenig die Norddeutschen wirklich die römischen und französischen Umtriebe verstanden. Sie sahen in dem Welfentum lediglich Deutsche mit treuer Liebe zum angestammten Fürstenhaus, obschon diese welfische Bewegung auch recht republikanische Wege eingeschlagen hatte.

Nach Erhalt der Nachricht von der Auflösung des Reichstages und der bevorstehenden Neuwahl begab ich mich sofort nach Berlin, um die Wahlvorbereitungen durchzuführen. Klares Handeln war geboten. Da von Herrn Hitler eine klare Willensmeinung auch jetzt nicht zu erreichen war, hieß es für mich, in Verbindung mit den Herren v. Graefe und Strasser auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen und die völkische Bewegung als nationalsozialistische Deutsche Freiheitpartei in den Wahlkampf zu führen.

Zunächst galt es, für die bevorstehende Wahl einen Aufruf zu erlassen, damit Anhänger und außerhalb der Bewegung stehende Deutsche wußten, was die Nationalsozialistische Deutsche Freiheitbewegung eigentlich wolle.

An die Freunde richtete die Reichsführerschaft einen Aufruf:

„Auf die Schanzen"

und an die Wähler einen Aufruf:

„An das Deutsche Volk",

den ich nachstehend bringe:

„Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung hat durch ihre Kampfgruppe im Reichstage im Gegensatz zu den politischen Parteien eine deutsche, klare und einheitliche Politik verfochten.

Bekämpft und abgelehnt hat sie die Dawes-Gesetzentwürfe und damit die Versklavung des Deutschen Volkes durch und unter die Mächte des internationalen und jüdischen Kapitalismus, als dessen Vollzieherin die Deutsche Politik erscheint. In dieser Politik unterstützt und dazu instand gesetzt wurde auch die Regierung durch die politischen Parteien, welche, teils wie sie selbst, internationalistisch und kapitalistisch geartet sind, auch wenn sich davon eine im besonderen als ‚Wirtschaftspartei' bezeichnet, teils eine scheinnationale, charakterlose Taktik befolgen, teils auf ein blutiges kommunistisches Chaos hinarbeiten.

Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung ist durch ihre Kampfvertretung im Reichstage ohne Winkelzüge, ohne sogenannte parlamentarische und sonstige Rücksichten ihren Weg gegangen. Sie hat die Dawes-Gesetze in der klaren Erkenntnis abgelehnt, daß diese nur Knechtschaft und Volkssiechtum kennen, nicht Freiheit und Gesundung. Sie hat sich aber nicht auf die Ablehnung beschränkt, sondern in Anträgen und Reden sachlich begründete, positive Wege gewiesen, die politisch und sozial unser Volk aus seiner furchtbaren Lage herauszuführen allein geeignet sind.

Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung hat auch allein erkannt und im Reichstage durch ihre Kampfgruppe vertreten, daß der Kampf gegen die Kriegsschuldlüge mit dem Kampf gegen die Dawes-Gesetze und deren Bewilligung zu verknüpfen, und daß so, aber nur so ein Erfolg für beides zu erreichen war.

Nun ist der weltgeschichtliche Frevel gegen das Deutsche Volk Tatsache geworden. Die Regierung und ihre Parteien haben sich sogar erlaubt, in krassem Widerspruch gegen Gesetz und Verfassung die Dawes-Gesetzentwürfe zum Gesetz zu erklären; verfassungswidrig, denn keiner dieser Gesetzentwürfe, abgesehen allein vom Eisenbahngesetzentwurf, hat die gesetzlich notwendige Stimmenmehrheit erhalten.

Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung erkennt den durch die Abstimmung vom 29. August geschaffenen gesetz- und verfassungswidrigen Zustand nicht an und fordert den Kampf gegen ihn, während die politischen Parteien die ihnen nur zu oft genehme internationale Knechtschaft verewigen und unter deren Schirmherrschaft allermeist ihr Parteigeschäft auf Kosten des Wohles und der Freiheit des Volkes machen wollen.

Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung ruft heute, nach dem verdienten schmachvollen Ende einer schmachvollen Parlamentstagung, die Deutschen auf zu einer Freiheits- und Befreiungspolitik. Sie will keine kriegerischen Abenteuer,

aber als deutsche Lebensbedingung betrachtet sie den Willen und die Kraft zur völkischen Selbstbehauptung.

Von außen wird dem Deutschen Volke Hilfe und Rettung nicht kommen, sondern nur aus sich selbst und aus völkischem Handeln.

Wir wollen den völkisch-sozialen, Eigentum und Person sichernden Staat, den Staat der wahren Volksgemeinschaft, in dem der Deutsche Kopf- und Handarbeiter als auf allen Gebieten des Lebens gleichberechtigt und gefestigt dasteht, befreit aus der Umklammerung des internationalen kapitalistischen und jüdischen Polypen, sein Enterbtsein wollen wir beseitigen und so den sozialen Frieden herstellen; denn davon hängt es vor allem ab, ob der Bau des neuen Großdeutschland auf Granit stehen wird.

In diesem Großdeutschland wollen wir unser heute in Parteiwirtschaft und Bürokratie erstarrtes Volksleben immer reineren und höheren Zielen entgegenführen und es darum vor jeder Überfremdung durch rassefremde Elemente schützen.

Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung verlangt als erstes im einzelnen:

Die Wiederherstellung der Finanz- und Eisenbahnhoheit des Reiches. die Bereitstellung billiger, künftig zinsfreier Kredite, damit die Deutsche Wirtschaft von den Weltgoldhyänen nicht durch Wucherzinsen weiter zugrunde gerichtet wird;

billiges, künftig zinsfreies Geld für den Ausbau aller der ehrlichen Arbeit dienenden Betriebe in Stadt und Land zur höchsten Wirtschaftsmachtentfaltung für die Genesung des Volkes, Beseitigung der Dawes-Gesetze, welche auch Ausnahmegesetze gegen die Lebenshaltung, ja das nackte Leben aller Schichten des gesamten werktätigen Deutschen Volkes, namentlich der Gehalts- und Lohnempfänger sind;

Kampf gegen die in diesen Gesetzen zur Eintreibung der ‚Reparationen' vorgesehenen Erhöhung der indirekten Steuern und gegen den im Zusammenhang mit jenen Gesetzen bevorstehenden Abbau der Arbeitslöhne;

Beseitigung der III. Steuernotverordnung, die den am Eigentum des Deutschen Volkes begangenen Raub und Diebstahl gutheißt;

sofortige Wiederherstellung des Kapitals des Deutschen Sparers im Rahmen einer sozial gerechten Aufwertung;

Beteiligung des Arbeiters am Ertrag und, wo es die Art des Betriebes erlaubt, auch am Werk;

Wiederherstellung gesicherten Rechtes für die Berufsbeamten;

Schutz der wohlverdienten Vorzugsrechte der Frontkämpfer und alten Soldaten, dazu vor allem auch unbedingte Erfüllung der Gewissenspflicht des Staates: Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen;

für sie und für jeden Deutschen Volksgenossen das elementare Recht auf eine Wohnung;

Herstellung überhaupt gleichen Rechtes für alle Volksschichten, Freiheit und Schutz für alle vaterländische Betätigung;

Schutz der Persönlichkeit vor Rechtsbruch, in Sonderheit Ahndung der Freiheitsberaubung unseres Adolf Hitler, Kriebel, Weber und anderer völkischer Männer.

Nach außen geht unser Kampf weiter gegen die Lüge einer Deutschen Schuld am Kriege, gegen das ‚2. Versailles' vom 29. August, gegen das ‚3. Versailles': die Eingliederung Deutschlands in den vom jüdisch-kapitalistischen Internationalismus geleiteten, in Genf vertretenen Konzern, genannt ‚Völkerbund', für die Wiederherstellung des Deutschen Ansehens und der Deutschen Ehre in der Welt.

Das sind keine Utopien, das ist ein Kampf des Geistes und völkischen Willens, der noch jedes geknechtete Volk zur Freiheit geführt hat. Diesen geraden Weg wehrhaften Willens wollen wir zielbewußt gehen inmitten aller Korruption und allen Schwankens.

Faßt in Verantwortungsfreudigkeit einen ganzen Entschluß, um den ihr nie herumkommt. Bekennt Euch zu uns trotz aller Gefahren, die das Euch bereiten kann, damit unsere nationalsozialistische Weltanschauung sich durchsetzt, damit das große Volksziel erreicht wird im Kampf gegen den Imperialismus des Geldes, der Lüge und der Gewalt.

Die Reichsführerschaft
Ludendorff. Strasser. v. Graefe."

Nachdem dies als Erstes geschehen war, wurde ein

„Rüstzeug der
Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung
Großdeutschlands"

ausgearbeitet. Es sollte für Redner und Kämpfer ein Anhalt sein und zugleich denen, die Klarheit über unser Wollen haben wollten, Antwort er-

teilen. Ich habe an diesem „Rüstzeug" leitend mitgearbeitet und vieles selbst geschrieben. Mein Mühen ging auch hier wieder, der Bewegung tieferen Inhalt zu geben. Aber meine Ansichten waren über Verschiedenes damals auch noch nicht geklärt und trafen auf Widerstand. Es wurde befürchtet, daß meine Gedanken Deutsche abhalten könnten, der Partei ihre Stimme zu geben; so brachte verschiedenen Richtungen das „Rüstzeug" doch nur einen Kompromiß, der nicht immer glücklich war. Es hatte nachstehenden Inhalt:

„Der Wille zur Macht.
Auf die Schanzen!
An das Deutsche Volk.
Die völkische Bewegung ist religiös.
Rassendienst in der Großdeutschen Volksgemeinschaft.
Die beiden Hälften der Großdeutschen Volksgemeinschaft.
Volkserziehung.
Staatspolitische Ziele.
  Der innere Aufbau.
  Beamtenrechte und -pflichten.
Finanz- und Wirtschaftspolitik.
  Grundlinien.
  Die Rentenmark.
Der einzige Weg zur Volksgemeinschaft.
Soziale Einzelfragen.
  Arbeiter und Angestellte.
  Mittelstand und Handwerk und ihre Not.
Landvolk und völkischer Staat.
Außenpolitik.
Judentum.
Unsere Stellung zu den politischen Parteien.
Sozialdemokratische Dolchstoßpolitik.
An das Deutsche Volk zum 9. November."

Ich bringe nachstehend die Artikel ganz oder in Absätzen, die von mir herrühren oder meine Auffassung völlig wiedergeben, um wiederum mein Denken, aber auch den Stand der völkischen Bewegung im Herbst 1924 zu zeigen. Der Abschnitt „Der Wille zur Macht" rührt von mir. Er lautet:

„Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung umfaßt mit ihrem machtvollen Erneuerungswillen alle Gebiete des menschlichen Lebens. Dem ganzen Volke, seinem ganzen Leben und seiner Arbeit in allen Berufen gilt und dient unser Wirken.

Hier werden nur einige Abrisse gegeben, viele fehlen, die nicht minder bedeutungsvoll sind, aber über die wohl Klarheit herrscht.

Die Erreichung aller Ziele der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung hat zur Voraussetzung die Erringung der politischen Macht nach innen wie nach außen. Deswegen ist unser Kampf in erster Linie ein Ringen um die politische Macht. Rücksichtsloser Lebens- und Machtwille allein wird uns zum Ziele führen. Wir verlangen Anspannung aller Kräfte und lehnen Müdigkeit als Versündigung ab.

Erst durch das Unwirksammachen des ‚Parlamentarismus', dieses Machtmittels jüdisch-mammonistischer Herrschaft und bürokratischer Regierungskunst mit allen seinen Mißständen in Deutschland, erreichen wir darüber hinweg unser grundstürzendes Ziel:

Die wahre großdeutsche Volksgemeinschaft in Freiheit, Macht und Ehren.

Unsere Kampfflagge ist die rote Flagge, im weißen Felde das erhabene Zeichen Deutscher Art: das Hakenkreuz.

Unter dieser Flagge fielen bereits Deutsche Männer am 9. November 1923 unter dem Vorantritt Ludendorffs, Hitlers, Graefes,

für diese Flagge schmachten andere, darunter Adolf Hitler, Kriebel, Weber widerrechtlich in Festungshaft.

Ihretwegen sind Deutsche der Heimat beraubt oder werden bedrängt und verfolgt.

Unter dieser Flagge kämpfen wir allerorts, auch am schmachvollen 29. August, dem jüdischen Tannenbergsiege.

Wir sammeln uns nicht erst unter der schwarzweißroten Fahne, wir stehen schon lange im Kampfe für sie unter unserer

Kampfflagge mit dem Hakenkreuz!"

Besonderen Wert habe ich dann darauf gelegt, daß die Glaubensfrage an erster Stelle und bei der Wiedergabe unserer Ziele genannt wurde. Das entsprach der Auffassung, die ich mir immer mehr und mehr zu eigen gemacht hatte. Das war aber auch von dem Wunsche diktiert, den Deutschen den tiefen Ernst der Bewegung zu zeigen und den Vorwürfen zu begegnen, wir ständen der Glaubensfrage gleichgültig gegenüber. Das war schon insofern nicht der Fall, als ein großer Teil der völkischen Freunde in Rom einen Gegner des Deutschen Freiheitwillens erkannt hatte, nicht minder in den Gesetzen, nach denen der Jude die Versklavung der Völker durchführte. Aber

an den Inhalt der Bibel als Ursache dieser Tatsachen war noch nicht gerührt worden, hatte auch ich nicht gerührt. Das Handeln Roms war „als Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken" und das Handeln des Juden als ein Befolgen der Weisungen des Talmuds aufgefaßt und im „Rüstzeug" unter „Judentum" und „Unsere Stellung zu den politischen Parteien" behandelt. So konnte denn die Behandlung der Glaubensfrage in dem „Rüstzeug" gar nicht erschöpfend sein. Sie stieß auch auf recht erheblichen Widerstand, namentlich bei Herrn v. Graefe. Mir war es darauf angekommen, überhaupt einmal zu betonen, daß es neben der christlichen Religion auch noch ein anderes Glaubensleben im Deutschen Volke geben könne und Duldsamkeit in Glaubensfragen notwendig sei. Dementsprechend hatte ich den Abschnitt:

„Die Völkische Bewegung des Religiösen"

in zwei Absätzen entworfen. Der erste Absatz wurde in „Das Rüstzeug" so aufgenommen, wie er von mir stammt. Ich lehnte mich dabei an Ausführungen von Frau Dr. v. Kemnitz auf der Weimarer Tagung an und betonte scharf die Übereinstimmung von Volkstum und Glauben und wählte Worte, wie sie damals meiner Auffassung entsprachen:

„Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung ist wie jede große Erneuerungsbewegung aus religiösem Boden erwachsen. Wir Völkischen erkennen in dem religiösen Erleben den tiefsten Sinn unseres Seins und achten in Ehrfurcht das religiöse Leben unseres Volksgenossen. Wir lehnen es aber ab, einen Gegensatz zwischen unseren Pflichten gegen das Deutschtum und den Forderungen der Religion herstellen zu lassen. Wir sind nach Gottes Willen als Deutsche geboren, und deswegen ist es unsere Aufgabe, die von Gott erschaffene Eigenart des Deutschen Volkstums zu erhalten und für seine kraftvolle Entwicklung zu wirken, nicht aus nationalsozialistischer Selbstsucht, sondern um aus dem Deutschen Volke einen starken Arbeiter und Kämpfer nach dem Willen und zu Ehren Gottes zu machen. Wir fühlen uns nach seinem Willen berufen, Bannerträger sittlichen und sozialen Empfindens im Kampfe gegen den Geist der Lüge und der Gier, den Geist des Mammons zu sein."

Welchen Wortlaut ich für den zweiten Absatz gewählt habe, weiß ich nicht mehr. Er hat anders gelautet, als er gedruckt worden ist. Jedenfalls war das dritte Wort, das Wort „damit", in ihm nicht enthalten, denn dieses Wort war völlig widersinnig. Ich gebe hier aber den zweiten Absatz so wieder, wie er gedruckt ist. Er zeigt die Verworrenheit im Denken und wirkt auch lehrreich für die heutigen Tage, denn diesen unklaren Standpunkt vertreten ja auch heute noch Deutsche, die Christentum und völkisches Gotterkennen für vereinbar halten. Der klare Weg scheint schwer zu finden zu sein. Der zweite Absatz lautet nun:

„Wir stehen damit auf dem Boden christlicher Anschauung und verlangen ein Leben danach, darum weisen wir auch den Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken mit aller Entschiedenheit ab."

Der Abschnitt:

„Rassendienst in der Großdeutschen Volksgemeinschaft"

enthält schöne Gedanken neben Unklarerem. Ich bringe von den ersteren nachstehende:

„Wir halten den Deutschen Menschen für verpflichtet, für das Wohlergehen seiner lebenden Volksgenossen zu sorgen. Noch höher steht uns aber die Verpflichtung des Deutschen Menschen gegenüber denen, welche er zum Leben erweckt. Ein Verhalten der gegenwärtigen Generation, das nachteilige Folgen für die leibliche und geistige Entwicklung der zukünftigen Generation haben muß, ist das schwerste Verbrechen gegen den völkischen Gedanken. Aus diesem Grunde lehnen wir die Sitten- und Zuchtlosigkeit und den Mißbrauch von Alkohol ab und verlangen unbedingte Anerkennung der Heiligkeit einer keuschen Ehe. Eheschließungen werden wir nur gesunden Menschen gestatten."

„.... Aus diesen Gründen lehnen wir eine weitere Vermischung des Deutschen Blutes mit fremden Rassen und fremdblütigen Völkern ab. Nur den blutsmäßig Deutschen Menschen wollen wir in Zukunft als Deutschen anerkennen und damit die Grundlage für die Erzüchtung des zukünftigen Deutschen Menschen schaffen. Nach unserem Willen sollten an einem bestimmten Tage durch die Standesämter

alle diejenigen erwachsenen Deutschen und deren Kinder, die Deutschen Blutes sind, als Deutsche Bürger eingetragen werden. Alle anderen werden vom Deutschen Bürgerrecht ausgeschlossen und unter Fremdenrecht gestellt.

Nicht Rassendünkel veranlaßt uns, die rassische Erhaltung und Erneuerung Deutscher Eigenart zu erstreben. Die Anerkennung Deutscher Eigenart und der Wille zu ihrer Entwicklung ist gutes Deutsches Recht.

Das Recht auf völkische Entwicklung erkennen wir allen Völkern zu. Wir wollen lediglich die natürliche Aufgabe der Eigenentwicklung durch Selbstbehauptung und Vervollkommnung des Deutschtums lösen. Eine Ehe zwischen Deutschen, Farbigen, Juden, Negern und Mischlingen sehen wir allerdings als eine Entweihung Deutschen Blutes an, die zu verbieten und schon gefühlsmäßig abzulehnen ist."

„.... Das Deutschtum wird nur dann stärker sein als der Vernichtungswille seiner Feinde, wenn es entschlossen ist, seine völkische Eigenart blutsmäßig zu erhalten und zu entwickeln. Dazu gehört das Vorhandensein zahlreicher, lebenskräftiger, Deutscher Kinder. Aufgabe des Deutschen Volksstaates ist es, das Bestehen gesunder, kinderreicher Deutscher Familien mit allen Mitteln zu fördern und dann die Jugend in Reinheit, Gesundheit und Kraft des Leibes und der Seele und in wehrhaftem Sinn und wehrhaftem Können zu erziehen. Der Staat hat die Pflicht, die Jugend vor geistigem und sittlichem Schund und Schmutz, vor den Verheerungen des Alkohols und Nikotins unter allen Umständen zu schützen.

Wir wollen, daß die Keimzelle völkischer Entwicklung, die Keimzelle Deutscher Gemeinschaftsbildung, die Familie in ihrer Entwicklung gesichert und geachtet wird und verlangen Familien- und Sippenkunde. Wir verurteilen jeden Mißbrauch Deutscher Familiennamen dadurch, daß Fremdvölkische, besonders Juden, Deutsche Namen annehmen. Wir lehnen die Zerstörung wohlerworbenen Familieneigentums durch hohe Erbschaftssteuer oder gar durch Abschaffung des Erbrechtes ab. Bodenständige Familien mit gesichertem Eigentum sind die Grundlage rassischer Entwicklung."

In dem Abschnitt:

„Die beiden Hälften der Großdeutschen Volksgemeinschaft"

behandelte Graf v. Reventlow die Frauenfrage. Er hatte sich vorbehalten, das zu tun. Meine radikalen Gedanken stellte ich zurück. Graf Reventlow

trug auch in diesem Abschnitt in verschiedenen Punkten der Wesensverschiedenheit der beiden Geschlechter Rechnung und trat für eine Betätigung der Frau auch auf politischem Gebiete ein. Bei seinem politischen Denken blieb er aber hierbei stehen. Da nun außerdem die Partei nicht zu bewegen war, auch Deutsche Frauen als Abgeordnete aufzustellen, so blieb seine Abhandlung eine akademische Betrachtung, die nur den Unterschied zwischen den Worten der Partei und ihrem Handeln feststellte und vergebliche Liebesmüh um das weibliche Geschlecht war.

Der Abschnitt:

„Volkserziehung"

war von Rektor Blume verfaßt, der sich mit mir über die Gestaltung der Schule im völkischen Staat häufiger ausgesprochen hatte. Rektor Blume lehnte mit Recht die sogenannte „Gemeinschaftsschule" ab. Auch gegen die Bekenntnisschulen verhielt er sich zurückhaltend. Dann schrieb er Worte, denen ich voll zustimmte:

„Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung fordert die völkisch-soziale Weltanschauungsschule, in deren Mittelpunkt das gesamte deutsche Kulturgut steht, wie es sich zeigt im Deutschen Schrifttum, in Deutscher Geschichte und religiösem Glaubenstum. Ausgangspunkt ist die Heimat und die Volksgemeinschaft. Die völkisch-soziale Weltanschauungsschule soll ferner Charaktere bilden und dem Wehrgedanken dienen.

Eine solche Erziehung kann nur gestaltet werden von einem Lehrerstand, der höchste Forderungen in bezug auf Bildung, klare Weltanschauung, körperliche Durchbildung und Lebensführung erfüllt. Daher ist nötig: sorgfältigste Auswahl und hochschulmäßige Vorbereitung aller Lehrer. Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Volkserzieher hat ihrer überragenden Bedeutung im Volksleben zu entsprechen. Die Lehrer der öffentlichen Schulen sind Staatsbeamte."

Unter:

„Staatspolitische Ziele"

enthält das „Rüstzeug" nachstehende Grundsätze:

„Staatspolitisch erstrebt der Nationalsozialismus ein Großdeutschland, das alle im zusammenhängenden Deutschen Siedlungsgebiete Mitteleuropas lebenden Deutschen in einer in einem Staate zusammengefaßten Volksgemeinschaft eint. Wir wollen kein Groß-Deutschland nach Art des mittelalterlichen römischen Reiches Deutscher Nation, kein lockeres, nach innen und außen ohnmächtiges Staatenbündel, wie es Frankreich, gemeinsam mit dem Zentrum, der Bayerischen Volkspartei und den Preußischen Separatisten erstrebt unter Zerschlagung Preußens.

Wir wollen nicht Zersplitterung, sondern Zusammenfassung der Kraft unter einer starken Reichsgewalt zur Erfüllung der gemeinsamen Deutschen Aufgabe. Wir wollen aber auch keinen öden Unitarismus, sondern erkennen die Notwendigkeit an, auf dem geschichtlich Gewordenen die zukünftige Entwicklung aufzubauen. In dem Wetteifer der Bundesstaaten und Stämme, bei kraftvoller Entwicklung ihrer Eigenart dem großdeutschen Vaterlande am besten zu dienen, liegt ihre Aufgabe.

Die Wehrkraft des Deutschen Volkes ist zu erhalten und zu fördern; haben wir außer der Reichswehr, die für uns ein wertvoller Teil der Deutschen Kraft ist, kein Heer, im besonderen kein Volksheer, so hat an seine Stelle die Kampfgemeinschaft des Volkes zu treten.

Mit unseren nationalsozialistischen Freunden in Österreich und der Tschechei stehen wir in engster Verbindung. Sie verfolgen das gleiche Ziel. Mit unseren Brüdern in den besetzten und abgetrennten Gebieten fühlen wir Not und seelische Leiden und werden niemals aufhören, die Befreiung und die Wiedervereinigung dieser Deutschen Länder mit dem Vaterlande zu erstreben."

Dann wurde noch ein Anrecht auf Kolonien betont und der Auslandsdeutschen gedacht, deren Rechte zu wahren das Vaterland verpflichtet sei.

„Der innerpolitische Aufbau"

gibt folgende Gedanken wieder:

„Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung geht von dem Grundsatz aus, welchem Friedrich der Große Ausdruck verlieh, er wolle der erste Diener des Staates sein. Wir verlangen in Erweiterung der Scharnhorstschen Idee der zeitlich allgemeinen Wehrpflicht, daß jeder Deutsche es als seine oberste Pflicht anerkennt, dem Deutschen Volke sein Leben lang zu dienen, und sich dabei bewußt ist, daß es ein Opfer für das Vaterland überhaupt nicht gibt. Das Sterben für

das Vaterland war dem Deutschen, soweit er diesen Namen verdiente, eine Selbstverständlichkeit geworden. Das Leben für das Vaterland in selbstloser Hingabe mit seinem ganzen Sein und erforderlichenfalls mit seinem Gut fiel ihm schwer. Die Nationalsozialistische Freiheitsbewegung verlangt, daß der Deutsche nicht nur für das Vaterland stirbt, sondern erst recht in allen seinen Handlungen in Kleinarbeit und auf den Höhen des Lebens für das Vaterland lebt. Aus der Erfüllung dieser Pflicht erwächst jedem Deutschen das Recht auf Lebenserhaltung, auf einen Platz in der großen Deutschen Volksgemeinschaft, d. h. im Volk und Staate, der seiner Leistung entspricht."

Besonders betont wurde die Pflicht des Staates, für Kriegsbeschädigte und -hinterbliebene zu sorgen. Dann heißt es:

„Der Parlamentarismus bringt die Scheinherrschaft der durch den Weltkapitalismus beherrschten, instinktlosen und gegeneinandergehetzten Masse und ist ein Werkzeug von dessen Herrschaft. Er wähnt, die Leistung bei der Lösung der Deutschen Entwicklungsaufgabe durch Reden und Abstimmen feststellen zu können, und läßt engstirnige, bürokratische Parteipolitik und verderbliches Parteibonzentum auf Kosten des Volkes zu, da nicht Leistung, sondern Parteizugehörigkeit für Lebenshaltung und Stellung entscheidend ist. Das Verderbliche dieses verantwortungslosen Systems wird immer allgemeiner erkannt. Wir Völkischen lehnen es schroff ab, ganz abgesehen von seinen internationalen Kulissenschiebern."

In:

„Beamtenrechte und -pflichten"

wandte sich das „Rüstzeug" scharf gegen Parteibuchbeamte und forderte ein pflichttreues, nur dem Staat verantwortliches Berufsbeamtentum.

In:

„Finanz- und Wirtschaftspolitik"

„1. Grundlinien"

steht das Nachstehende:

„Der Marxismus und seine Folgeerscheinung, der kommunistische Bolschewismus, führen mit Notwendigkeit zur Zerstörung von Staat und Wirtschaft. Wir waren und sind Zeugen des furchtbarsten Anschauungsunterrichtes über die Folgen dieser Irrlehre in Rußland und, trotz der Verwässerung in der Deutschen Revolution, in Deutschland.

Die hochkapitalistische Form der reinen Geldwirtschaft, der Herrschaft des Großleihkapitals, ist die neuzeitliche Form des grausamsten und brutalsten Despotismus. Auch sie führt notwendig zur Zerstörung jedes staatlichen Eigenlebens und zu wirtschaftlicher Sklaverei. Versailler Diktat — Londoner Ultimatum — Dawes-Pakt — Völkerbund sind die Stufen, auf denen der wirtschaftliche Despotismus des Leihkapitals zu seiner heutigen Machtstellung aufgestiegen ist.

Diesen beiden Raub- und Schmarotzersystemen setzt der Nationalsozialismus seine Wirtschaftslehre der Schaffenden entgegen. Im grundsätzlichen Gegensatze zum Marxismus erkennt der Nationalsozialismus das Eigentum an. Er will:

freie Bauern und Besitzer auf eigener Scholle,
freien Handwerker- und Gewerbestand,
ein freies, seiner sozialen Pflichten bewußtes Unternehmertum,
eine durch angemessene Mitbeteiligung am Ertrag und — wo es die Art des Betriebes erlaubt — auch am Werk zufriedene Arbeiterschaft. Das sind die Grundpfeiler des Staates.

Im gleichen Gegensatz steht der Nationalsozialismus zum Despotismus des Leihkapitals. Scheinbar auf dem Boden des freien Eigentums stehend, hat die hochkapitalistische Wirtschaftsform tatsächlich fast jedes freie Eigentum aufgelöst, mobilisiert, beliehen, verpfändet und zinspflichtig gemacht. In unserer Privatwirtschaft ist in steigendem Maße die Entpersönlichung, die Umwandlung in Aktiengesellschaften usw. durchgeführt worden. Die Aktienbesitzer, nicht die Gründer und Leiter des Betriebes, nicht die Gemeinschaft der Schaffenden sind heute Eigentümer der Werke. Syndikate und Trusts sind an die Stelle des freien Wettbewerbs im Schaffen getreten. Schrankenlose Profitwirtschaft — nur auf Rentabilität des Kapitals eingestellt — ist an die Stelle der Bedarfsdeckung des Volkes getreten. Entpersönlichung und Entedelung der Wirtschaft, Verbeamtung der Produktion in üblem Sinne kennzeichnen die Lage."

Scharf wendet sich die Nationalsozialistische Deutsche Freiheitpartei gegen die bisherige Finanzwirtschaft, gegen die Dawes-Gesetze und gegen die Vorherrschaft und Bevormundung des Staates durch „privatkapitalistische Syndikate" und fordert die Verstaatlichung des Geld- und Kreditwesens u. a. nach den Vorschlägen von Herrn Feder.

In:

„2. Die Rentenmark"

tritt das „Rüstzeug" für die Abschaffung der Goldwährung ein:

„Wir wollen euer Gold und euren Kredit nicht mehr. Wir vertrauen auf unsere eigene Kraft. Die werktätige Arbeit ist unser Gold, viel wertvoller als alles Gold der Erde, und unerschöpflich ist unser Kredit.

Den jahrtausendalten Gold- und Silberschwindel, die Währung, die Zange, womit das werktätige Volk um den Preis seiner Arbeit betrogen wurde, hat die Rentenmark entlarvt. Es hilft euch nichts, daß ihr die Rentenbank verschwinden laßt, wir lassen sie nicht, bis auch der Einfältigste sich von dem alten Wahn freigemacht, bis jeder erkennt, daß die Währung die Quelle der Volksseuche, des Klassenhasses, der Völkerverhetzung ist, daß sie den geistigen und wirtschaftlichen Tiefstand, das Elend der Völker verschuldet, dem Schaffenden den Ertrag seiner Arbeit entreißt, damit der elende Müßiggänger und Börsenspieler, die anonymen Besitzer der Arbeitsstätten ein Prasserdasein führen können. Glaubt nicht, daß eure Goldnotenbank und das Verbot der Geldsurrogate uns zur Machtlosigkeit verdammen werden. Vorderhand haben aber die Weltkapitalisten noch die Oberhand, die Bureaukratie der Regierungen tanzt noch nach ihrer Pfeife; aber selbst bei dem Engstirnigsten unter ihnen wird einmal das dumme Geheimnis der Währung seinen Reiz verlieren, er wird dann erkennen, wie einfältig blöde die ganze Welt genasführt werden konnte von einer Gesellschaft von Schelmen und Dieben."

Den Abschnitt über die Rentenmark hatte Herr Sprickerhoff geschrieben.

Der Abschnitt:

„Der einzige Weg zur Volksgemeinschaft"

ist von Herrn Gregor Strasser geschrieben. Auf seine Bitte hatte ich ihm kurz meine Ansichten über die Bildung dieser Volksgemeinschaft in nachstehenden Worten gegeben:

„Nicht Fichte, nicht Arndt haben vor 100 Jahren Preußen befreit, auch nicht die Soldaten allein, sondern Preußens Auferstehen wurde durch die Bauernbefreiung des Reichsfreiherrn v. Stein geschaffen. Heute heißt unsere Befreiung: Die Befreiung des Deutschen Arbeiters."

Das Wort „Volksgemeinschaft" war stark abgegriffen, genau so wie das Wort „Volk" unmittelbar nach der Revolution. Herr Gregor Strasser betonte:

„Kernpunkt der Volksgemeinschaft ist die soziale Frage".

Dann führte er aus:

„Was hindert heute, daß der Deutsche sich mit dem Deutschen verständigen kann? Drei Feinde sind's, die vorher aus dem Wege geräumt werden müssen: Ideen, Menschen und Dinge!

Unsere Weltanschauung, in der wir leben und sterben, ist in wenige Worte zusammengefaßt: wir fühlen freiheitlich, denken völkisch und handeln sozial. Fort darum mit den Irrlehren der falschen marxistischen, jüdischen und pazifistischen Demokratie: Staat ist Macht und bleibt Macht, solange Menschen auf dieser Erde wohnen werden. Weg mit der Lüge, daß der Klassenkampf eine geschichtliche Notwendigkeit ist, die immer nur von denen gepredigt worden ist, die es verstanden haben, diese ungeheure Fälschung für sich und ihre Taschen in Gold umzumünzen. Nieder mit der seichten Phrase, die heute tausendfach von unseren angeblichen Staatsmännern im Munde geführt wird, daß die Sklavenketten von uns abgearbeitet werden müssen, ehe wir wieder frei werden können. Aber ebenso fort auch mit Hurrah-Patriotismus, der sich selbst belügt; fort endlich mit dem Standesdünkel und Bildungshochmut, der kein geringerer Feind ist als die aufgezählten Beispiele, die die Verständigung vom Volksgenossen zum Volksgenossen wie feindlich aufgeworfene Schützengräben unmöglich machen.

Menschen sind es zum zweiten mit ihren unsauberen selbstischen Wünschen und Begierden, mit großen und kleinen Eitelkeiten und ihrem Ehrgeiz, die den Deutschen zum Deutschen nicht kommen lassen. Wir kennen sie alle. Da stehen zunächst die Novemberverbrecher, deren schlechtes Gewissen ihnen zuflüstert, daß die Geschichte immer noch die Gerechtigkeit gekannt hat; die Fremdstämmlinge aus dem Osten, die an dem Mark des Deutschen Volkes saugen; aber da sind auch alle die anderen: Arbeitgeber und Gewerkschaftsführer, bezahlte Parlamentarier mit zwiespältiger Zunge, brutale Interessenvertreter, die Neureichen mit ihrem Protzentum und die Reaktionäre, die blind geblieben sind — sie alle, sofern sie nur sich dienen und ihre Götter das Geld oder ihr Bauch sind, bilden Stacheldrahthindernisse, daß Deutsche Hände in Treue sich nicht ineinanderlegen können.

Zum dritten sind es endlich die Dinge der Wirtschaft, die die soziale Verständigung turmhoch hindern. Vor 100 Jahren war es, da lag die gleiche Not über Preußen wie heute. Damals haben nicht Fichte und Arndt das Vaterland allein befreit, auch nicht die Soldaten allein, sondern das wurde erst möglich, nachdem Preußens Auferstehen durch die Bauernbefreiung vom Freiherrn vom Stein geschaffen wurde. Darum müssen auch wir den Mut haben zum Bekenntnis, den größeren Mut zu dessen Umsetzung in die Tat, daß auch Deutschland erst frei werden wird, wenn wir unsere Arbeiter befreit haben. Nie und nimmer aber ist der Weg dazu der, den die marxistischen, sozialdemokratischen Führer mit heuchlerischem Pathos den Arbeitern vorerzählen. Wer heute die industriellen Betriebe aus den Händen ihrer Besitzer entreißen will, um sie der Allgemeinheit zu geben, der lügt, wenn er behauptet, daß dadurch gleichzeitig das Los der Arbeiter gebessert werden könnte. Die Wahnsinnstat ist in Rußland versucht worden und hat mit der fürchterlichsten Versklavung des russischen Arbeiters geendet. Auch hier hat Freiherr vom Stein den Weg gewiesen, als er das Wort aussprach: ‚Um eine Nation zu veredeln, muß man ihrem unterdrückten Teil politische Selbständigkeit, Freiheit und Eigentum geben.' Das Wort gilt noch heute; und in dem unerschütterbaren Bekenntnis unserer nationalsozialistischen Freiheitsführer zu diesem deutschen Glaubenssatz liegt die weltgeschichtliche Sendung unserer eigenen Bewegung. Es gilt heute, dem Deutschen Arbeiter Eigentum, darunter Mitbesitz zu geben an dem Werke, an dem er schafft, auch Eigenbesitz am Boden, um auch ihn seßhaft zu machen und ihn für sein Alter sicherzustellen. Der endlich wird seine Gesinnung, sein Fühlen und Denken so umgestalten, daß er sich endlich vom Irrwahn internationaler Verbrüderung befreien kann und nur noch ein Deutscher unter Deutschen ist. Ein Land aber, das auf seinen Schollen nur Deutsche trägt und nährt, das wird dann auch frei werden von aller Knechtschaft. Das ist unser Ziel und das der Weg zu ihm!"

Herr Stöhr behandelte:

„Soziale Einzelfragen"

„1. Arbeiter und Angestellte"

und

„2. Mittelstand und Handwerk und ihre Not".

Die Forderungen, die Arbeiter und Angestellte, Mittelstand und Handwerk stellten, waren in diesen Ausführungen enthalten. Ich selbst schrieb:

„Landvolk und völkischer Staat!

Die sittlich-geistige und blutsmäßige Gesundung Deutschlands erfordert ein kraftvolles, von allen bürokratischen und kapitalistischen Hemmungen freies Landvolk, das einst dem alten Heere die meisten und besten Rekruten gestellt hat. Von der Landwirtschaft hängt es ab, ob Deutschland, das jährlich ungeheure Summen für Nahrung, insbesondere Futtermittel, an das Ausland zu bezahlen hat, überhaupt wirtschaftlich frei werden kann. Ohne die restlose Ernährung des Deutschen Volkes von der eigenen Scholle lassen uns die Weltgoldhyänen nie los. Eine gesunde Landwirtschaft ist zudem die wesentliche Voraussetzung für die Lebensfähigkeit der gesamten Deutschen Volkswirtschaft. Die Kaufkraft des Landvolkes hat immer den Umfang von Handel, Gewerbe und Industrie entscheidend bestimmt, soweit sie nicht nur der unsicheren Ausfuhr dienen.

Diese Voraussetzungen erklären unsere grundsätzliche Stellung zum Landvolk. Mit größter Willensstärke treten wir für seine Stärkung und Kräftigung, für die Verwirklichung seiner sittlichen und wirtschaftlichen Belange ein. Jeder verantwortungsfreudige Mann unter dem Landvolk, vor allem jeder, der das Glück hat, Deutschen Boden in Besitz oder Verwaltung zu haben, sollte sich täglich vor Augen halten, welche ungeheure Verantwortung auf ihm und seinen Berufsgenossen für die Befreiung des Vaterlandes und die Erhaltung Deutschen Lebens und Deutscher Art lastet. Daß die Deutsche Regierung und erhebliche Teile des Deutschen Volkes diesen Aufgaben des Landvolkes verständnislos gegenüberstehen, ja, es an gutem Willen fehlen lassen, sie zu verstehen, überrascht bei diesem Staat und bei dem rein kapitalistischen und marxistischen Denken weiter Volksteile nicht, entschuldigt das aber keineswegs. Auch mit einseitigen Anschauungen muß gebrochen, und es muß verstanden werden, daß mit intensiver Bewirtschaftung weniger großer Flächen im Rahmen des landwirtschaftlichen Großbetriebes die Vollausnutzung der vorhandenen Wirtschaftsräume bald erreicht ist und daher die übrigen Flächen, ohne Nachteil für den für die Volkswirtschaft zu erhaltenden Großbetrieb, abgegeben werden dürfen. Die Tatsache darf nicht bestehen bleiben, daß viele Deutsche Landwirte nicht seßhaft gemacht werden können, wie es Volks- und Staatsbelange erfordern, oder gar ihr Vaterland verlassen, draußen dem Feinde dienen oder zugrunde gehen. Ungeheure Volkswerte gehen damit verloren.

Diese erhabenen Aufgaben können nur erfüllt werden, wenn das Landvolk als lebenswichtiges Glied der Deutschen Volksgemeinschaft angesehen wird und sich

selbst als wichtigstes ansieht, unter den Segnungen des sozialen Friedens lebt und sittlich-geistig und wirtschaftlich fest steht. Das völkische Streben nach vermehrter Seßhaftmachung des Volkes, äußerster Bodenausnutzung und die wirtschaftliche Sicherstellung des Landvolkes hängt hiermit aufs engste zusammen. Eine möglichst dichte Besiedlung der Grenze gegen Polen, um dem Vordringen des Polentums ein für allemal Einhalt zu gebieten und damit eine Basis für Zurückgewinnung Deutschen Bodens zu schaffen, ist eine Sonderaufgabe völkischer Politik.

Unvereinbar mit dem völkischen Staate ist alles, was den Boden samt dem Landarbeiter und seinen Erzeugnissen durch kapitalistische Betätigung zur Ware macht, durch kapitalistische-marxistische Praktiken den sozialen Frieden stört und die Lebenshaltung des gesamten Volkes gefährdet und verteuert, z. B.: Bodenwucher und geschäftsmäßiger Güterhandel, Raubbau am Wald, Börsen- und Zwischenhandel mit ländlichen Produkten und Bedürfnissen, Umsatzsteuer auf Lebensmittel und politische Streiks.

Die Sicherheit des Besitzes, Erschwerung des Besitzwechsels und ein Erbrecht, das die Zerschlagung bäuerlichen Besitzes verhindert, sowie die richtige Einteilung der landwirtschaftlichen Bodenfläche für Groß-, Mittel- und Kleinwirtschaft sind Grundlagen des völkischen Staates. Er wird sich aber nicht scheuen, dem das Verwaltungsrecht oder den Besitz — zugunsten der Sippe — zu nehmen, der seine Aufgabe gegenüber der Deutschen Volksgemeinschaft nicht erfüllt.

In sittlich-geistiger Hinsicht fordern wir weitgehende Förderung des ländlichen Volkstums als Vorbedingung für die Gesundung des Deutschen Volkes.

Erhöhung des Bildungsstandes und Förderung der Fachausbildung in Bauernschulen, Fortbildungsschulen usw. Schon in dem Elementarunterricht der ländlichen Schulen soll die Liebe zur Heimat und ihren Gebräuchen, die Grundlage für die Beurteilung des Viehes, des Getreides, des Ackers, des Düngers, überhaupt die Wirtschaftslehre einen breiten Raum einnehmen, damit wir die Jugend dem Lande und dem ländlichen Volkstum erhalten, besonders wenn ihr zugleich eine erforderliche Aufstiegs- und Anstellungsmöglichkeit gegeben wird.

Entsprechend dem gehobenen Bildungsstande sollen den Landbewohnern Bildungs- und Erholungsstätten zur Pflege des Kunst- und Gemeinsinns, aber auch Stätten zur Pflege des Sportes, der Förderung der Wehrhaftigkeit und der Lebensfreude überhaupt zur Verfügung stehen.

In wirtschaftlicher Hinsicht fordern wir weitgehende Förderung der land- und forstwirtschaftlichen Erzeugung und ihre wissenschaftliche Vertiefung auf allen Gebieten, gesicherte, den Betrieb ermöglichende Wirtschaftsbedingungen und Preisbildungen sowie billige Produktionsmittel. Wir wenden uns scharf dagegen, daß die während des Weltkrieges aus staatlichen Mitteln erbauten Stickstoffabriken der Landwirtschaft den Kunstdünger zu so außerordentlichen Preisen, wie es geschieht, abgeben.

Im besonderen fordern wir Befreiung von einer falschen, brutalen Steuerpolitik (III. Steuernotverordnung) und von der Auswucherung durch das Leihkapital und die Börse, dafür aber die Bereitstellung billiger, künftig zinsfreier Zahlungsmittel durch die Volksgemeinschaft, damit die für die Deutsche Volkswirtschaft notwendigen Anschaffungen und Maßnahmen getroffen werden können, wie:

Aufschluß von Ödländereien und Mooren, Bodenmeliorationen, Dränagen, Vorflut, Intensivierung der Bewirtschaftung des Bodens, weitgehendste Verwendung künstlichen Düngers, Errichtung von Grünfutter- und Düngersilos, letztere zur Erhaltung der Dungstoffe im Stallmist. Grünlandwirtschaft und Vermehrung des Viehstapels, Anschaffung motorischer Hilfsmaschinen und dadurch Verminderung der Bespannung und Vermehrung des Anbaues von Brotgetreide.

Ferner Besiedlung durch Landleute, jüngere Bauernsöhne und tüchtige landwirtschaftliche Beamte und Landarbeiter, besonders Frontsoldaten und Kriegsbeschädigte, Schaffung von Heimstätten, Gartensiedlungen und lebensfähigem Ackerbesitz nach großzügigem Plan, zuerst auf Gütern, die sich verkäuflich am Markte befinden, bzw. durch gemeinnützige Landsiedlungsverbände oder von Domänenverwaltungen, zur Verfügung gestellt werden oder im Besitz Rassefremder sind, sowie auf Flächen, die durch die Intensivierung der Wirtschaft für manche Güter entbehrlich oder die durch Kultivierung neu gewonnen werden.

Wir wiederholen, daß zur Durchführung dieser Maßnahmen der billige, künftig zinsfreie Kredit nötig ist, bereitgestellt aus den öffentlichen Mitteln der Volksgemeinschaft. Solche Kredite ermöglichen höheren Gewinn, der dann nicht nur dem Besitzer, sondern auch den Angestellten und Arbeitern in gerechter Verteilung zugute kommen soll, und zwar vor allem für die Durchführung einer gesicherten Altersversorgung und die Schaffung wirtschaftlicher und sozialer Aufstiegsmöglichkeiten.

Die völkische Bewegung sieht in dem Deutschen Landvolk die letzte gesunde Wirtschaftsreserve des Deutschen Volkes und erwartet, daß das Landvolk seine völkische Pflicht dem Vaterlande gegenüber tut."

Graf Reventlow wandte sich in:

„Außenpolitik"

gegen das Versailler Diktat und gegen die Dawes-Gesetze. Dann wandte er sich gegen das Weltkapital und schrieb:

„Alle auswärtige Politik geht, sei es direkt oder indirekt, nur aus dem Gedanken des eigenen Nutzens hervor, und alle Berufungen auf Weltgewissen, Menschheit, Kultur, Internationalität und Zivilisation sind nur Phrasen und Leimruten, an welchen der Deutsche mit besonderer Vorliebe festklebt. Wir Völkischen wissen, daß über den Nationen, den ‚Mächten', eine Macht steht, die den Gang der Weltereignisse entscheidender beeinflußt als die durch anerkannte Regierungsvertreter dargestellten Nationen. Das ist das internationale Kapital, dessen Inhaber durch ihr System, den internationalen Kapitalismus, die Völker lenken und regieren und durch den die Weltherrschaft uneingeschränkt auszuüben sie bestrebt sind. Diesem Todfeinde, erinnern wir uns daran, haben die Deutsche Regierung und die Mehrheit des letzten Reichstages das Deutsche Volk und Reich, ihr beider Eigentum, die Arbeitskraft und die Arbeitsleistung des Volkes auf unabsehbare Zeit ausgeliefert."

Es war begrüßenswert, daß er hier die eine überstaatliche Macht, das internationale Weltkapital, behandelte; in:

„Judentum"

behandelte er die andere in ausführlicher Weise und bezeichnete richtig:

„Den völkischen Kampf gegen das Judentum als einen Kampf der Abwehr auf allen Gebieten des deutschen Lebens."

und rief aus:

„Das Wesen des Judentums, heute wie ehedem, ist: Herrschsucht, maßlose Ichsucht, grenzenlose Anmaßung und abgründige Unsittlichkeit. Heute wie vor Tausenden von Jahren hält der Hebräer sich für das auserwählte Volk seines Gottes, welches berechtigt ist, ja berufen sei, die anderen Völker materiell, geistig und kulturell zu beherrschen und auszunutzen."

Den völkischen Anschauungen jener Zeit zufolge, war hier die Bibel nicht genannt, aber auch die Weltmacht Rom nicht erwähnt worden. In:

„Unsere Stellung zu politischen Parteien"

war das schon, wie ich erwähnte, in gewisser Weise nachgeholt, indem hier die Politik des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei voll aufgedeckt wurde, aber die Verbindung beider Parteien mit dem römischen Papst war auch hier nicht genannt. Ich bringe beide Abschnitte, um zu zeigen, wie wesensfremd die Deutschen in jenen Tagen dieser Tat der Weltmacht Rom und der Abhängigkeit der beiden Parteien von Rom entgegengestanden haben, oder sich nicht auszusprechen wagten. Die Abschnitte lauten:

„Das Zentrum

Das Zentrum ist eine reine Antikultur-Kampfpartei, die wirtschaftliche Gegensätze in ihren Reihen enthält, die aber mit Hilfe der Kirche zusammengeschweißt sind. Ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach ist sie antipreußisch und vollkommen international, auch kapitalistisch und pazifistisch eingestellt und spöttelt über ‚Vergottung der Nation'. Sie ging im alten Reich Arm in Arm mit den Polen, den Dänen und den Welfen. Sie geht in der jetzigen Republik trotz ihrer Betonung des christlich-katholischen Charakters unter dem Terror ihrer Gewerkschaftssekretäre und zur Gewinnung der Macht im Staate ständig mit der religionslosen Sozialdemokratie zusammen. Die Religion wird von ihr als Mittel zur Erreichung politischer Macht benutzt, sie ist also in Wahrheit eine unchristliche Partei. Sie stützt in Preußen mit Volkspartei, Demokraten und Sozialdemokraten das schwarzrotgelbe System, insonderheit die Diktatur Severings und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gelb. Sie betreibt ausgesprochen parteipolitische Machtgeschäfte, die leitenden Beamtenstellen in Preußen werden zwischen den Schwarzen und den Roten einfach verteilt. Sie ist Urheberin des Paragraphen 18 der Weimarer Verfassung zur Zerschlagung Preußens und auch judenfreundlich. Juden stehen in ihren Reihen. Sie ist ein erbitterter Feind unserer völkischen Bewegung und sucht die Katholiken unserem Einfluß zu entziehen; darum hält auch Reichskanzler Marx, nebenbei ein Preußenfeind, einen etwaigen Sieg der völkischen Bewegung für schlimmer als einen verlorenen Krieg, denn ‚dann sind wir verloren für immer'. Weiteres erübrigt sich."

„Die Bayerische Volkspartei

Sie ist die bayerische Zentrumspartei, zuerst mit separatistischem, jetzt föderalistischem Charakter. Sie unterstützte zuerst die sozialdemokratische Regierung Hoffmann in Bayern und betreibt jetzt, nachdem sie sich sicher fühlt, weil die völkische Bewegung die marxistische geschwächt hat, reaktionäre Machtpolitik unter dem Deckmantel des nationalen Gedankens. Sie bedient sich auch des Königsgedankens für ihre Zwecke und erstrebt die Zerschlagung Preußens. Sie hat enge Beziehungen zu den Welfen und anderen preußischen Separatisten und griff durch ihre Minister bei der Welfenabstimmung unmittelbar in den Kampf ein. Sie treibt Erfüllungspolitik und ist mitschuldig für die Annahme der Dawes-Gesetze und Versklavung Deutschlands. Sie mißbraucht die Religion noch mehr als das Zentrum und ist in ihren Methoden noch unchristlicher als das Zentrum. Sie ist judenfreundlich. Durch das Verbrechen vom 9. November 1923 hat sie sich entlarvt als Todfeindin der völkischen Freiheitsbewegung. Sie erstrebt ein Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation mit einem Wittelsbacher an der Spitze, daher ihr Kampf gegen die völkische Bewegung, die Hetze gegen Ludendorff und Hitler. Der Bayerische Bauernbund steht ihr politisch nahe, auch er ist stark föderalistisch und preußenfeindlich."

Die anderen Abschnitte des „Rüstzeug" übergehe ich und bringe nur noch den letzten, der von Herrn v. Graefe, weil „Heil Hitler" darunterstand, nicht gern unterschrieben worden ist.

„An das Deutsche Volk zum 9. November.

Der 9. November 1918,

der Tag der jämmerlichsten aller Revolutionen, der Tag des Sieges Judas und seiner Werkzeuge und Hilfstruppen: der Kommunisten, der Sozialdemokratie, der Demokratie, des Zentrums und bürgerlicher Feigheit in den übrigen Parteien des Triumphes, des Mammons und des Klassenkampfes.

Die Verräter leben noch in Saus und Braus, sonnen sich in Pazifismus und verschachern weiter die letzten Rechte des Volkes und Staates.

Das Heer aber, der Hort Deutscher Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt und Kultur, wurde von ihnen entwaffnet. Ein Volksheer ist nicht mehr!

Das Volk ist ein sterbend Volk, entrechtet in Politik und Wirtschaft, jeder Deutsche unfrei und in bitterster, leiblicher und geistiger Not, verachtet in der Welt.

Der Sieg Judas und der Revolution hat mit Unfreiheit geendet, noch vorhandene Errungenschaften baut er immer weiter ab.

Der 9. November 1923,

der Tag des Sieges der beginnenden Reaktion gegen den völkischen Erneuerungswillen, der noch im letzten Augenblick das Deutsche Volk vor endgültiger Versklavung retten und grundstürzend Neues schaffen wollte:

die großdeutsche Volksgemeinschaft
in Freiheit, Macht und Ehren.

Klar war geworden, daß Neues das Deutsche Volk zu seiner Rettung braucht. Auch die alten Formen genügten nicht mehr, sie waren verkalkt durch Hochmut und Dünkel, Unverständnis gegenüber der Seele und den Bedürfnissen des Volkes, und durch die sich immer schärfer einnistende Gier und Genußsucht.

Neues sollte werden:

Dienst aller für Volk und Land, Gleichachtung aller Deutschen vor einander, Recht für Enterbte und Geschädigte, Befreiung des Arbeiters und Aufstiegsmöglichkeit den Leistenden und Schaffenden, Vermehrung der Besitzenden.

Die Toten und Gefangenen des 9. Novembers sind Märtyrer dieses Strebens, ihr Blut, ihr Leiden gibt uns Kraft.

Und heute am 9. November 1924?

Mit dieser Kraft stehen wir im Kampf gegen die Revolution und Reaktion für Deutschen Erneuerungswillen, für deutsche Zukunft, denn was wir wollen:

das ist die Deutsche Zukunft.

Wir führen diesen Kampf mit ganzer Seele, klarbewußt aller leiblichen Gefahren. Das trennt uns von den Lauen und den Halben, die immer noch nicht erkennen, um was es geht, oder es aus Selbstsucht und Gier nicht erkennen wollen. Die Weltgeschichte, das Deutsche Volk wird einst über sie richten.

Schämt Euch, Ihr Feigen, Mammonsknechte sind der Fahne Schwarzweißrot nicht würdig, wo der Bauch Gott ist, hört Freiheit auf!

Ihr Verführten und Geblendeten, befreit Euch vom jüdischen Materialismus und erkennt auch Ihr, daß Euer und des Vaterlandes Zukunft ein und dasselbe ist!

Ihr Notleidenden seht, daß nichts Halbes, sondern nur Ganzes, Grundstürzendes Euch helfen kann!

Wer nicht kämpft für Deutschlands Erneuerung, hat seine Ehre und seine Zukunft verwirkt, er ist nicht unser Bruder, er ist ein Sklave und unwürdig der Freiheit, für die wir kämpfen.

Deutsche, entscheidet Euch, werdet Kampfgenossen für den Kampf
um die großdeutsche Volksgemeinschaft in Freiheit, Macht und Ehren.

Heil Hitler!
Die Reichsführerschaft der
Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung
Großdeutschlands.
Ludendorff. Strasser. v. Graefe."

Das Zusammenstellen und Fertigstellen des „Rüstzeug" war eine lange, mühevolle Arbeit, und als sie geleistet, das „Rüstzeug" durch Herrn Major Weberstedt gedruckt war, wurde für die Wahlpropaganda von ihm kein Gebrauch gemacht, ja, seine Versendung wurde unmittelbar sabotiert. Ich erregte mich darüber, als ich es erfuhr. Heute wundere ich mich nicht mehr darüber. Ich begrüße es, daß das „Rüstzeug" geschrieben ist, denn es ist doch ein Dokument für das Wollen der Nationalsozialistischen Freiheitpartei unter der Reichsführerschaft der Herren v. Graefe, Strasser und meiner Person, auch wenn es in der Klärung der Glaubens- und Frauenfrage hinter meinen Wünschen zurückgeblieben ist.

Während ich in Berlin noch Ende Oktober mit der Bearbeitung des „Rüstzeug" und Besprechung für die Wahl beschäftigt war, las ich in der Presse, daß mich siebenundzwanzig bayerische Generale damit geehrt hatten, mich wegen meiner Haltung gegenüber Kronprinz Rupprecht aus ihrer Standesgemeinschaft auszuschließen. Das sollte natürlich für die bevorstehende Wahl der völkischen Bewegung Wasser abgraben. Ich veröffentlichte sofort eine Gegenerklärung im „Völkischen Kurier" und in den „Deutschen Nachrichten", doch sie wurde im weitesten Umfange totgeschwiegen. Die preußischen Offizierverbände bat ich, sich nicht in diesen Konflikt

einzumischen. Sie fühlten wohl auch kaum eine Verpflichtung dazu. Es war für mich eine Genugtuung, daß der Deutschvölkische Offizierbund gegen den Beschluß der siebenundzwanzig Generale ebenso wie der „Völkische Kurier" von sich aus Stellung nahmen. Auch hier fühlte ich wieder, wie die mir ergebenen Offiziere der früheren bayerischen Armee doch unter dem Zwiespalt litten, in den sie von Kronprinz Rupprecht, wenn auch vollständig willkürlich und durch mich folgerichtig gestellt waren. Zur Stunde hatte ich Dringenderes zu tun, als noch weiter mich mit den siebenundzwanzig Generalen zu beschäftigen. Nach der Fertigstellung des „Rüstzeug" legten mich weitere Pflichten gegenüber der Bewegung in Beschlag.

Besonders zeitraubend, aber auch peinlich gestaltete sich die namentliche Bezeichnung der Abgeordneten in den Wahlbezirken und namentlich die Aufnahme von Personen in die Reichsliste, auf der ich wieder an erster Stelle stand. Zwar wollten recht viele, namentlich aus der NSDAP., Gegner einer Wahl sein, aber Abgeordnete wollten sie doch werden. Ich denke mit sehr ernsten Gefühlen an die Sitzung zurück, die ich in Berlin und in München abzuhalten hatte, um die Namen der Abgeordneten zu bestimmen. Sehr klar war die Haltung des Herrn Gregor Strasser, der die gleiche Richtung innehielt, wie ich sie einschlug. Im allgemeinen hatten die Abgeordneten ihre bisherigen Wahlbezirke zu verteidigen und Propaganda in ihnen zu treiben. Das wurde auch von den meisten verstanden. In Thüringen wollte nur Herr Dinter an die erste Stelle des Wahlbezirksvorschlages gestellt werden. Dem konnten Herr Gregor Strasser und ich nicht zustimmen, sondern wir hielten an der Nennung des Herrn Stöhr an erster Stelle des Wahlvorschlages in Thüringen fest. Das veranlaßte Herrn Dinter, sich nun Herrn Streicher und Herrn Esser, mit denen er schon vorher Verbindung hatte, offen anzuschließen und nun auch am 24. 11. im Löwenbräukeller in München offen gegen uns zu Felde zu ziehen und so nebenbei alle mir noch vor kurzem in Weimar „bis zum Tode geschworene

Treue" zu vergessen. Als ihn dann Freunde der Bewegung fragten, ob er nun ein Leben nach dem Tode führe, konnte er Antwort darauf nicht erteilen.

Selbstverständlich beteiligte ich mich auch an dem Wahlkampf im Lande. Ich sprach in überfüllten Sälen, so z. B. in Hamburg, Stade, Bremen, Aurich, Stuttgart, Nürnberg. Dabei mußte ich in Hamburg, Bremen, Stuttgart in mehreren Sälen sprechen; Lautsprecher, die die Rede übertrugen, gab es noch nicht. Überall zollten mir die Hörer reichen Beifall, obschon ich mich aller billigen Schlagworte auch in diesen Reden völlig enthielt. Am 6. 12. abends sprach ich noch in vielen Sälen Münchens, in denen Parteiveranstaltungen stattfanden. Am 7. 12. war nun die Wahl.

An diesem Tage sandte ich, um die mir ergebenen bayerischen Kameraden aus seelischen Nöten zu befreien, ein kurzes Schreiben an Kronprinz Rupprecht, daß ich bedauere, ihn mit den Vorgängen in der Nacht vom 8. und 9. 11. in Verbindung gebracht zu haben. Ich hatte diesen Tag gewählt, um damit auszudrücken, daß mich eben nur die eben ausgesprochene Absicht bei diesem Brief bewegte. Hätte ich früher geschrieben, so hätte ich den Eindruck hervorrufen können, als ob ich politische Differenzen wegen der Wahl auszugleichen bestrebt gewesen wäre; hätte ich es später getan, so wäre bei einem ungünstigen Ausgang der Wahl mir der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß ich nunmehr gutes Wetter für mich hätte machen wollen.

Trotz der Schwierigkeiten innerhalb der Bewegung hatte ich doch, wie auch die anderen Abgeordneten und die führenden Mitglieder der Bewegung, mit einem befriedigenden Wahlausgang, wenn auch mit keiner Zunahme, gerechnet. Tatsächlich war der Wahlausfall ein großer Mißerfolg der völkischen Bewegung. Von zweiunddreißig Abgeordneten war die Bewegung auf zwölf Abgeordnete zurückgegangen. Der Stimmverlust selbst war nicht ganz so einschneidend. Es waren aber in den Wahlbezirken nur so wenige Abgeordnete gewählt, daß die erhaltenen Stimmen nicht voll

für die Reichsliste ausgenutzt werden konnten, denn es durften nur so viele Abgeordnete der Reichsliste als gewählt betrachtet werden, als in den Wahlbezirken Abgeordnete gewählt waren. Waren hier nur sechs Abgeordnete gewählt, so durften von der Reichsliste nur sechs weitere als gewählt betrachtet werden, die noch überzähligen Stimmen verfielen einfach*).

Es war natürlich, daß unter diesem Mißerfolg die auseinanderstrebenden Elemente noch schärfer in Erscheinung und in Tätigkeit traten. Das Schicksal der Bewegung hing nun sehr wesentlich davon ab, welche Stellung Herr Hitler endlich einnehmen würde. Er wurde mit Herrn Oberst Kriebel aus Landsberg am 20. 12. entlassen. Er besuchte mich einige Tage darauf. Irgendeine Entscheidung war von ihm nicht zu erhalten, er meinte, er müsse sich erholen und zunächst einmal Umschau halten. Es kam immerhin insofern zu einer bestimmten Aussprache zwischen uns, als ich auf dem Standpunkt stand, daß die völkische Bewegung den Kampf gegen Rom zu führen habe, während Herr Hitler es ablehnte, gegen Rom kämpfen zu wollen. Ich konnte darauf nur erwidern, daß dann das völkische Freiheitringen zwecklos und erfolglos bleiben müsse; Rom nähme den Deutschen die Freiheit nicht anders als der Jude, und es wäre unmöglich, daß Deutsche mehr auf das hören, was ihnen von den Beamten des jenseits der Alpen lebenden Kirchenoberhaupts, das zudem kaum je deutschblütig sei, gesagt würde, als von einer deutschen Regierung. So endete die Begegnung nicht erfreulich und enttäuschte.

Anfang Januar trat nun der neugewählte Reichstag in Berlin zusammen. Ich begab mich wieder nach Berlin, nicht um an den Sitzungen des Reichstages teilzunehmen, sondern lediglich der Bewegung halber. Für Mitte Januar war ein größerer Kreis ihrer Vertreter zusammengekommen. Alle

---

*) Gewählt wurden: Sozialdemokraten 130, Deutschnationale 102, Zentrum 68, Kommunisten 45, Deutsche Volkspartei 50, Nationalsozialisten 14, Demokraten 32, Bayerische Volkspartei 19, Landliste 8, Welfen 4 Abgeordnete.

Versuche, Herrn Hitler nun jetzt — auch durch Abgesandten — zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen, waren fehlgeschlagen und schlugen, so oft sie auch unternommen wurden, weiterhin fehl, so daß es immer zweifelhafter wurde, die geeinte Bewegung weiter fortzuführen. Der Gedanke lag in der Luft, daß die Bewegung sich wieder in die beiden großen Gruppen, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und Deutschvölkische Freiheitbewegung, trennen würde. Wenn also auch dieser Gedanke da war, so bedauerte ich ihn doch tief und empfand das Schweigen des Herrn Hitler selbst persönlich peinlich; es war ein Hinausziehen ohne klare Entscheidung; er hätte ja die Wege gehen können, die er für angemessen hielt, aber sich aussprechen müssen. So war die letzte Zusammenkunft, die ich in der geeinten Bewegung mitmachte, nach jeder Richtung hin unerfreulich, zumal ich auch die Überzeugung hatte, daß es den Herren der Deutschvölkischen Freiheitbewegung sehr wesentlich darauf ankam, taktisch sich derartig zu verhalten, daß die Trennung von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei derart vor sich ginge, daß diese und ihr Führer, Herr Hitler, die ausgesprochene Alleinschuld an der Trennung hätten. So hofften Führer der Deutschvölkischen Freiheitpartei Teile der Nationalsozialisten Deutschlands zu sich herüberzuziehen.

Herr v. Graefe hat sich am 18. 2. 25 im „Völkischen Kurier" über die Trennung ausgesprochen, wobei er wohl nicht der Ansicht aller seiner Mitkämpfer Ausdruck gab, da diese Erklärung recht einseitig abgefaßt war.

Da ich sah, daß das Aufrechterhalten der Einigung zwischen den beiden Gruppen nicht zu erreichen sei, verließ ich, von dem politischen Treiben und von dem Ehrgeiz der Führer angewidert, sehr bald Berlin, hatte ich mich doch in größter Selbstlosigkeit in den Dienst der völkischen Bewegung gestellt, um sie über eine ernste Krise in der Zwischenzeit zu führen, in der Herr Hitler in Landsberg gefangen saß. Dank ist mir für diese Selbstlosigkeit nicht geworden.

Etwa am 12. Februar erhielt ich von Major Weberstedt die Mitteilung, daß die Deutschvölkische Freiheitbewegung entschlossen war, ihre eigenen Wege zu gehen. Da sie das Hinauszögern der Entscheidung des Herrn Hitler nicht länger abwarten könne. Herr Hitler würde am 24. Februar, dem Gründungtag der Partei, die Handlungfreiheit für sich und seine Partei beanspruchen, wie das ja auch geschah. Damit war das Scheitern meiner Bemühungen, die Bewegung zu einigen, offenkundig. Nicht gescheitert war aber mein Streben, die völkische Bewegung zu vertiefen. Diese Gedanken sind in vielen Mitgliedern zurückgeblieben, auch wenn sie sich parteimäßig banden. Für mich war dieses ausgeschlossen. Ich habe nie der NSDAP., aber ebensowenig der Deutschvölkischen Freiheitpartei als Mitglied angehört. Ich gewann so meine Freiheit wieder zurück und war, nachdem ich menschliche Enttäuschungen überwunden hatte, froh darüber. Ich hatte auch erkannt, wie ich ja schließlich von beiden Seiten nur ausgenutzt werden sollte, was bei meiner Selbstlosigkeit nicht allzu schwer war. Herr Hitler gedachte mit meinem Namen in Norddeutschland Anhänger zu gewinnen, während Herr v. Graefe und Freunde glaubten, durch mich eine Einigung mit Herrn Hitler zu erreichen, dessen Wirken sie fürchteten*)

*) In einer Abhandlung: „Hitlers revolutionärer Entschluß", die am 9. 11. 35 durch einen weiten Teil der Deutschen Presse ging, schrieb Professor Dr. Walter Frank, Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands:

> „Der entscheidende Faktor in dieser politischen Rechnung Adolf Hitlers (im November 1923) war der General Ludendorff ....
>
> .... Der Name Ludendorff sollte dann auch die Reichswehr hinüberziehen, auf die bayerische Truppe glaubte man für den Marsch auf Berlin, den man offen proklamierte, rechnen zu können. Von den norddeutschen Truppen glaubte man wohl, daß sie sich dem General Ludendorff gegenüber verhalten würden wie jene französischen Regimenter, die den von Elba zurückkehrenden Napoleon verhaften sollten und die auf seine Frage: ‚Wollt Ihr Euren Kaiser verhaften?' mit dem Rufe antworteten: ‚Es lebe der Kaiser!'"

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß diese Ausführungen sehr aufschlußreich für mich waren und die lange vorher geschriebenen obigen Worte wertvoll bestätigten. Im übrigen geben sie in keiner Weise das wieder, was ich von dem Verhalten der norddeutschen Reichswehr gegen mich erwartete. Wohl hoffte ich, daß sie einen Kampf gegen die Kameraden der bayerischen Reichswehr nicht führen würden. Vor allem war ich überzeugt, daß der

Bald konnte ich mir noch weiteres Freisein verschaffen. Es war natürlich, daß mit dem Zerplatzen der Reichsführerschaft der völkischen Bewegung ich nun auch meine Beziehungen zu dem „Frontbann" des Herrn Röhm löste, der innerlich zu Herrn Hitler neigte. Herrn Röhm schwebte eine Konstruktion vor, daß ich die militärische Leitung, Herr Hitler die politische Leitung des „Frontbann" übernehmen sollte. Das war natürlich für mich eine ganz unmögliche Konstruktion. Ich lehnte deshalb alle bezüglichen Bestrebungen des Herrn Röhm ab, die sich noch einige Zeit hinzogen. Da ich aber nicht wollte, daß irgend jemand meinethalben wegen „mir geschworener Treue" in Widersprüche zwischen diesem Gelübde und seinem Handeln geriet, entband ich die Mitglieder des „Frontbann" von jeder Verpflichtung mir gegenüber. Die Loslösung vollzog sich natürlich erst allmählich, bis immer mehr Teile des „Frontbann" in der SA. verschwanden. Doch davon noch im zweiten Teil.

Während der „Liquidation" meiner politischen Tätigkeit als „Reichsführer" hatte ich noch eine andere Liquidation durchzuführen, nämlich die meiner Beziehungen zu den großen Offizierverbänden.

Auf meinen Brief an den Kronprinz Rupprecht vom 7. 12. bekam ich eine Antwort des Hofmarschalls desselben, die vorschlug, die Angelegenheit durch eine Besprechung von Bevollmächtigten zu klären. Wenn ich auch überrascht war, so ging ich doch auf diesen Vorschlag ein, auch wenn ich fürchtete, daß mir durch ihn eine Falle gestellt werden sollte. Ich sagte mir, die Verhandlungen würden von der Gegenseite so geführt werden, daß meine Absicht des Ausgleichs zum Scheitern gebracht würde und ich als der Schuldige hingestellt werden sollte. Ich gab diesem in einem Brief an Kronprinz Rupprecht Ausdruck und sah sogleich für den erwarteten Fall

---

Zusammenschluß und das Zusammenwirken des Generalstaatskommissars v. Kahr und des Generals v. Lossow mit den Völkischen in Bayern einen solchen Eindruck im Norden machen würden, daß jeder Widerstand im Norden ausgeschlossen wäre. Meldungen von dort hatten dies als berechtigt erscheinen lassen.

die Veröffentlichung des Briefes an Kronprinz Rupprecht von vornherein im „Völkischen Kurier" vor, dessen Schriftleiter mir immer die gleiche Treue gehalten hat, und zwar mit nachstehendem Zusatz:

„Ich habe den Tag der Wahl gewählt, um mein Handeln von jeder Politik zu trennen, und den Schritt getan, um in vollem Verantwortungsgefühl gegenüber der Geschichte und dem Deutschen Volke meinerseits alles aus dem Wege zu räumen, was einer Beilegung des Konfliktes mit Seiner Königlichen Hoheit im Wege zu stehen schien, um meine Gesinnungsfreunde im bayerischen Offizierkorps, namentlich im Deutschvölkischen Offizierbunde, vor schweren Gewissenskonflikten und das Deutsche Offizierkorps aller Kontingente vor neuer Erschütterung zu bewahren."

Ich war so gerüstet und nun gespannt, welche Wege von der Gegenseite eingeschlagen würden.

Vertreter des Kronprinzen Rupprecht für die Verhandlung war der als streng römischgläubig bekannte Graf Törring-Jettenbach, mein Vertreter der mir seit langen Jahren befreundete preußische General Hildebrand, der nur leider das Treiben der Gegenseite nicht durchschauen wollte. Das wurde für mich die große Schwierigkeit in dieser ganzen Angelegenheit, die ich bei dem so geraden Charakter meines Vertreters nicht vorausgesehen hatte. Ich habe später als Ursache der wenig bestimmten Haltung des Generals Hildebrand die Tatsache erkennen müssen, daß er freimaurerisch gebunden war. Wie ich vermutet hatte, so kam es. Daß die Verhandlungen scheitern sollten, wurde recht bald klar. Ich ging meinen Kameraden zuliebe bis an die äußersten Grenzen eines Entgegenkommens; plötzlich aber hatte ich nicht nur mit dem Kronprinzen, sondern auch mit den bayerischen Generalen und den bayerischen Offizierverbänden zu tun, die sich erdreisteten, Forderungen zu stellen. Die Gegenseite meinte wohl, daß der ungünstige Ausfall der Wahl am 7. 12. mich „gefügig" gemacht hätte. Sie irrte sich. Mir lag es jetzt nur noch daran, das hinterlistige Spiel klarzulegen. Dann waren jedenfalls die Kameraden des Deutschvölkischen Offizierbundes von allen

Gewissensbedenken frei. Ob die Deutschen Offizierbünde in Berlin sich von dem ganzen Konflikt irgendwie berühren ließen, hing von ihnen ab. Ich hatte sie ja ausdrücklich gebeten, sich nicht in die Angelegenheit einzumischen. Ich lehnte also die Forderungen, die mir General Hildebrand vortrug, ab, da sie meiner Würde nicht entsprachen, und machte noch einen Gegenvorschlag. Da dieser nicht angenommen wurde, sah ich am 16. 1. die Verhandlungen als gescheitert an, worauf dann am 18. 1. der „Völkische Kurier" das ihm Mitte Dezember übergebene Schreiben mit bezüglichem Zusatz veröffentlichte.

Inzwischen hatte auch die Telegraphenunion eine unwahre Darstellung über das Ergebnis der Verhandlungen, das ihr von der Gegenseite zugestellt war, gebracht. Ich trat ihr entgegen. Die Telegraphenunion brachte meine Erwiderung, es erfolgten dann noch Erklärungen und Gegenerklärungen, damit war dann für mich die Angelegenheit mit dem Kronprinz Rupprecht zunächst einmal beendet. In welchem Geist sie von ihm geführt wurden, geht aus dem Schreiben hervor, das er in diesen Tagen an die bayerischen Offizierverbände gerichtet hat. Es lautete im ersten Absatz:

„Nach Abschluß der mit Seiner Exzellenz, dem General der Infanterie Ludendorff geführten Verhandlungen, ist es mir ein Bedürfnis, den Generalen der ehemaligen Kgl. bayer. Armee und den drei bayerischen Offizierverbänden (Landesverbände Bayern des D.O.B. und des N.D.O., Verband der bayerischen Offizier-Regimentsvereine) meinen Dank und meine Anerkennung für ihre Stellungnahme in der Angelegenheit auszusprechen."

Im Anschluß hieran sprach Kronprinz Rupprecht von seinem „weitesten Entgegenkommen mir gegenüber, er hoffe, daß nunmehr eine Einheitlichkeit der Anschauungen innerhalb der Verbände Platz greifen wird".

Seinem ganzen Haß gegen mich hatten der Kronprinz und seine unter römischem Einfluß stehende Umgebung in den Verhandlungen Ausdruck gegeben. Sie erreichten es außerdem, daß die Offizierverbände in Berlin, der Deutsche Offizierbund, der Nationalverband Deutscher Offiziere, der

Reichsverband Deutscher Offiziere und der Marineoffizierbund, auf Drängen aus München sich trotz meiner Warnung in die ganze Angelegenheit eingemischt hatten, wobei sie unglaublicherweise von Prinzen des Hauses Hohenzollern unterstützt wurden.

Unter dem Eindruck des 9. 11. 23 und der Lebensgefahr, in der ich dort gestanden hatte, hatte der Nationalverband Deutscher Offiziere während der Verhandlungen vor dem Volksgericht noch an mich geschrieben:

„Der Nationalverband Deutscher Offiziere, als eine der berufensten Offiziervertretungen zur Pflege alter Tradition und Deutscher Pflicht- und Ehrauffassung, ist stolz darauf, daß der General der Infanterie Ludendorff aus den Reihen des Offizierkorps der alten Kaiserlichen Wehrmacht stammt. Selten hat ein Deutscher Mann und Offizier mit so heißem Herzen, so glühender Vaterlandsliebe und so klarem Blick die Gefahren erkannt, die unserem Volk drohen. Der General Ludendorff als Angeklagter vor dem Münchner Volksgericht wird für alle Zeiten das Sinnbild des geraden, aufrechten Mannes sein, der für seine hohen Ziele einzutreten und zu kämpfen weiß. Der Nationalverband Deutscher Offiziere ehrt in dem Feldherrn und Kameraden Ludendorff die Deutsche Treue und den Deutschen Geist."

Als ich aber meine Ehre gleich der Ehre des Kronprinzen gestellt hatte und nach dem Ausspruch Bismarcks verfahren war,

„Meine Ehre steht in niemandes Hand als in der meinen, die eigene Ehre, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig. Und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum ....",

da versagten Treue und Kameradschaft. Die Vorstände der Offizierverbände stellten sich auf die Seite des Kronprinzen Rupprecht. Ich hielt darauf mit meiner Ansicht nicht zurück. General v. Hindenburg wollte vermitteln. Ich hatte indes von dem Verhalten dieser Offizierverbände so reichlich genug, daß ich jede Ausgleichsverhandlung ablehnte. Auch diese Verhandlungen hatten ihr Gutes. Ich hatte erkannt, daß aus diesen Kreisen die Rettung des Deutschen Volkes nicht kommen könne. Der Offizier

brauchte eine Faust, die ihn hielt, dann konnte er etwas leisten. Aber auf sich gestellt, fand er sich nicht zurecht und wurde haltlos Beute der Hörigen der überstaatlichen Mächte, die sich geschickt, wie ja in allen Verbänden, in die Vorstände hineingeschoben hatten und diese leiteten oder nach ihren Wünschen beeinflußten, ohne daß diese es merkten. Sie sprachen zum mindesten das, und zwar als ihre eigene Überzeugung, nach, was ihnen von den überstaatlichen Mächten suggeriert war. Wie in politischer Beziehung war es auch auf dem Gebiet der Ehre. War es schon bedenklich, daß der Offizier im Frieden eine Ehre hatte, der er nur in Uniform nachging, im bürgerlichen Gewande sich aber häufig anders betrug, so mußte der Wegfall der Uniform Verhältnisse zeitigen, die den Offizierstand von vielem entkleidete, was ich ihm bisher beigelegt hatte. Schade um die vielen vortrefflichen Kräfte des alten Offizierstandes. Er wäre für einen Freiheitkampf, wie ich ihn wollte, ausgefallen, wenn ich in die Lage gekommen wäre, mich auf ihn stützen zu wollen.

Ich habe in der Folge nach und nach alle Bindungen zu den verschiedenen Regiments- und sonstigen militärischen Vereinen gelöst. Das Offizierkorps des Füsilierregiments Nr. 39, das meinen Namen trug, stand zu mir. Später mußte ich mich auch von diesem Verbande lösen, als seine Haltung in der Frage des Denkmals des Regiments und in den Verhandlungen, die ich in dieser Angelegenheit mit ihm und den Mannschaftvereinigungen zu pflegen hatte, zu schweren Bedenken Veranlassung gaben*).

Mein Loslösen aus den Verbänden und meine Absage an die Berliner Offizierverbände beschäftigte auch eine große Anzahl Kameraden. Es traten einige immer wieder an mich heran, mich doch mit Kronprinz Ruprecht auszugleichen. Ich wies sie an diesen, da er ja den Ausgleich verhindert hatte, und erlebte selbst noch in den folgenden Jahren bei dieser Auffassung in General v. Kuhl und Oberst v. Stolzenberg schwere Enttäuschun-

*) Die Feier meines 70. Geburtstages im Jahre 1935 schaffte einen gewissen Ausgleich.

gen. Immer wieder mußte ich erfahren, daß ein „Prinz", und erst recht ein „Kronprinz", etwas sei, dessen Ehre mit anderen Maßen zu messen wäre als die meine. Mit solchen Offizieren war nichts anzufangen.

Es war für mich aber doch eine Genugtuung, daß ich die mir nahestehenden bayerischen Offiziere von allen Gewissensbedenken befreit hatte und sie klare Anschauungen über Ehre, aber auch über die politischen Zusammenhänge betätigten, die die ganze Angelegenheit im Grunde zu einer politischen machten. Der Deutschvölkische Offizierbund, zu dem diese Offiziere sich zusammengeschlossen hatten, faßte nun auch sehr bald in Norddeutschland Fuß, so um Königsberg, Breslau, Berlin, Hannover, Stuttgart und viele andere Orte.

Namentlich die Kameraden in Breslau traten sehr wirkungsvoll für meine Offiziersehre ein. Da aber Spaltpilze auch in den Deutschvölkischen Offizierbund eindrangen, Politik seine Geschlossenheit störte, und ich in der Folge die Standesorganisationen immer mehr abzulehnen lernte, löste sich der Deutschvölkische Offizierbund mit meiner Zustimmung in späteren Jahren auf, worauf ich im zweiten Teil zurückkommen werde. Die überstaatlichen Mächte werden im Jahre 1925 es begrüßt haben, als sie die Trennung der großen Offizierverbände von meiner Person erreichten. Sie haben sie gewiß als einen etwaigen Rückhalt meines völkischen Wollens gefürchtet. Sie haben mir einen Dienst geleistet, denn sie ermöglichten mir, den Wert der Offizierverbände zu erkennen, wie ich ihn schon gekennzeichnet habe.

Die Zeit um den Februar 1925 herum war ein Abschnitt in meinem Leben. Die völkischen Gruppen, die Deutschvölkische Freiheitbewegung und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei gingen ihre besonderen Wege. Ich hatte nichts mehr mit ihnen zu tun. Von den völkischen Wehrverbänden löste ich mich, ebenso von den Offizierverbänden und den entsprechenden Mannschaftverbänden. Hinter mir blieben nur wenige Deutsche.

Zunächst entsprach ich noch der Bitte Herrn Hitlers, mich als Bewerber

zu der Ende März infolge plötzlichen Ablebens des Herrn Ebert stattfindenden Reichspräsidentenwahl aufstellen zu lassen. Ich tat es, weil die anderen Anwärter Anhänger der Erfüllungpolitik waren und ich meinte, das Ausland müsse sehen, daß wenigstens noch eine kleine Gruppe Deutscher solcher Erfüllungpolitik, außer der kommunistischen, widerstrebte, und weil ein endgültiges Wahlergebnis in Anbetracht der fünf Bewerber in dem ersten Wahlgang überhaupt nicht zu erwarten war.

Herr Hitler hatte wohl bei Herantreten an mich mit seiner Bitte gehofft, auf diese Weise die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken und meine Anhänger in Norddeutschland, die er wohl an Zahl für größer hielt, als sie waren, zu sich herüberzuziehen. Jedenfalls waren es eigennützige Beweggründe, die ihn bewogen. Leider hatte das Eintreten der Nationalsozialistischen Partei für meine Person in Norddeutschland die Ansicht verbreitet, ich gehöre seiner Partei an.

Bei der Neugründung der Nationalsozialistischen Partei am 26. 2. 25 hat Herr Hitler im „Völkischen Beobachter" nachstehende Worte für mich gefunden:

„Gedenken wollen wir vor allem aber des einen Mannes, der nichts zu gewinnen, jedoch den Ruhm des unvergänglichen Führers der Deutschen Heldenarmeen im größten Kriege der Erde zu verlieren hatte und sich dennoch zum schweren Opfer entschloß, seinen Namen und seine Tatkraft der führerlosen Bewegung zu schenken: In General Ludendorff wird die nationalsozialistische Bewegung für immer den treuesten und uneigennützigsten Freund verehren. Was die Bewegung an ihn ketten wird, ist nicht die Erinnerung an geschenkte Freundschaft im Glück, sondern bewahrte Treue in Verfolgung und Elend."

Herr Hitler wußte damals genau, daß ich seine Wege nicht gehen würde, da er auch in späteren Unterredungen „jeden Kampf gegen Rom" ablehnte. Ich glaube, er hatte sich auch dem bayerischen Ministerpräsidenten, Herrn Held, als Gegenleistung für die Genehmigung der Wiedergründung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei hierzu verpflichtet, vielleicht auch

zu anderem. Dieser Grund zu einem Auseinandergehen war für viele Deutsche zu einfach, anderes lag nicht vor. Darum konnte ich auch jener Bitte, mich zum ersten Wahlgang, wie ich wußte, als aussichtslosen Bewerber aufstellen zu lassen, entsprechen, ohne mich irgendwie an die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei zu binden. Es war selbstverständlich, daß ich während des sogenannten Wahlkampfes völlige Zurückhaltung ausübte, nur am Vorabend des Wahltages war ich mit völkischen Freunden im Bürgerbräukeller zusammen, wo auch Herr Hitler anwesend war. Ich sprach auch einige Worte, die natürlich von der gesamten Presse totgeschwiegen wurden. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei machte für meine Wahl sowohl in Versammlungen als auch im „Völkischen Beobachter" Propaganda. In ihm war z. B. in der Folge vom 25. 3. 25 nachstehender Aufruf zu lesen:

„Aufruf

an alle, die den Glauben an die Zukunft unseres Vaterlandes
noch nicht verloren haben!

Deutsche Männer! Deutsche Frauen! Deutsche Jugend!

Der erste Wahlgang zur Präsidentenwahl ist nur der Aufmarsch zur Entscheidung!

Er soll dem Deutschen Volke, er soll der Welt zeigen, daß es noch Millionen der Besten in unserem Lande gibt, die die Zeit der Knechtschaft, der Erniedrigung und des Erfüllungswahnsinnes nunmehr endgültig satt haben,

die Deutschland vor dem Abgrund, an den es in sechs Jahren feigen Nachgebens und Sichabfindens geführt wurde, zurückreißen wollen,

die daran glauben, daß Deutschland zur Größe und Freiheit bestimmt ist.

Mit noch so ‚flammenden' Protesten in Volksversammlungen ist es nicht getan; am 29. März 1925 müßt ihr durch die Tat zeigen, daß ihr gewillt seid, dem Meere von Feigheit, Kriecherei und Entschlußlosigkeit das Fanal der Befreiung entgegenzusetzen.

Ihr sollt in Ludendorff nicht einen Parteipolitiker sehen und wählen, sondern den Mann, dessen eiserner Energie es allein zu danken war, wenn Deutschland

viereinhalb Jahre lang sechsundzwanzig Staaten standzuhalten vermochte.

Wer die Größe des Vaterlandes mit heißem Herzen wünscht, gibt seine Stimme nur dem Manne, der sich restlos für Deutschlands Größe opferte:

Ludendorff!

Für die Deutsche Opposition: Adolf Hitler.

Parteigenossen und Anhänger der Bewegung, sorgt
für Abdruck und Verbreitung dieses Flugblattes."

Die Deutschvölkische Freiheitpartei, die die Erfüllungpolitik bisher bekämpft hatte, stimmte unter Einfluß des Herrn Wulle für den Erfüllungpolitiker Herrn Jarres. So offenbarte sich auch für mich die Gesinnung dieser Partei gegenüber meiner Person klar und deutlich. Sie beteiligte sich sogar an der Hetze gegen mich, die naturgemäß auch die anderen Parteien gegen mich betrieben. Die „Rechtsparteien" hatten sich sogar hinter den General v. Hindenburg gesteckt, der mir einen unangemessenen Brief schrieb, ich verhindere durch meine Kandidatur die Wahl des Herrn Jarres. Ich lehnte klar und bestimmt dieses Schreiben ab, das überdies gar keine Einsicht in die Tatsache zeigte, daß im ersten Wahlgang überhaupt kein Kandidat gewählt würde.

Fürchtete General v. Hindenburg vielleicht, daß ich ihm in der zweiten Wahl zu einem Konkurrenten werden könnte?

Das Ergebnis der Wahl war für das Deutsche Volk nicht erfreulich. Ich erhielt 280—290 000 Stimmen. Da, wie zu erwarten gewesen war, keiner der Bewerber die absolute Mehrheit, d. h. über die Hälfte der insgesamt abgegebenen Stimmen erhalten hatte, war nun ein zweiter Wahlgang erforderlich, zu dem ich mich selbstverständlich nicht mehr aufstellen ließ. Ich hatte meine Aufgabe erfüllt, allerdings auch erkannt, welch geringer Abwehrwille im Volke vorhanden und wie außerordentlich leicht es zu beeinflussen war.

Ich sprach mich nun noch einmal sachlich mit Herrn Hitler aus, dann schieden sich unsere Wege. Wie ich nochmals hervorheben will, ohne irgendwelchen Zusammenstoß. Es gingen zwei Männer auseinander, die jeder ihr Ziel, allerdings auf erheblich verschiedenen Wegen, erreichen wollten, und wohl auch aus recht verschiedenen Beweggründen.

In dem zweiten Wahlgang trat als Bewerber nun auf einmal General v. Hindenburg als von den Rechtsparteien aufgestellt auf, zudem bewarben sich um die Reichspräsidentenstelle der römischgläubige Herr Marx als Vertreter des Zentrums, der Sozialdemokratie und der Demokratie, deren innige Zusammenarbeit nicht deutlicher dargestellt werden kann, und Herr Thälmann für die Kommunisten. General v. Hindenburg hatte damit die Erfüllung eines langgehegten Wunsches erreicht. Er hatte vor den beiden anderen Bewerbern immerhin den Vorzug, vaterländisches Ansehen zu vertreten. Vielleicht konnte er auch Gutes für das Deutsche Volk stiften, wenn die Rechtsparteien verstanden, ihm geeignete Männer zuzuteilen.

Am 8. 4. 1925, dem Vorabend meines 60. Geburtstages, veranstalteten die völkischen Freunde Münchens, der Deutschvölkische Offizierbund, der Frontkriegerbund und die „Altreichsflagge" eine Feier auf einer Wiese im Isartal in der Nähe meiner Wohnung. Ich hielt eine kurze Ansprache, in der ich für die Reichspräsidentschaft des Generals v. Hindenburg eintrat. Vorsorglich will ich ausführen, daß mich hierzu nicht etwa ein Wunsch bewegte, durch General v. Hindenburg eine Stellung oder eine Machtposition zu gewinnen. Mir schien eine Wahl des römischgläubigen Herrn Marx zu verhängnisvoll für das Deutsche Volk, darum trat ich für General v. Hindenburg ein, den ich damals auch für einen würdigeren Vertreter des Deutschen Volkes hielt als jenen. Ich persönlich wollte meine Freiheit, die ich im Frühjahr 1925 gewonnen hatte, um kompromißlos die Wege zu gehen, die ich als richtig erkannt hatte oder noch als richtig erkennen würde, um das Volk zur wirklichen Volksschöpfung zu führen. Die Wege, die die völki-

schen Gruppen einschlugen, waren für mich nicht gangbar. Ich war mir bewußt geworden, daß auch ich noch tief in die Zusammenhänge zu blicken hätte, auf die ich wohl gestoßen war, die mir aber noch nicht enthüllt waren. Den Schlüssel zur Weltgeschichte hatte ich noch nicht gefunden, aber ich wollte ihn finden, um dem Volke zu geben, was ihm Rettung sein könnte.

Der Abend des 8. 4. 1925 endete versinnbildlichend mit einem Zapfenstreich im Isartal, den ich von dem hohen Talrande meines Gartens anhörte. Es war gleichsam so, als ob durch diesen Zapfenstreich das Ende eines Lebensabschnitts angedeutet werden sollte. Das war in der Tat so, wenn das auch erst allmählich klar in die Erscheinung trat. Mit dem Beginn meines 61. Lebensjahres begann ich den Abschnitt meines Lebens, in dem ich nicht mehr national, nicht mehr völkisch, sondern allein nur noch Deutsch für Deutsche Volksschöpfung und für die Befreiung aller Völker von den überstaatlichen Geheimmächten wirkte, wenn auch dieses Wirken naturgemäß an erster Stelle dem Deutschen Volke galt.

Anhang

Die in diesem Werke angeführten Ansprachen
mögen aus der Fülle hier nicht wiedergegebener Worte
noch zwei Ergänzungen finden.

Ja, wenn das Vaterland ruft....*)

Ja, wenn das Vaterland ruft, stellen wir uns zur Verfügung des Vaterlandes, so hört man aus dem Munde vieler Deutschen und namentlich vieler Offiziere des alten Heeres, wenn sie von nationaler Arbeit sprechen. Sie denken an Kampf und Sieg und sind bereit, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Brennenden Herzens wünschen sie, die Stunde wäre da. Aber sie vergessen, daß das Vaterland, so wie es ist, trotz aller ihm angetanen Schmach und Vergewaltigung nie rufen wird, daß sie nie in die Lage kommen werden, dem Rufe zu folgen.

Wir Offiziere haben in langer Friedenszeit für das Vaterland gelebt und gearbeitet. Wir dachten an nichts anderes. Armee und Marine waren, soweit es von uns abhing, fertig, als der Ruf des Obersten Kriegsherrn im Namen des Vaterlandes als Antwort auf die Maßnahmen unserer Feinde ertönte. Wir hatten in dem Bewußtsein gearbeitet, daß der Kaiser jeden Augenblick hierzu gezwungen sein könnte. Wir lebten für das Vaterland und waren zudem bereit, für das Vaterland zu sterben. Auf das Leben für das Vaterland kommt es an**).

Das Sterben wird gefordert, wenn wir für das Land gelebt haben. Das ist die Reihenfolge. Das Leben ist schwerer als das Sterben, wenn wir es in seiner ganzen Bedeutung in vollem Verantwortunggefühl gegen Vaterland und Volk zu begreifen suchen. Das Sterben für das Vaterland war

*) Ein Mahnruf an Offiziere und Mannschaften der alten Armee.

**) Ich verweise hierbei auf das ergreifende Buch von Dr. Käthe Schirmacher: „Unsere Ostmark", Hannover und Leipzig 1923. Sie gibt diesem Gedanken so klaren Ausdruck, daß jeder Deutsche mit warmem Herzen für sein Land das Buch lesen müßte

wenigstens früher etwas Selbstverständliches nach dem tief inneren Zwang der Sittenschule des alten Heeres, zudem nahm der Feind uns das Leben; wir gaben es nur mittelbar. Das Leben für das Vaterland bedeutet heute eine Reihe lediglich freiwilliger Handlungen und vermeintlicher „Opfer", oft verbunden mit viel persönlichem Ungemach. Der innere Zwang hierzu ist uns nicht unmittelbar anerzogen wie jenes Gefühl, für das Vaterland sterben zu müssen; eine schwere Unterlassung der Vergangenheit. Sie mußte eine Gesinnung erziehen, daß es ein „Opfer" für Ehre, Ruhm und Sicherheit des Vaterlandes überhaupt nicht gibt.

Zu einem Leben für das Vaterland rufen jeden Deutschen äußere Feinde und innere Volksverderber seit recht langem; hören wir endlich auf diesen Ruf! Er führt uns aus der Selbstsucht des täglichen Lebens, die das Volk zerklüftet und entkräftet, zu selbstloser, einigender Arbeit, trotz aller Not des Lebens; er spornt uns aus der Schwäche des Tages zu kraftvoller Arbeit an, würdig unseres Lebens in glücklicher und stolzer Zeit, und weist uns mit eindringlicher Gewalt auf die Erziehung des einzelnen und des Volkes in der Sittenschule und in der Tradition des alten Heeres, aber auch auf ernste, nichts beschönigende Selbstprüfung, ob wir stets in ihr gehandelt und nicht doch müde und gleichgültig von ihr abgewichen sind. Wir müssen erkennen, daß wir weit davon entfernt sind, jenen Ruf zu verstehen, geschweige denn, ihm zu folgen, und doch hängt davon Ehre und Ruhm des Vaterlandes, die Zukunft des Volkes und des einzelnen ab. Zu einer kaum überwindbaren Masse türmen sich die Schwierigkeiten, die in uns selbst, dem Volk, und in äußeren, auch persönlichen Umständen liegen, auf dem Wege eines Lebens für das Vaterland vor uns auf. Sie zu beseitigen ist schwer, und doch muß es gelingen.

Wir haben dem Ruf zu folgen, für das Vaterland zu leben, denn wir haben unsere Pflicht zu erfüllen; dazu sind wir geboren. Jeder trägt die Verantwortung für Vaterland und Volk, sie kann ihm niemand nehmen.

Schon haben viele Kräfte allzulange brach gelegen; Zeit ist verloren, und doch zeigen die Zeiger unserer Schicksalsuhr bereits wieder auf eine entscheidende Stunde. Wir haben für das Vaterland zu leben, damit es das Leben von uns fordern kann, wenn diese letzte Entscheidungsstunde für das Deutsche Volk schlägt, ob es wieder leben will oder tatsächlich verderben soll.

Wir Offiziere des alten Heeres und der Marine haben dabei voranzuschreiten. Wir waren einst Erzieher, Vorbilder und Führer des Volkes im wahren Sinne des Wortes, ob auch Volksverderber das Volk darüber belügen. Ihr Haß beweist es. Die Soldaten des alten Heeres in ihrer Gesamtheit, niemand anderes, werden das Vaterland retten; sie sind auch heute noch die Träger des nationalen und völkischen Willens und des Gedankens, für Volk und Vaterland zu sterben und — zu leben.

Die Deutsche Armee*)

Der Abend soll der alten Deutschen Armee gelten. Sie tun recht daran, dieser unerreichbar großen Einrichtung den ersten Abend Ihrer Tagung zu weihen, nicht nur um etwas Gewesenes zu ehren, sondern um uns klar zu werden, was wir brauchen. Darin liegt die Bedeutung von vaterländischen Feiern, daß unsere Sinne das zu umfassen und zu begreifen lernen, was sich als Lebensnotwendigkeit für Volk und Vaterland herausgestellt hat.

Die Armee war eine Lebensnotwendigkeit für uns; denn durch die Armee konnten große Fürsten und große Staatsmänner den Deutschen das Leben erhalten und ihr Selbstbestimmungrecht sichern. Langwierig war die geschichtliche Entwicklung. Sie begann mit dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, wurde fortgesetzt von König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen und unterbrochen durch den Zusammenbruch Preußens 1806/07 und die Lethargie der Zeit nach der gewaltigen Kraftäußerung der Befreiungkriege mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Entwicklung wurde weitergeführt von König Wilhelm I. von Preußen in seiner großen Heeresorganisation auf der Grundlage der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die tatsächlich bei der anwachsenden Bevölkerungzahl nur noch auf dem Papier stand. Die Heeresorganisation drohte zu scheitern an dem Unverstand der demokratischen Mehrheit des preußischen Landtages, bis Bismarck auf Ruf seines Königs sie gegen den Landtag durchführte. Nach 1866 schlossen sich die süddeutschen Staaten dieser Heeresorganisation an. Nur mit dem entstandenen Deutschen Heer konnte Frank-

*) Gehalten vor dem Hochschulring in Würzburg.

reich gegenüber die Einigung aller Deutschen Stämme in einem Reich erkämpft werden, nachdem jener Staat den Krieg von 1870 freventlich vom Zaun gebrochen hatte.

Damals war die Wehrpflicht durchgeführt und das Heer tatsächlich das Volk in Waffen. Es gab Deutschland seine Sicherheit, Freiheit und Wohlfahrt, es war der Grundpfeiler für Bismarcks geniale Bündnispolitik und erhielt Europa den Frieden. Aber das Heer blieb nicht mehr das Volk in Waffen; wieder wurden in immer größerem Umfange waffentüchtige Deutsche nicht mehr eingestellt, während Frankreich die Wehrpflicht aufs höchste anspannte. Es kam nach Beginn des Jahrhunderts dahin, daß Frankreich mit seinen vierzig Millionen Einwohnern ein Friedensheer unterhielt, stärker als das Heer Deutschlands mit siebzig Millionen Bewohnern. Es war ein tiefes Verhängnis, daß wir uns rein zahlenmäßig nicht so stark machten, als wir konnten. Die Stärke unseres Heeres entsprach nicht mehr unserer Bevölkerungzahl. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, dieser Grundpfeiler unseres Lebens, war im Verfall. Es lag das in der überhandnehmenden wirtschaftlichen Auffassung der Politik, die die Gefahren nicht kennen wollte, die Deutschland umgaben, es lag in der gesamten materialistischen Lebensauffassung, die es ausschloß, daß sich auch der gesunde Teil des Volkes auf die ungeheure Schwere des bevorstehenden Kampfes einstellte, es lag in dem überhandnehmenden pazifistischen Denken und in den landesverräterischen Absichten, die sich später in den Worten und Gedanken kund taten, daß ein Deutscher Sieg dieser oder jener Partei nicht nützlich sei, oder die Weltgeschichte ihren Sinn verloren hätte, wenn der Kaiser als Sieger in Berlin einzöge*). Die Abkehr vom gesunden Macht- und Wehrhaftgedanken, die Abkehr vom Heere, vom Gefühl, das zum Heere, zum Soldatenrock magisch zog, und an dessen Stelle das Streben nach Gewinn und Genuß, waren die schlimmsten Erscheinungen der Vorkriegszeit.

*) Ausspruch Walter Rathenaus in seinem Buche „Der Kaiser", Berlin 1919.

Ich habe noch im Jahre 1912 versucht, nachdem äußere Hindernisse beseitigt waren, den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wieder restlos durchzuführen und damit dem Vaterlande weiter seine Freiheit zu sichern. Die Milliardenvorlage kam, die allgemeine Wehrpflicht blieb undurchgeführt. Die schwere Zeit fand ein kleines Geschlecht, genau so, wie die Zeit des Weltkrieges. Mir im besonderen wurde meine Arbeit für die große Wehrvorlage verübelt*), genau so wie im Weltkriege mein Streben, das in der Vorkriegszeit Versäumte nachzuholen und endlich die gesamte Volkskraft rücksichtlos in den Dienst des Sieges zu stellen, um dem Volk und dem Vaterland Ehre, Sicherheit und Wohlfahrt gegenüber dem klaren Vernichtungwillen unserer Feinde zu erhalten. Daß unser Schicksal noch weit härter wurde, als alle Phantasie während des Weltkrieges es sich je ausmalen konnte, lag nicht im militärischen Ausgang des Krieges — unser Heer war noch da und stand furchtgebietend in Feindesland —, sondern es lag in jenem Denken der Vorkriegszeit, in der Revolutionierung und der Revolution begründet, die das Heer entwaffnete und kurzsichtig das Volk wehrlos unbarmherzigen Feinden auslieferte und es damit zum Spielball, zu einem Helotenvolk machte.

Das Heer selbst war in seiner Spitze monarchisch, in seiner Grundlage das gesamte Volk. Wenn es, und mit ihm das Volk, trotzdem im Kriege so Wunderbares leistete, wenn es während vier Jahren der Welt siegreich widerstand, so lag das daran, daß nach dem Ausspruch eines unserer Feinde — so gibt ihn ein Deutscher Schriftsteller wieder — die Deutsche Armee das größte ist, was die Neuzeit überhaupt geschaffen hat.

Das Heer selbst war in seiner Spitze monarchisch, in seiner grundlage demokratisch — nur der einjährige Dienst war ein häßlicher Irrtum — und in seinem Führertum durch ein in straffer Zucht erzogenes Offizierkorps

*) Der Oberst Ludendorff wurde aus dem Generalstab zur Infanterie versetzt — der Beginn der Hetze gegen ihn.

aristokratisch, eine Mischung, wie sie für Heer und Staat nicht besser gedacht werden kann.

Die Schule des Heeres schuf eine geistige Macht und schmiedete zugleich ein starkes und scharfes Schwert. Sie war angepaßt dem Charakter des Volkes und der Lage des Staates.

Das Heer stand fern allen zersetzenden Parteigetrieben. In ihm verschwanden alle Klassen-, Berufs-, Standes- und konfessionellen Gegensätze, an denen unser Leben nur zu reich ist. Es war in der Tat eine gewaltige Volksgemeinschaft, aus der sich nur die Führer abhoben. Diese Volksgemeinschaft verband neben der Liebe zu den Herrscherhäusern und dem Vaterland eine einfache Sittenlehre. Wir finden sie im zweiten Kriegsartikel des alten Heeres, der nur mit einem Wort „Kriegsfertigkeit" das praktische Kriegsgebiet berührt. Der zweite Artikel lautet:

„Die unverbrüchliche Wahrung der im Fahneneide gelobten Treue ist die erste Pflicht des Soldaten. Nächstdem fordert der Beruf des Soldaten Kriegsfertigkeit, Mut in allen Dienstobliegenheiten, Tapferkeit im Kriege, Gehorsam gegen den Vorgesetzten, ehrenhafte Führung in und außer Dienst, gutes und rechtliches Verhalten gegen die Kameraden."

Gibt es männlichere Tugend als Treue, die Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit einschließt, Mut, Tapferkeit, Manneszucht und Kameradschaft? Ich glaube, in weniger und einfachere Worte kann eine Sittenlehre gar nicht zusammengefaßt werden. Sie ist der tiefe Sinn des preußischen Militarismus, jener Schrecken äußerer Feinde und innerer Volksverderber.

Nicht der Schulmeister — wie früher gesagt wurde — hat Heer und Volk erzogen. Leider hat er nicht genug geholfen. Es bleibt der Ruhm des Offizier- und Unteroffizierstandes, die Lehrer des Volkes in der Heeresschule und die Vertreter jener Sittenlehre gewesen zu sein. Sie drang durch die allgemeine Wehrpflicht ins Volk und durchdrang es lange Zeit. Mit dem Aufhören der allgemeinen Wehrpflicht ließ das nach. Das Heer war nicht mehr

die Schule des gesamten Volkes, das im wesentlichen allein auf diese Schule angewiesen war. Unter diesen Umständen erwies es sich nicht mehr stark genug, die Schwächen des Deutschen Charakters, die im Volk entstehenden Gegenströmungen und zielbewußte Gegenarbeit zu überwinden; das war das zweite Verhängnis des Nachlassens in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Aber doch war diese Lehre zu Beginn des Krieges festgewurzelt im Heer. Geistig erzogen und kriegsfertig folgte es dem Ruf seines Obersten Kriegsherrn, um für das Vaterland, für Ruhm und Ehre, Sicherheit und Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Die Schlachtfelder des Weltkrieges verkünden den Ruhm des alten Heeres. Sie beweisen die Richtigkeit der Grundlagen dieses Heeres, den Kriegsverlauf und Ausgang, aber auch das tragische Verhängnis, von ihnen abgewichen zu sein. Sie beweisen, daß meine Anschauungen nicht Voreingenommenheiten eines Mannes sind, der mit Kopf und Herz für dieses Heer gearbeitet und ihm angehört hat, der ihm Dank schuldet, tiefen heißen Dank für die Lebensschule, die es ihm gegeben, für die Taten, die es nach Weisung der Oberkommandos, denen er angehörte, und der Obersten Heeresleitung verrichtet hat. Die Geschichte Deutschlands beweist es, daß jene männlichen Tugenden als Gemeingut des Volkes, verbunden mit Kriegsfertigkeit, allein die Bürgschaft für unsere Zukunft sind. Das ist die Tradition des alten Heeres.

Strafen nun die Ereignisse im Ruhrgebiet diese Anschauungen nicht Lügen, wo wir mit passivem Widerstand den Feind besiegen und zugleich auch das Rheinland und die Pfalz retten wollen? Niemandes Herz kann höher schlagen als meines, wenn man an die Leiden und an den Widerstand denkt, den Deutsche dort gegenüber dem französischen Imperialismus leisten. Niemand kann gespannter dorthin blicken, niemand mehr auf Erfolg hoffen als ich. Klingt doch dort etwas an, an die Volksgemeinschaft des alten Heeres und an seine Tugenden. Niemand darf aber vergessen, daß jene verzweifelte Lage des Vaterlandes nur ihre Ursache in unserer Wehrlosigkeit, Selbst-

entmannung und Selbstentwaffnung hat. Nur passiver Widerstand aber, diese Kampfesart eines Sklavenvolkes wird uns auch nie zur Freiheit führen. Darüber wird Klarheit herrschen, wenn auch dieses Kapitel der Weltgeschichte — des heldenhaften Ringens Deutscher — abgeschlossen sein wird *). Noch ein Mehr, ein gewaltiges Mehr ist erforderlich, nämlich die Wiedergeburt jener auf der Sittenlehre des alten Heeres sich aufbauenden Macht und das Schmieden und Schärfen des Schwertes, die unsere Stärke waren, als wir noch als freie Männer gegen die Welt kämpften.

Weit sind wir davon entfernt. Die Verirrungen der Vorkriegs- und der Kriegszeit sind noch nicht von uns gewichen. Das Volk läuft auch noch weiter hinter fremden Führern her, und Parteien oder deren Führer fürchten das Erwachen des nationalen Geistes und arbeiten mit dem Feinde offen oder mittelbar Hand in Hand. Fluch über solch vaterlandswidriges Handeln, das die Sammlung nationaler Kraft unter heuchlerischem Schein verhindert. Nicht die sind Volksverderber, die auf das Fehlen der nationalen Einheitfront hinweisen, sondern die, die sie zerstören!

Machen Sie sich zu überzeugten Verkündern nationalen Geistes mutig und entschlossen, und nehmen Sie dabei die Unbilden, die Ihnen in einzelnen Ländern begegnen werden, in den Kauf. Denken Sie dabei an die Männer im Ruhrgebiet oder an die Männer, die für ihre völkische nationale Überzeugung leiden.

Machen Sie sich zu überzeugten Verkündern der Überlieferungen des alten Heeres und eignen Sie sie sich selbst an. Das ist die erste Voraussetzung: Weg mit der Zwietracht und der Eigenbrötelei, mit Mißtrauen, Neid und kleinlicher Führereitelkeit, und die zweite: klares Erkennen, daß Arbeit im Sinne des alten Heeres schwer und entsagungvoll ist, daß sie gründlich sein muß und daß, um Führer zu werden, man erst Untergebener und Gemeiner sein muß.

---

*) Diese Voraussage aus dem Mai 1923 hat allzubald ihre tieftraurige Bestätigung gefunden: Die Verschacherung des Ruhrgebietes!

Das Studententum begünstigt nur scheinbar tatkräftige vaterländische Arbeit. In seiner Zerrissenheit und Vielgestaltung ist es ein Abbild des Deutschen Volkes. Seine Freiheit fand früher einen Ausgleich im Dienste und in der Zucht des Heeres. Heute fehlt dieser Ausgleich. Das macht mich oft bedenklich über die Zweckmäßigkeit unserer studentischen Einrichtung unter den heutigen Verhältnissen. Zweifel erfüllen mich, wenn ich von den Hoffnungen höre, die auf die studentische Jugend gesetzt werden. Das Erhebende, das ich an vielen Stellen auch hier sehe, vermag meine Sorge nicht zu bannen. Ich will damit nicht weh tun, aber zum ernsten Nachdenken anregen.

Es fehlt an zielsicherem Zusammenfassen, es fehlt an sicherem Erkennen des Notwendigen, es fehlt an zielsicherer Arbeit im Sinne der Tradition des alten Heeres. Der Deutsche Hochschulring ist an erster Stelle berufen, und das ist für mich sein Sinn, diese Arbeit zu leisten; aber er ist zu vielgestaltig geworden, um ihr voll zu entsprechen. — So wollen viele heutzutage Politik treiben, ohne die ernsten Grundlagen zu erkennen, ohne die alles andere lediglich Luftgebilde bleibt. Ich hoffe indes, und die hiesige Tagung bestärkt meine Hoffnung, daß der Deutsche Hochschulring den richtigen Weg einschlagen wird und ich wünsche es von Herzen, daß es ihm gelingt, die Deutsche Studentenschaft wirklich zusammenzufassen, wie es so dringend geboten ist, und daß er immer mehr und mehr eine seiner wesentlichsten Aufgaben darin sieht, unterstützt von weitblickenden Männern, in jener Tradition des alten Heeres zu arbeiten, damit, wenn sich nochmals die Zeit für das Deutsche Volk erfüllet, es nicht wieder zu leicht gefunden wird.

Diese Gefahr ist riesengroß, und doch ruft dem Deutschen Volke die Geschichte eindringlich und laut vernehmbar zu: Finde deine Kraft an den Grundlagen des alten Heeres wieder!

An die Arbeit, meine Herren, in diesem Geiste!

Namen-Verzeichnis

D

E

F

G

L

M

N

O

P

R

S

T

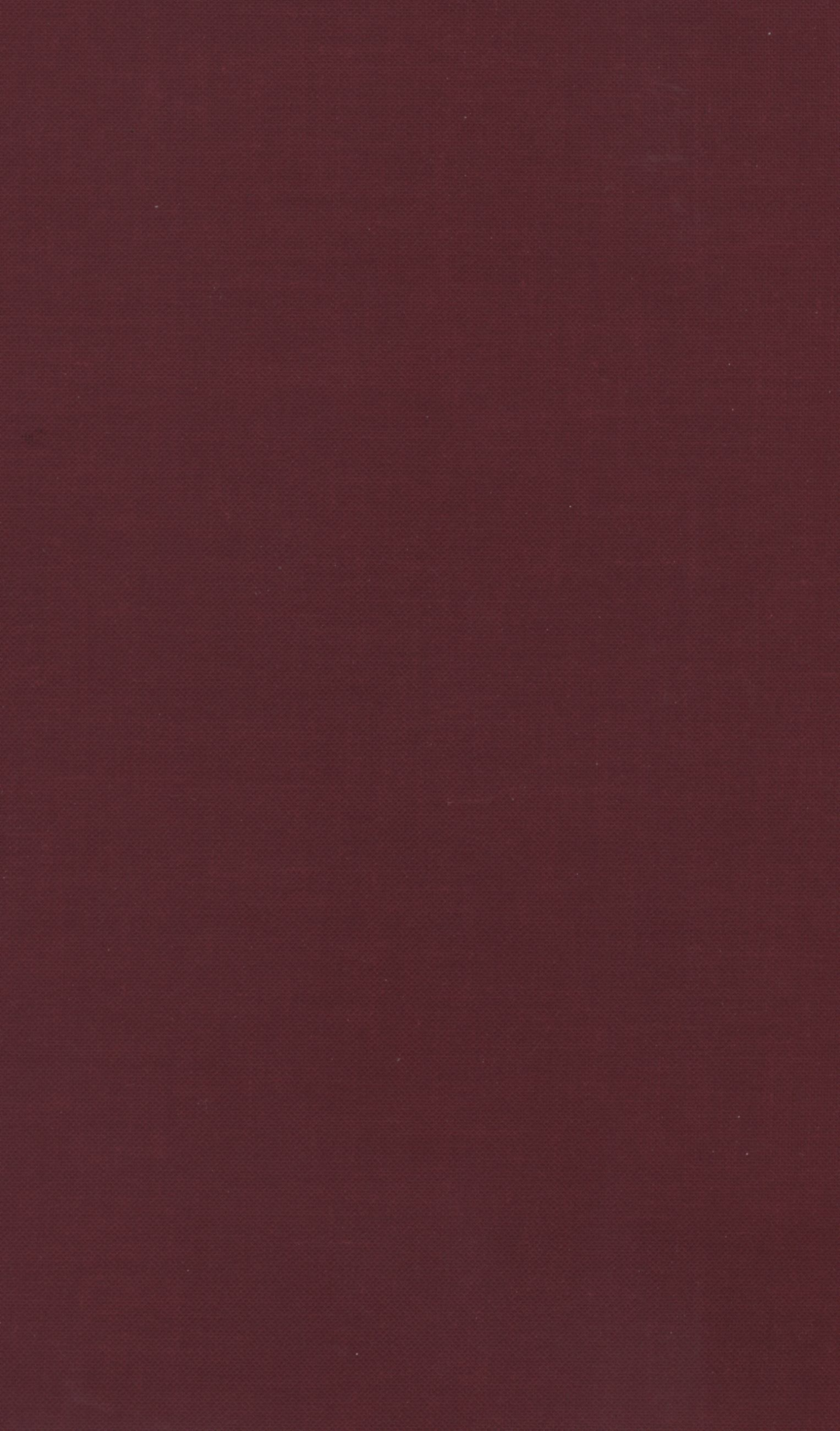
V

W

X

Y

Z



Die vorliegende Schrift wurde digitalisiert, zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke, Eigenverlag im Jahre 2014, 17291 Nordwestuckermark, Deutschland. Sie dient dokumentarischen und wissenschaftlichen Zwecken.

Diese Schrift und deren Veröffentlicher beanspruchen für sich den **ESAUSEGEN** gemäß (1. Mose) **Genesis 27, 40** und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als **oberste gesetzliche Regelung** für alle Jahwehgläubigen!

Ausgaben von **„Ludendorffs Volkswarte"**, **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** und **„Der Quell – Zeitschrift für Geistesfreiheit"** sind auch im Internet käuflich als digitalisierte Ausgaben als pdf-Datei auf CD-ROM unter **www.booklooker.de**, beim Verlag Hohe Warte **www.hohewarte.de**
E-mail: vertrieb @hohewarte.de oder anderen Quellen erhältlich.
Nähere Informationen auch beim Internetkanal auf youtube unter:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing

„Ludendorff's Volkswarte" ist von 1929 bis zum Verbot 1933 erschienen. Folgezeitschriften waren **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** von 1933 bis 1939 und **„Der Quell"** von 1949 bis 1961 (Verlag Hohe Warte). Einige Werke von Erich und Mathilde Ludendorff, so auch die Lebenserinnerungen, sind im Verlag Hohe Warte erhältlich.

Alle diese Zeitschriften sind einzigartige, zeitlose Geschichtszeugnisse aus der Feder von **Erich Ludendorff**, **Dr. Mathilde Ludendorff** und deren **Mitarbeitern!**
Empfehlenswert sind auch die Bücher ***„die blaue Reihe"*** von Mathilde Ludendorff. Leseproben im Internet bei www.archive.org.
Jeder der sich mit Zeitgeschichte, Religion, Philosophie usw. beschäftigt kommt an diesen Schriftstellern und deren Werken nicht vorbei.
Es lebe die Freiheit aller Völker!

Anhang

(Für die digitale Ausgabe hinzugefügt
von Matthias Köpke)



Der Feldherr Ludendorff nach dem Kolossalgemälde von L. Richter

Zur Ausstellung dem Zeughaus Berlin von Dr. M. Ludendorff zur Verfügung gestellt

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

Meine Lebenserinnerungen
von 1919 bis 1925



Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

II. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1926 bis 1933



Verlag Hohe Warte Stuttgart

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

III. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1933 bis 1937



19 55

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl (Obb.)



Einzelpreis 23 Pfennig Deutschösterreich 35 Groschen Erscheint jeden Sonntag	Verlag u. Schriftl.: München, Karlstr. 10/II. Fernruf 53807 Drahtanschr.: Ludendorffwarte München – Zeitungverlag Berlin – Postscheck.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag" München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Mtl. durch die Post 0,80 RM. (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifbd.- u. Auslandsbez. 35 Pf. mehr. Jegl. Nachdr. a. d. Inhalt, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung von Ludendorffs Volkswarte, München, gestattet.	Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 13 Pfennig. Stellengesuche 9 Pfennig. Kleine Anzeigen: das fett gedruckte Ueberschriftwort 0.90 M., jedes Textwort 9 Pfennig, Stellengesuche 5 Pfennig. Chiffregebühr 50 Pfennig. Bei Wiederholungen und Seiten-Abschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.	3. Heuerts 1932 (Juli) Folge 26 4. Jahrgang

Zum 30.1. 1933 — 50 Jahre danach — Lesen Sie diesen Aufsatz von General Ludendorff!

Mitten in der Revolution 1932/33

Von General Ludendorff

Die Völker sind schnellebig und müde und denken nicht. Sie wollen heraus aus ihrem Elend und sich aus den inneren Spannungen befreien, die sie dumpf fühlen, sie werden aber grundsätzlich über die Grundlagen ihres Lebens und aller Zusammenhänge im unklaren gelassen. Darum ist es leicht, Völker zu verführen und aus einem Zuchthausstaat immer tiefer in den anderen zu treiben, dagegen unendlich schwer, sie auf die richtige Bahn zu leiten und für ein Leben in gottgewollter Freiheit und Verantwortlichkeit gegenüber der Umwelt lebensfähig zu machen.

Die Massen des Deutschen Volkes werden heute bewußt von dem einen Gedanken beherrscht:

Heraus aus dem Elend politischer und wirtschaftlicher Not!

So war es auch 1918, ganz gleich, was in beiden Fällen als „politische und wirtschaftliche Not" angesehen wurde und daß 1918 „links" und heute „rechts" die Führung hat. Die Massen waren im Herbst 1918 in Bewegung und sind es heute wieder.

Am 29. 9. 18 erfolgte der Sturz der konstitutionellen Monarchie, das Kriegskabinett Prinz Max von Baden-Erzberger-Scheidemann wurde berufen. Es war ein Übergangskabinett zu der Regierung der Volksbeauftragten. „Freiheitliche" Maßnahmen wurden von ihm bekanntgegeben und eine Amnestie für politisch Bestrafte ausgesprochen. Das war sozusagen die „Revolution von oben", die „Revolution von unten" folgte. Massen strömten der KPD. und SPD. zu. Politische Streiks sollten die Massen mobilisieren. Die Regierung gab ihnen nach und kam ihnen entgegen. Die radikalisierten Massen drängten weiter zum bolschewistischen Rätestaat nach russischem Vorbild. Arbeiter- und Soldatenräte wurden im geheimen geschaffen, und Soldatenräte sogar amtlich durch Herrn Paul von Hindenburg als Oberbefehlshaber des Heeres ins Leben gerufen, einem Beispiel, dem Ebert und Scheidemann nicht folgten. Sie konnten nur mit Mühe den Radikalismus abfangen und die sozialistisch-demokratische Republik ihrer Wünsche schaffen. Das Ende der Revolution sehen wir heute in der Verelendung des Volkes in einem Zwangsstaat, dessen Eingriffe in das Leben des Volkes einen Umfang angenommen hat, wie er in der Monarchie undenkbar war, obschon diese Staatsform auch keineswegs vor parteiischen Eingriffen zurückscheute.

Heute ist mit dem System Brüning diese sozialistisch-demokratische Republik gestürzt. Die Regierung v. Schleicher — **v. Papen** ist **ebenfalls eine Art Kriegs- und Übergangskabinett.** Sie **tadelt das Vergangene** und gibt an, Neues zu schaffen, ja auch **Freiheiten dem Volke** zu geben, Preußen macht seine **Amnestie, hierzu** kommt das Verhalten der NSDAP. im **Preußischen Landtag**, das an die ersten Anfänge der **französischen Revolution** von 1789 erinnert, Bayern hat einen **Tumult im Landtage***) und auf den Straßen. Die NSDAP. macht **auf diese Weise** geschickt probemobil. Massen strömen der NSDAP. zu, wie seinerzeit 1918 der KPD. und SPD. Auch wie **damals** baut die Regierung wieder den Massen goldene Brücken, in dem schweren Irrtum, daß die NSDAP. Aufbauarbeit im edlem Sinne des Wortes zu leisten imstande und willens wäre.

*) Andere Landtage stehen nicht nach.

Die „Revolution von oben" ist im Gange, die „Revolution von unten" wird folgen. Dessen wollen wir uns klar bewußt sein, da die Braunhemden Röhm und Hitler ihre braunhemdigen Massen nicht werden halten und an ihrem blutrünstigen Handeln verhindern können, das sie ihnen in Suggestionen vieler Jahre eingeimpft haben. Ist sich dessen der Reichspräsident und sein Übergangskabinett bewußt? Ich teile die Hoffnung nicht, daß es Herrn v. Schleicher gelingen wird, die Blutrünstigkeit der SS. und der SA. abzufangen, schon jetzt stolzieren diese mit Zustimmung der Reichsregierung in englischen Uniformen im Lande umher und betrachten sich als sein Herr, wie einst die Engländer es im besetzten Gebiet gegenüber der Landesbevölkerung taten. Deutschland ist bereits heute besetztes Gebiet der SA. und SS. und sie warten nur auf den Zeitpunkt, wo sie ihre Methoden durchführen können. Die Organisation der NSDAP. baut sich dahin aus, daß im gegebenen Augenblick neben jeder Reichs-, Landes- und Kommunalbehörde eine „nationalsozialistische Behörde" treten kann, wenn Regierungrat Hitler die Macht im Staate übernehmen wird, der auch hierin ganz dem faschistischen Vorbild bei Einrichtung des faschistischen Zwangsstaates folgt. Diese Vorbereitungen sind gründlicher als die Revolutionen von 1918/19 bei Vorbereitung der Arbeiter- und Soldatenrüte.

Der gewaltsame Umsturz wird kommen, wie 1918, nur kommen dann keine Volksbeauftragten, denen es schließlich noch gelang, das Blutbad auszuschließen, sondern es kommt der „Volksbeauftragte" Herr Hitler, der sich natürlich ebenso wie jene Volksbeauftragten von 1918 auf den Willen des Volkes berufen, aber nicht imstande sein wird, die von ihm und dem Chef seines Stabes in die SA. und SS. gelegte Blutrünstigkeit zu bannen. Nach zehn bis zwölf Jahren wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution von 1932/33 ein Volksbetrug war, wie die Revolution von 1918/19, nur noch ein viel größerer.

Es wechseln wieder einmal die überstaatlichen Gewalten „Aktion" und „Reaktion" ab, die Erde dreht sich weiter, und die einzelnen Völker drehen sich tiefer in den Sumpf hinein. Aus freien Deutschen vor Einführung des Christentums wird ein völlig kollektiviertes Sklavenpack werden.

Die Revolutionen von 1918/19 und 1932/33 sind nur Meilensteine auf diesem Wege.

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten. Diese unterscheidet sich auch dadurch von jener Revolution, daß 1918/19 den Revolutionären keine neuen, weltumstürzenden, aber volksbefreiende und volksbildende Gedankenwelten zur Verfügung standen. Sie war ideenlos und blieb es bis in ihr heutiges Endergebnis. Heute aber ist diese Gedankenwelt da. Die nationalsozialistische Revolution von 1932/33 aber gebraucht sie nicht, sie soll sie vernichten und das Volk von der tatsächlichen Revolutionierung des Geistes, die sich vorbereitet, ablenken. In ihrer Ideenlosigkeit wird sie wieder der Revolution von 1918/19 gleich.

Wir stehen in der Tat in einer ungeheuren Revolutionierung des Geistes, hinter der die Revolutionierung durch wirtschaftliche und politische Not weit zurücktritt. Wenn Reichskanzler v. Papen von einer seelischen Krise des Deutschen Volkes spricht, so hat er nur zu recht, schade nur, daß er nicht zu erkennen scheint, worin sie liegt. Die überstaatlichen Mächte wissen genau, was es mit dieser seelischen Revolution auf sich hat. Darum beschäftigen sie die Völker und in den Völkern die Massen und treiben von neuem zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern und in den Völkern. Meine Werke „Kriegshetze und Völkermorden", „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" und „Weltkrieg droht auf Deutschem Boden" sollten den Deutschen über die Wege der überstaatlichen Mächte genügende Aufklärung gegeben haben.

Die revolutionären Spannungen innerhalb des Deutschen Volkes haben denn auch noch ganz andere Ursachen als politische und wirtschaftliche Not. Ich nenne davon nur das erwachende Rassebewußtsein, die dämmernde Erkenntnis von der Bedeutung des Rasseerbgutes und von der Unvereinbarkeit der christlichen Lehre und des römischen Rechts mit ihm und seinen Forderungen. Die Spannungen wachsen durch das dumpfe Bewußtsein, daß christliche Lehre nicht dem Sinn des Menschenlebens gerecht wird, ganz abgesehen davon, daß die Dogmen der Kirche den Erkenntnissen der Naturwissenschaften nicht nur nicht standhalten, sondern widersprechen, und alles andere als göttliche Offenbarung sind, daß ferner diese Lehre sowie das römische Recht, beide aus der Fremde gekommen, tief in das seelische Leben des Deutschen Menschen durch Zwang eingreifen, wo göttliche Freimilligkeit das Handeln bestimmen sollte, während sie versagen, wo es sich um die einfachsten Fragen der Selbsterhaltung, Sippenerhaltung und Volkserhaltung handelt. Unklar wühlt das alles im Volk, und die Spannungen drängen zu Entladungen, die, statt zu retten, noch weiter vernichten werden, wenn eine rettende Hand nicht eingreift.

Es ist das große Werk meiner Frau, daß sie in ihrer religionphilosophischen Schau die revolutionierende Gedankenwelt schuf, die dem Volke Rettung werden kann. Darum soll die Revolution von 1932/33 in den Gang gesetzt werden, um diese Gedankenwelt, wie Rabbiner, protestantische und katholische Geistliche hoffen*), abzuwürgen und zu vernichten.

Meine Frau hat dem Volke ein anderes Gotterkennen gegeben, das gar keine Spannungen kennt mit Rasseerbgut, und Wissenschaft. Allein schon das Gegenüberstellen dieser Gottschau und der Lehren des alten und neuen Testaments befreit die Deutschen von unerträglichem Druck und tiefem Zweifel und bricht die Herrschaft des jüdischen Volks und der

*) s. z. B. „Ludendorffs Volkswarte" Folge 11/32: „Nationalsozialisten als Würger."

Priester, die auf den Lehren und Auslegungen jener Schriften beruhen.

Nach jüdisch-christlicher Auffassung ist der Mensch dazu da, Gottes, d. h. Jahwehs oder Jehovahs Befehl zu erfüllen. Je nach seinem Tun wird er mit dem Himmel und ewiger Glückseligkeit belohnt oder in der Hölle mit ewigen Qualen bestraft. Nach unserer Schau des göttlichen Willens ist die Aufgabe des Menschen, sich in heiliger Freiwilligkeit und aus eigener Kraft zum völligen Einklang mit dem Göttlichen umzuschaffen, und solange er lebt, diesem Göttlichen in sich, in seiner Sippe und in seinem Volke zum Siege zu verhelfen, ohne daß Lohn und Strafe seiner harrt.

Zwang und Freiwilligkeit stehen also in den beiden Glaubensüberzeugungen scharf gegeneinander. Ist aber die christliche Glaubensüberzeugung willkürliches und sich vielfach widersprechendes Menschenwerk, so beruht das Erkennen des Göttlichen meiner Frau auf unantastbaren, religionphilosophischen Gedankengängen.

Weiterhin vertiefen die vielen, grundlegend tiefrevolutionierenden und aufbauenden Erkenntnisse der Werke meiner Frau, ich nenne nur „Schöpfunggeschichte", „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" und auch den „Lehrplan der Lebenskunde für Deutschvolk-Jugend", diese Grundlage der Volksschöpfung des Deutschen Volkes zu einem neuen Staats- und Wirtschaftaufbau. Auf diese Erkenntnisse und ihre befreienden sittlichen Werte im einzelnen will ich nicht eingehen, sondern nur betonen, daß zum erstenmal eine klare Sonderung gegeben wurde, die überhaupt erst gestattet, Übergriffe der Staatsgewalt in den unantastbaren Bereich der einzelnen Seele, wie andererseits Versäumnisse an notwendigen Forderungen an den Menschen festzustellen.

In dem Buch „Erlösung von Jesu Christo" gibt meine Frau die Nutzanwendungen ihrer religionphilosophischen Betrachtungen für die Lebensgestaltung, soweit dies der Stoff des Buches, die Gegenüberstellung ihrer Schau mit der christlichen Lehre, zuläßt. Sie schreibt da z. B.:

> „Das Sittengesetz fordert all das vom Menschen, was die staatenbildenden Tiere an sich unter dem Zwang der Erbinstinkte leisten, so daß der Mensch durch die Einordnung unter dieses Gesetz so tauglich für Selbsterhaltung und Volkserhaltung wird, wie das Tier. Die Moral des Lebens aber hebt den Menschen hoch über das Tier. Sie will die Möglichkeit der Menschenseele, sich zum Bewußtsein Gottes umzuschaffen, trotz aller Fährnisse erhalten."

Die Wesenszüge dieser Moral des Lebens und ihre Sonderung von dem Sittengesetz sind eine der tiefgreifendsten Erkenntnisse für die Volkserhaltung! So wie erst Kants Erkenntnis von den Grenzen der reinen Vernunft klare Gotterkenntnis von allen religiösen Irrtümern sondern läßt, so ist die in allergrößter Gedankenschärfe durchgeführte Sonderung des Sittengesetzes, dessen Erfüllung unter Strafe in einem Volke gefordert werden muß, wenn es nicht untergehen soll, und der Moral des Lebens, der Erfüllung der göttlichen Wünsche, die Freiwilligkeit ihrem Wesen nach bleiben muß, erst die Grundlage eines Rechtes und aller Staatsgesetze, die das Gotterleben eines Volkes nicht bedrohen, sondern schützen und die Erhaltung des Volkes sicherstellen. **Damit würden Zwang und Strafgesetze auf dem Gebiete der Freiwilligkeit und Unterlassung der Forderung des Sittengesetzes, da wo sie unerläßlich sind, zur Unmöglichkeit werden. Die ungeheuren Spannungen im Volk, die durch Eingriffe und Unterlassungen hervorgerufen werden, würden sich glätten, und die Menschen und Völker auf weiten Gebieten in innerer Übereinstimmung leben.**

Das Deutsche Volk muß, um die Bedeutung des Gesagten nur einigermaßen zu erkennen, endlich verstehen, daß die Glaubenslehren und Rechtsauffassungen die Grundlagen seines Lebens sind. Das Christentum erzieht z. B. zwangsläufig Herdenmenschen, geleitet vom christlichen Hirten unter Verheißung von Lohn und Androhung von Strafen. Ein Volk, das so im Glauben erzogen worden ist, kann sich nur einen Staat bilden und eine Wirtschaft formen, die nach gleichen Grundsätzen das Menschenleben gestalten. Es muß folgerichtig ein Zwangs- und Zuchthausstaat auf allen Gebieten aus dem Christentum entstehen, alles andere wäre ein tiefer Widerspruch in sich.

Gegenüber dem christlichen Zwangsstaat mit einer kollektivierenden Wirtschaft und einem kollektivierten Volk ergibt sich aus den religionphilosophischen Betrachtungen meiner Frau die Volksschöpfung eines freien Volkes und eines Staates, der sittliche Freiheit gewährleistet.

Um dies zu beleuchten, führe ich aus dem Werk „Erlösung von Jesu Christo" wenige Stellen an, die ich dem Abschnitt „Morallehre" und seinen Unterabschnitten „Moral des Lebens" und „Sittengesetz" entnehme:

> „Das Sittengesetz darf aber auch den Gottesstolz im Menschen weder verkümmern noch brechen durch würdelose Versklavung, durch Gefährdung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen. Das Sittengesetz erfüllt erst dann seinen tiefen Sinn, wenn es die Selbsterhaltung und Volkserhaltung durch ein Mindestmaß der Beschränkung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen sichert. Da das Wesen aller göttlichen Wünsche und des Gottesstolzes heilige Freiwilligkeit ist, so müssen die Landesgesetze vor allem auch die heilige Freiwilligkeit der Erfüllung des Sittengesetzes sichern und fördern, jedenfalls hierzu immer die Möglichkeit lassen. Zwang und Strafe dürfen nur da einsetzen, wo die Erfüllung versäumt ist."

An anderer Stelle heißt es:

> „Jedes Tier sorgt, wie wir sahen, von Instinkt gezwungen, sobald es herangewachsen ist, selbst für die Erhaltung seines Lebens. Das Sittengesetz muß, wie schon erwähnt, diesen Zwang der Erbinstinkte ersetzen und daher von jedem im Volke die Selbsterhaltung durch eigene Leistung als Selbverständlichkeit erwarten und sich nur Zuständen der Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber berechtigt, ja sogar verpflichtet fühlen, Fürsorge zu sichern. So muß das Sittengesetz von der Volksleitung Sicherung der Arbeitmöglichkeit jedes Einzelnen und Sicherung des Arbeitertrages verlangen. Die Einordnung des Sittengesetzes unter die Moral des Lebens hat es aber auch zur Folge, daß das Sittengesetz von der Volksleitung fordert, daß kein einziger im Volke, um sein Dasein erhalten zu können, Arbeitsklave, ‚Arbeittier' wird und hierdurch seelisch verkommt ..."

Und weiter lesen wir:

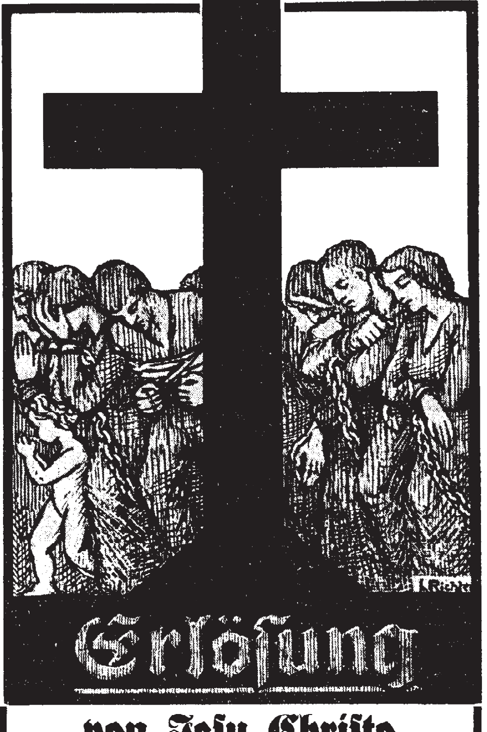
> „Die Gewaltherrschaft ist nur eine vergängliche Sache, wenn ein Volk noch gesund genug ist, sie abzuwerfen, aber sie währt lange an, wenn alle Schutzwälle eingerissen wurden, die seine Freiheit hüten. Aus jenen Zeiten vergänglicher Gewaltherrschaft, in denen alle Schutzwälle im Volk noch erhalten waren, stammt auch das Volkssprüchlein:
>
> ‚Strenge Herren regieren nicht lange.'
>
> Die Schutzwälle eines Volkes gegenüber volksmörderischer Gewaltherrschaft sind: Selbstversorgung und Selbsthilfe jedes Einzelnen in seiner Selbsterhaltung, volle Verantwortung für sein Tun vor dem Sittengesetz, freie Bahn für freiwillige Höchstleistung und die Pflicht der Volksleitung, dem freien Menschen Arbeit und Arbeitertrag zu sichern."

Diesen Forderungen gegenüber, die sich aus der Religionphilosophie meiner Frau über den Sinn des Menschenlebens mit unvergleichlicher Folgerichtigkeit ergeben, frage ich:

Wie steht es heute mit der Erziehung des Volkes zu seiner Erhaltung? Hört es etwas von den überstaatlichen Gewalten, hört es etwas, was Glaube, Politik und Wirtschaft bedeutet?

Wie steht es heute mit Gewissensfreiheit, wo schon Säuglinge einer Religiongemeinschaft zugeteilt werden, aus der auszutreten nur zu oft mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Nachteilen verbunden ist?

Wie steht es heute mit der Erhaltung des Gottesstolzes und der Freiheit des einzelnen, der befürchten muß, sein



Brot zu verlieren, wenn er eine Meinung vertritt, die dem Brotgeber nicht bequem ist?

Wie steht es mit den Millionen Arbeitlosen gegenüber der geforderten Möglichkeit der Selbsterhaltung durch Selbstversorgung?

Wie steht es mit der Erfüllung der Aufgabe des Staates, die Möglichkeit der Selbsterhaltung und Selbstversorgung sicherzustellen?

Wie steht es mit der Erhaltung des Arbeitertrages gegenüber den ungeheuren Steuerbelastungen?

Wie steht es mit der Verantwortlichkeit der Volksleiter für diese Zustände?

Ich habe nur einige Fragen aufgeworfen, andere kann sich der Leser selbst stellen und beantworten. In allem sind unsere Anschauungen entgegengesetzt dem, was der jüdisch-christliche Zwangsstaat heute verwirklicht und das „Christentum der Tat" des Herrn Hitler noch schärfer in Erscheinung treten lassen wird.

Es ist klar, daß ein Durchdringen des Volkes mit Anschauungen, die das Volk aus dem Bannkreis des jüdischen Volkes und der Priester und aus den Armen des bürokratischen Staates führen, der Macht des Weltkapitals entgegensteht und die „schlimmste Revolution" des Geistes bringt, die heutzutage gedacht werden kann, da sie den Völkern und dem einzelnen Freiheit gibt, die von den heute herrschenden Gewalten mit allen Mitteln verhindert werden muß. Die Revolution von 1932/33 soll diese Aufgabe erfüllen, nachdem die anderen widerlichen Kampfmethoden versagt haben.

Demgegenüber werden meine Frau und ich dafür sorgen, daß die Grundlagen unserer Volksschöpfung weiter bekannt werden. Ich weiß, daß uns viele Deutsche dabei helfen werden. Auch die Revolution von 1932/33 wird diese Gedankenwelt, die die Befreiung des Deutschen Volkes zur Folge haben wird, schließlich nicht im Zwangs- und Zuchthausstaat, auch nicht im Blut ersticken können.

Die Deutsche Volkshochschule

D-2401 Ratekau · Postfach 1102

Da immer wieder gelogen wird, Ludendorff habe sozusagen Seite an Seite mit Hitler gestanden, geben wir hier einen Aufsatz Ludendorffs original im Faksimiledruck wieder. Dieser Aufsatz ist ein halbes Jahr vor Hitlers Machtergreifung geschrieben. Er zeigt in voller Klarheit, was Ludendorff von der nationalsozialistischen Machtübernahme erwartete:

Nach zehn bis zwölf Jahren (also 1943-1945) wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution 1932/33 ein Volksbetrug war.

Und weiter:

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten.

Die Geschichte hat gezeigt, daß General Ludendorff die Entwicklung der politischen Verhältnisse richtig vorausgesehen hat. Sollte man daraus nicht den Schluß ziehen, daß er auch die Kräfte, die die Geschichte machten, richtig gesehen hat? Ludendorff wurde nicht müde, vor dem Mißbrauch des Lebens- und Freiheitswillens des deutschen Volkes durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei zu warnen. Aber er konnte vor den Gefahren nicht nur warnen, er konnte der herrschenden Wirrnis auf weltanschaulichem Gebiete die klaren Antworten gegenüber stellen, die Mathilde Ludendorff in ihrer Religionsphilosophie gegeben hatte. So zeigte er, wie in dem damals gerade erschienenen Buche „Erlösung von Jesu Christo" die Frage nach Zwang und Freiheit allgemeinverständlich beantwortet wurde.

Diese Frage war Ludendorff besonders wichtig, da er die Entwicklung zum nationalsozialistischen Zwangsstaat klar voraussah.

Hitler hat in geschickter Weise den Lebenswillen des Deutschen Volkes für seinen Zwangsstaat mißbraucht, hat Maßnahmen ergriffen, die schließlich in Krieg und Zusammenbruch endeten, wie Ludendorff das vorausgesagt hat. Auf diese Weise ist der völkische Gedanke heutzutage derart in Mißkredit geraten, daß die Deutschen heute glauben, jedes Volksbewußtsein, jedes Rassebewußtsein ablehnen zu müssen. So ist dafür gesorgt, daß unser Volk von einem Extrem in das andere taumelt. Während in anderen Völkern das Volksbewußtsein wächst, wird in unserem Volke jede Regung in dieser Richtung fälschlicherweise mit Neonazismus gleichgesetzt.

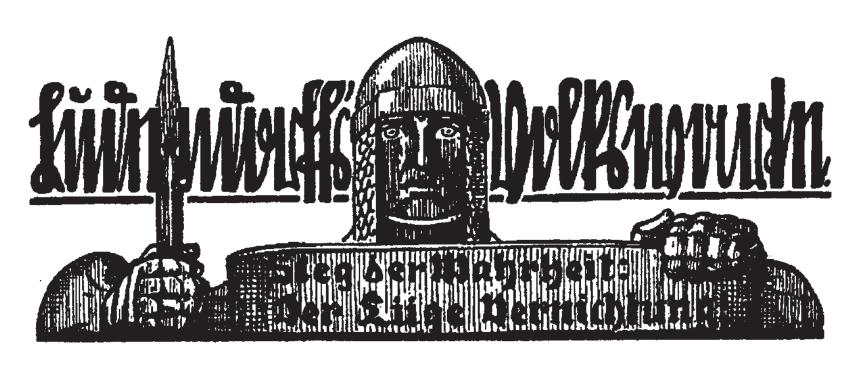
Vor allem wird man nicht müde, das Märchen in die Welt zu setzen, Ludendorff sei ein Anhänger Hitlers gewesen. Zum Beweis wird die Beteiligung Ludendorffs am sog. Hitlerputsch im November 1923 angeführt.

Nun muß man allerdings das Handeln jedes Menschen immer aus der Zeit heraus verstehen, in der er gelebt hat. Wenn man nun die Zeit um 1923 mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, so zeigen sich Ähnlichkeiten, die uns die damaligen Verhältnisse vielleicht etwas verständlicher machen.

In unseren Tagen sehen wir eine recht beachtliche Auseinandersetzung auf verschiedenen Gebieten: da ist die ökologische Bewegung, Landschaftsschutz usw., gegen Flugplatzstartbahn, da ist die Friedensbewegung usw. Alle diese Gruppen – klein zwar, aber sehr aktiv und idealistisch einsatzbereit – sind, obwohl in wesentlichen Zielsetzungen einig, in sich zerstritten und beherbergen die unterschiedlichsten politischen Richtungen von ganz links bis ganz rechts. Wir sehen also in diesen Gruppen eine große Vielfalt unterschiedlichster politischer Färbung.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es im Deutschen Reich eine ebensolche Vielfalt politischer Gruppen, ebenso in sich zerstritten und unklar. Heute geht es in den Gruppen um Lebenserhaltung schlechthin, damals ging es unter dem Diktat von Versailles um Volkserhaltung. Heute fehlt diesen Gruppen eine überragende Führergestalt, damals war General Ludendorff – wie man sich ausdrückte – der „Schirmherr" aller dieser Verbände. Dabei gehörte er keiner dieser Organisationen an, eben auch nicht der Partei Hitlers, die erst nach 1924 (Hitler hatte damals erst sein Buch „Mein Kampf" geschrieben) mehr und mehr ihren politischen Weg festlegte. Im gleichen Zeitraum entfernte sich Ludendorff immer weiter von den nun immer klarer erkennbaren politischen Ansichten Hitlers bis zur ausgesprochenen Gegnerschaft.

Der hier wiedergegebene Aufsatz von General Ludendorff aus dem Jahre 1932 ist selbstverständlich nur aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen. Es ist ein Zeitdokument, das zeigt, wie die Einstellung des Generals zur nationalsozialistischen Machtergreifung war, wie sehr es also Lüge ist, Hitler und Ludendorff als nebeneinanderstehend zu zeigen.



mit den Beilagen „Das schaffende Volk“, „Das wehrhafte Volk“, „Die Sippe“, „Die Rast“ und „Am heiligen Quell“ erscheint allwöchentlich in München. Bezugspreis 1,06 RM. durch die Post, 1,35 RM. durch Streifband.

Sie ist das Kampfblatt

für die Befreiung aus dem versklavenden, kapitalistischen, sozialistischen und christlichen Zwang, ausgeübt durch Wirtschaft, Staat und Kirchen;

gegen jede bolschewistische, faschistische oder pfäffische Diktatur, Enteignung des Besitzes und Raub des Arbeitertrages;

gegen die Ausbeuter des Volkes: die überstaatlichen Mächte, die Weltfinanziers, Juden, Jesuiten, Freimaurer und sonstige Geheimorden;

gegen den Versailler Vertrag und jede Erfüllungspolitik, aber auch gegen jede Bündnispolitik, die geeignet ist, das Deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg zu treiben;

für die Kampfziele Ludendorffs, für Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft und für die Freiheit und die Wohlfahrt aller Deutschen;

für Aufklärung des Volkes über drohenden Krieg.

In der monatlichen Beilage „Am heiligen Quell“ gibt Frau Dr. Mathilde Ludendorff Beiträge aus der Fülle ihrer Erkenntnisse. Sie verhilft damit dem Deutschen Menschen wieder zu artgemäßem Denken auf sittlichem und weltanschaulichem Gebiete und führt ihn aus fremder Sitten- und Gottlehre hin zur Deutschen Gotterkenntnis, die im Blute wurzelt.

Ludendorffs Volkswarte-Verlag G.m.b.H.

München 2 NW, Karlstraße 10

Fernruf 53 807. Postscheckkonto: München 3407, Wien D 129 986.

Die kompletten Jahrgänge 1929 bis 1933 der Wochenschrift „Ludendorffs Volkswarte“, mit den dazugehörigen Beilagen, sind in digitalisierter Form als PDF-Dateien auf CD-ROM im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de erhältlich. Ebenfalls unter www.booklooker.de. Leseproben von verschiedenen Ausgaben unter www.scribd.com, www.archive.org oder einer anderen Internetseite einsehbar. Niemand der sich mit Zeitgeschichte, Philosophie, Religion usw. beschäftigt kommt an diesen zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen herum. Ein Fundus an wertvollem Wissen das seinesgleichen sucht. Hochkarätige Geschichtszeugnisse.



Die, die soviel von „Auferstehung" schwätzen,
die stemmen sich, solang 's nur geht,
mit aller Wucht dagegen in Entsetzen,
wenn wirklich einmal jemand aufersteht!

Wer Streifbandbezug wünscht, sende diese Karte an Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19 mit dem Vermerk „Streifbandbezug" (in Deutschland monatlich -.70 RM.)

An das Postamt des neuen Beziehers

Ich bestelle hiermit bei der Post die Halb-Monatsschrift

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

(Erscheint zweimal im Monat in München)

ab Monat .... bis auf Widerruf, monatlich -.60 RM. (zuzüglich 4 Pfg. Zustellgeld) und bitte, den Betrag einziehen zu lassen.

Vor- und Zuname: ....

Beruf: ....

Wohnort und Straße: ....

....

Zuständiges Postamt: ....
(in Orten mit mehreren, Nr. des Postamtes)

„Ludendorffs Halbmonatsschrift – Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" der Jahre 1929-1939 jetzt auch digitalisiert in Form von PDF-Dateien auf CD-Rom im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de, unter www.booklooker.de oder einer anderen Quelle erhältlich. Im gebundenen Nachdruck ebenfalls erhältlich beim Verlag für ganzheitliche Forschung in Viöl (nur die Jahrgänge 1933 bis 1938).

Walter Löhde

Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus



1938

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Der Lebensweg des Feldherrn 1865—1914

Durch Tatkraft, Leistung und unbeugsamen Willen zum Vorbild des soldatischen Führers!

General Ludendorff:

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer

192 Seiten mit 9 Bildtafeln und mehrfarbigem Schutzumschlag, 30. bis 32. Tausend, 1937, Ganzleinen 4.— RM

Man kann das Buch nicht ohne innere Bewegung lesen, denn es enthält das Leben und den Werdegang eines preußisch-Deutschen Offiziers der Vorkriegszeit, der durch eigene Kraft und Leistung sich zu der schwersten und verantwortungvollsten Stellung im Weltkriege emporgearbeitet hat. Wie dies möglich war, ist eine Belehrung für die Jugend von heute und morgen, in- und außerhalb der Wehrmacht. Darüber hinaus beansprucht das Buch das Interesse all derer, die den Geist und die Arbeit des alten Heeres erfahren haben oder kennenlernen wollen, und all derer, die nach eigener gerechter Würdigung der Persönlichkeit Ludendorff und ihres Werdeganges suchen.
Das ganze Buch aber durchzieht jene glühende, fast fanatische Liebe zu Deutschland, aus der heraus Ludendorffs Handeln als Soldat und Politiker allein zu begreifen ist. Das Deutsche Volk hat einen Anlaß, seinem Feldherrn für diesen Lebensbericht dankbar zu sein, er ist ein Denkmal unserer alten Armee, ein Vorbild für die junge Deutsche Wehrmacht, gegeben von dem größten Deutschen Soldaten, dem Vorbild des soldatischen Führers, dem Feldherrn des Weltkrieges.

Das große Gedenkbuch über den Feldherrn

Erich Ludendorff
sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben und im Aufbau entworfen von Frau Dr. Math. Ludendorff

Umfang 764 Seiten einschließlich 130 Bildern und Karten, 11.—12. Tausend, 1940. Preis in Leinen gebunden 23.— RM, in Halbleder gebunden 29.— RM

Lebenswahrer und lebendiger können Sie den Feldherrn nicht in Erinnerung behalten als durch dieses Buch. Unvergeßlich sind die Eindrücke, die dieses Werk von dem Wesen, dem Charakter, und der ganzen kraftvollen Persönlichkeit des Feldherrn gibt. Aus dem lebendigen Erleben derjenigen heraus, die Jahre lang mit ihm eng zusammen arbeiteten und kämpften, ist in diesem Werk ein Bild von ihm entstanden, wie es plastischer und packender nicht sein kann. Offiziere der Front und der Obersten Heeresleitung schildern Erich Ludendorff als Soldaten und Feldherrn, als Kameraden und Vorgesetzten, bewährte Mitkämpfer legen Zeugnis ab von seinem Geisteskampf, Frau Dr. Mathilde Ludendorff selbst zeichnet in zahlreichen Beiträgen seine herrlichen Wesenszüge. Wenn das Bild des Feldherrn und seine wahre Bedeutung für das Deutsche Volk der jetzigen und späteren Generationen gezeichnet werden kann, so nur von ihr, der Lebens- und Kampfgefährtin, die dem Feldherrn persönlich am nächsten stand und seine Größe von jener mit ihm gemeinsamen geistigen Warte allein zu würdigen vermag.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben von

Dr. Mathilde Ludendorff

Geschrieben

von ihr und anderen Mitarbeitern

4 farbige Tafeln, 80 Bildtafeln und 10 Kartenskizzen im Text

Schlußvignetten stammen aus der Hand von

Lina Richter

6. Tausend



1938

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Inhaltsangabe:



„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!" Erich Ludendorff

Erich Ludendorff nach einem Gemälde von Eißfeldt



8. Herbstmond 1929 (September)
Folge 19 / 1. Jahrgang

Verlag u. Schriftleitung: München, Promenadepl. 16a. Fernruf 92361. Postscheckt.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag", München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Monatlich durch die Post RM. 1.— (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifband- u. Auslandsbezug 35 Pf. mehr.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 8 Pf., die 3 gespaltene Reklame-Millimeterzeile 30 Pf. Bei Wiederholungen u. Seitenabschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungsort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.

Einzelpreis 25 Pfennig
Erscheint jeden Sonntag.

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende

Von Erich Ludendorff und Frau Dr. Mathilde Ludendorff

Die neue Waffe für die Deutsche Abwehr

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende.

Das ist der Titel des neuen Werkes, in dem das Haus Ludendorff dem Deutschen Volk — und nicht nur ihm, sondern allen geknechteten Völkern der Erde — die Waffe in die Hand gegeben hat zum Kampfe gegen die weitaus gefährlichste Geheimmacht, die sein und aller Völker Leben bedroht: **Die Waffe zum Kampfe gegen die überstaatliche Jesuitenmacht.**

Vielen Deutschen, die unter Führung des Hauses Ludendorff die verbrecherischen, auf die Weltherrschaft gerichteten Ziele von Jude und Freimaurer erkennen gelernt haben, deren enge Verbundenheit und listige, lügnerische und vor keinem Mittel zurückschreckende Wirkungsweise, denen mag es im ersten Augenblick als zweifelhaft erscheinen, daß noch ein höherer Gipfel überstaatlichen Verbrechertums vorhanden sein könnte als wie er in Jude und Freimaurer gegeben ist — so, alle Maße überschreitend stellen sich ja schon diese beiden dar! **Und doch: des Jesuiten Art stellt sie noch beide in den Schatten, indem er — noch besser als diese — seine ganze Furchtbarkeit unter der Tarnkappe eines immer freundlich und so harmlos dreinschauenden Gesichts eines „armen Bettelordens" verborgen hält.** Doch diese Tarnkappe ist ihm nun von seinem alles warmen Lebens baren Totengesicht heruntergerissen — und damit seine Macht! **Beruht doch auch die Macht dieses „schwarzen Feindes" — wie diejenige des Judentums und der Freimaurerei — allem voran auf dem Unerkanntsein seines wirklichen Wesens.**

Um diese bestvertarnteste Macht in das sie wehrlos machende Licht der Erkenntnis zu stellen, konnte die Zeitenwende, in der wir heute stehen, keinen größeren Griff tun als diese Aufgabe den Zweien vorzubehalten: dem, der mit dem Blick des Feldherrn und Staatsmanns die Stellung dieses Heeres, das „unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste tun will", umfaßt, und jener Frau, die um das Leben der verschiedensten Seelen Bescheid weiß wie niemand sonst, und die in das philosophische Chaos von heute eine neue Ordnung hineinstellte. Ein Mann und eine Frau — und was die Augen dieser beiden großen Verschiedenen geschaut und erkannt haben, das ist in diesem neuen Werk zu einer Einheit geworden, zu der Schöpfung einer Persönlichkeit, wie sie in dieser Gestalt die Geschichte noch nicht gesehen hat, und für die sicherlich eine Nachwelt nur den Namen haben wird: das Haus Ludendorff, jenen Namen, an dem für alle Zeiten das unvergängliche Verdienst haften wird, der Welt — und insbesondere dem Deutschen Volk — aufgezeigt zu haben, daß das Schicksal der Völker in der Hauptsache von ganz anderen Mächten bewegt wird wie von denjenigen, die in Paris, London, Washington usw. ihre Ministerien des Äußeren haben und als Staatsmächte aller Welt bekannt sind. **Diese Mächte verfügen zwar über Schiffsgeschütze und Maschinengewehre, über Millionenheere und Milliardenwirtschaften — sie verfügen darüber, indem gleichzeitig von den überstaatlichen Mächten her, mit denen sie von oben bis unten durchfilzt sind, über sie selbst verfügt wird, wie über Schachfiguren.** Wie dieses unheimliche Tun möglich ist, das wies das Haus Ludendorff in den bisherigen Kampfschriften nach, wie es aber der „Kriegsschar Jesu" — mehr als den anderen — zu einer grauenvollen Möglichkeit wird, das tut in einer atemraubenden Wucht dieses neue Werk dar, und gibt damit dieser Macht gegenüber die Mittel an die Hand, um auch ihr das Ende zu bereiten.

Sogleich von vorneherein läßt dies Werk jene Meinung, die auch selbst noch in den Reihen der erwachten Deutschen ihre Traumwandler hat, als einen entsetzlichen Irrtum erkenntlich werden, jene Meinung, als ob die „Kompanie Jesu" eben nur ein Orden sei, ein Glied, eine Spielart innerhalb der römischen Kirche, ein Orden, der zwar fanatischer sein Ziel verfolgt als die anderen und unbedenklicher ist in der Wahl seiner Mittel, der aber sonst eben nur so eine Art schwarzes Schaf in der katholischen Familie darstelle — und mehr nicht. Diese Wahrhaft-Harmlosen wird nach dem Studium des vorliegenden Werkes ein Grauen schütteln. Gleich die ersten Kapitel des Buches, die einen furchtbaren Einblick in das seelenmordende Wesen und die alles durchsetzende Gliederung des Jesuitenheeres eröffnen, machen es zu einer unbestreitlichen Tatsache, daß es sich ganz anders verhält: **daß der Jesuit der Herr geworden ist und Rom zu seinem Gescherr. Den schlagendsten Ausdruck findet diese Tatsache darin, daß — nach den Ordenssatzungen! — der Jesuitengeneral, der „schwarze Papst",**

der „Christus quasi praesens"

ist, d. h. „der gleichsam gegenwärtige Christus"! Demgegenüber ist bekanntlich das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, der „weiße Papst", nur der „Stellvertreter Christi" und zwar nur, sofern er „im Amte" handelt! Schon diese Unterscheidung bietet den Schlüssel zu einem Eingang in das rechte Verständnis, und General Ludendorff sagt somit in dem 1. Kapitel, „Der schwarze Feind":

Wir übergeben dieses Werk dem Deutschen Volke, damit es nun auch den Abwehrkampf gegen die Vergewaltigung durch den Jesuitenorden führen kann.

Wir übergeben es den Deutschgläubigen und den Protestanten, die sich durch ihre Geistlichkeit nicht den Jesuiten ausliefern lassen wollen, wie auch den Katholiken, die sich nach der Befreiung von dem Joch der „Leichname" Loyolas sehnen.

Wir übergeben es den „internationalen", wie den „nationalen" Deutschen, die sich durch den Jesuitenorden und seine Verbündeten, den Juden und künstlichen Juden, den Freimaurern, gegeneinander hetzen lassen.

Das Werk ist **die Fortsetzung der Befreiungstat Luthers, als er, umgeben von studierender Jugend, die Bannbulle des römischen Papstes verbrannte und damit in der Folge Deutschen Geist von den engen Fesseln furchtbarer Knechtung befreite.**

Seit 400 Jahren führt der General des Jesuitenordens den „ewigen Krieg" gegen alle Völker auf den Gebieten des Blutes, des Glaubens, der Kultur und der Wirtschaft, mit allen Mitteln kirchlicher und weltlicher Politik, um als der „gleichsam gegenwärtige Christus" sich sein Weltreich zu errichten.

Seit 150 Jahren steht er in diesem gotteslästerlichen Kampfe, eng vereint mit Juden und Freimaurern und doch im Sektenstreit gegeneinander.

Heute sollen die Deutschen in einem jüdisch-freimaurerisch-demokratischen oder in einem jesuitisch-diktatorischen Paneuropa verschwinden.

Das ist der tiefe Sinn des internationalen Systems, unter dem wir stehen, und der sogenannten „nationalen Opposition" gegen dieses System.

Noch in letzter Stunde äußerster Not richten wir an die Deutschen die Frage, ob sie wirklich einen dieser beiden gleich verhängnisvollen Wege gehen wollen oder endlich den Weg beschreiten werden, der ihnen mit der Bildung der „Deutschen Abwehr" gegen jahrhundertelange Vergewaltigung gewiesen wird.

Wir sind überzeugt, daß die Deutschen endlich das furchtbare Schicksal kennen, dem sie blind entgegentaumeln, und dem Ruf nach Zusammenschluß und zum Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Geheimmächte folgen werden.

Darum übergeben wir ihnen und all den anderen gleich bedrängten Völkern auch das neue Werk als Abwehrwaffe.

Deutsche, lernt sie gebrauchen, wenn der sittliche Kampf um Arterhaltung und Freiheit es erfordert. Je ungeheuerlicher die Gründe für die Anklagen sind, die um des Volkes halber erhoben werden müssen, desto sorgfältiger muß jeder Mitbürger sie kennenlernen und verwerten. Nur so kann er seinem Volke helfen.

Deutsche, studiert umgehend das Werk und verbreitet es! Jeder einzelne Deutsche hält wieder die eigne Zukunft und die Zukunft seines Volkes in seiner Hand.

Erich Ludendorff
und
Frau Math. Ludendorff

Aus dem Inhalt:

Diese Folge hat acht Seiten.

Die erlösende Tat des Feldherrn

General Ludendorff:

Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse

120 Seiten und 9 Bilder aus Logen, 179.—183. Tausend, 1938, Ganzleinen 2.50 RM, kartoniert 1.50 RM

Dieses Buch von Erich Ludendorff ist eine Tat, deren politische und vor allem kulturelle Auswirkung kaum überschätzt werden kann. Dabei ist sein Inhalt so erschütternd, daß es schwer ist, sich zu einer sachlichen und ruhigen Würdigung zu zwingen. Ungeheuerlichkeiten, die Jahrhunderte hindurch bestanden haben, ohne daß sie den ahnunglosen, von ihnen bedrohten Völkern bekannt geworden wären, stehen durch dieses Werk Ludendorffs mit einem Mal im hellen, grellen Sonnenlicht. Mit dem unerbittlichen Wahrheitsinn des Deutschen ist hier in die Dunkelkammer der jüdischen Bruderliebe geleuchtet. Der Verfasser begnügte sich nicht, wie andere Bekämpfer der Freimaurerei, deren undeutsches Wirken in einer geschichtlichen Epoche, zum Beispiel vor, während und nach dem Weltkriege, zu entlarven. Sein Forschen galt ganz im Gegenteil der Art dieses Geheimordens, also seiner Organisation, seiner Geheimlehre, seiner Gerichtsbarkeit, seiner Moral, seinem Ritus, kurz, seinem inneren Wesen, was bisher so sorglich verhüllt worden war und nur in den Geheimbüchern der Freimaurerei zu finden ist, was sogar den meisten Freimaurern nur zum kleinsten Teil mitgeteilt wird. Seit Erscheinen dieses Buches sind nun elf Jahre vergangen. Obwohl die Freimaurerei heute in Deutschland verboten ist, hat sich doch in der Geschichte das immer wieder neuerstehende völkerzerstörende Wirken der überstaatlichen Freimaurerei in grellem Lichte gezeigt. Nur Aufklärung über dieses Wirken der judenhörigen Freimaurerei kann die Völker in Zukunft vor solchem Unheil bewahren.

Destruction of Freemasonry

Through

Revelation of their Secrets

by

General Erich Ludendorff



E-book! See the Internet under www.archive.org, www.scribd.com or the Internetchannel www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing

General Ludendorff:

Der totale Krieg

Der Krieg der Zukunft

Das letzte militärische Standardwerk des Feldherrn

128 Seiten, 109.—111. Tausend, 1940, kart. 1.50 RM, Ganzleinen 2.50 RM

Aus reicher welt- und kriegsgeschichtlicher Schau gibt hier der Feldherr dem Volke und damit auch der Wehrmacht seine Kriegserfahrung. Im ersten Abschnitt über das „Wesen" eines Krieges setzt er sich kurz mit dem Werke „Vom Kriege" von v. Clausewitz auseinander und zeigt, wie — im Gegensatz zu jenen Zeiten — der Krieg heute nicht allein die Kraft der Wehrmacht eines Volkes, sondern dessen gesamten physischen, wirtschaftlichen und seelischen Kräfte beansprucht, und wie im Kriege ein Volk das andere in Wehrmacht, Wirtschaft und seelischer Geschlossenheit zu treffen trachtet. Der Feldherr folgert, das Wesen des Krieges sei „total" geworden, die Politik habe sich hierauf einzustellen und der Kriegführung zu dienen. Eingehend stellt er die seelische Geschlossenheit des Volkes als die notwendige Grundlage des totalen Krieges fest und weist nach, wie sie allein gewonnen und erhalten wird und wie sich Wirtschaft und Industrie mit allen ihren Zweigen in diesen totalen Krieg einfügen müssen und einfügen. Die Stärke der Wehrmacht und ihr Gehalt, der Wert des Menschen und der Technik, die Grundlagen der Manneszucht, die Aufgaben des Unteroffiziers, des Offiziers und Heeresbeamten werden von hoher Schau bewertet. Es folgt ein Überblick über die Einheiten der Wehrmacht zu Lande, in der Luft und auf See, da sie vielen Deutschen vielleicht nicht geläufig sind. Dann werden Schlacht und Angriff als die kriegsentscheidenden Kampfformen hingestellt, die Verteidigung und andere Kriegshandlungen besprochen und die Sonderaufgaben gezeigt, die Marine und Luftwehr zu erfüllen haben. Hat so der Feldherr die Grundlagen der Kriegführung gegeben, so zeigt er in dem Abschnitt „Durchführung des totalen Krieges" in packender Schilderung Werden und Verlauf eines solchen Krieges. Hier sind keine „Rezepte" und „Theorien" gegeben, keine bestimmten Lagen konstruiert, sondern es ist der Umfang, das Wesen, der Inhalt der Kriegshandlung selbst geschildert, ohne Rücksicht darauf, wo er geführt wird. Das Werk gibt auch hier unerbittliche Tatsächlichkeit. Der Abschnitt „Der Feldherr" schließt das Werk und gibt unantastbare Grundsätze über das Führertum im Kriege.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19



Ein Versuch der vollkommensten Bildgestaltung des Feldherrn. Groß-Oktav, 114 S. m. 1 Photo auf dem Schutzumschlag u. 8 Bildern auf Kunstdruck u. 1 Ahnentafel d. Feldherrn. Ganzl. geb. RM. 3.50.

Generallt. a. D. Bronsart v. Schellendorf urteilt über das Buch: „Es gibt kein Werk über den Feldherrn, das uns Deutschen diesen Recken in allen seinen Taten und Auswirkungen so lebendig vor die Augen führt und in unsere Seele so unauslöschlich eingräbt, wie „Ludendorff, der ewige Recke".

Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und umfaßt den ganzen Menschen und Deutschen Ludendorff.

Verlag Pfeiffer & Co.,
Landsberg (Warthe).

Der Verfasser vorliegender Schrift, Matthias Köpke, kann sich der obigen Buchbeschreibung des Werkes: „Ludendorff der ewige Recke“ von Alfred Stoß, nach einem umfangreichen Schriftstudium der Werke Erich Ludendorffs uneingeschränkt anschließen. Ein umfangreicheres Werk zum Leben des Feldherrn ist: „Erich Ludendorff, Sein Wesen und Schaffen“, herausgegeben von Dr. Mathilde Ludendorff und natürlich seine eigenen Lebenserinnerungen in 3 Bänden. Alle Werke sind digitalisiert erhältlich unter www.scribd.com, www.archive.org oder unter einer anderen Internetadresse.

Erich und Mathilde Ludendorff

Die Judenmacht ihr Wesen und Ende

Mit 40 Abbildungen

Herausgegeben
von
Dr. Mathilde Ludendorff



1939

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Inhaltsverzeichnis

3. Der Jude erfüllt die politischen und wirtschaftlichen frommen Pflichten

A) Jüdisch fromme Politik

Nachfolgend
die Lebenserinnerungen
„Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben“
von
Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)
in 6 Bänden.

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

I. Teil Kindheit und Jugend

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit acht Abbildungen

Ludendorffs Volkswarte-Verlag, München

Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens

II. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zwölf Abbildungen



19 37

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Erkenntnis – Erlösung

III. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zehn Abbildungen



Verlag Hohe Warte
Franz von Bebenburg
Pähl 1952

Herrliches Schaffen

und des

Freiheitskampfes ernster Beginn

IV. Teil von:

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit vierzehn Abbildungen

19 56

Verlag Hohe Warte · Franz von Bebenburg · Pähl/Obb.

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

V. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 16 Abbildungen

19 67

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

VI. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 18 Abbildungen

19 68

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Mathilde
Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)



Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

Die Jahre von 1929 – 1933/37



Fot. Grainer

Mathilde Ludendorff

Mathilde Ludendorff

ihr Werk und Wirken

Herausgegeben von

General Ludendorff

geschrieben

von ihm und anderen Mitarbeitern

Die Federzeichnungen

stammen aus der Hand von

Lina Richter, geb. Spieß



19 38

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München

Inhaltsangabe:

Als Schöpfer Deutscher Gotterkenntnis:

Anlagen:

Besitzen Sie schon alle Bände der „Blauen Reihe“?

Die „**Blaue Reihe**“ ist Wegweiser und Helfer zu Deutscher Lebensgestaltung in Deutscher Gotterkenntnis für den Einzelnen und für das Volk.

Die „Blaue Reihe“ umfaßt Abhandlungen **von Frau Dr. Mathilde Ludendorff**, die so allgemeinverständlich geschrieben sind, daß es keine Schwierigkeiten für den Leser gibt, in den Inhalt einzudringen und ihn, wenn er sich dann auf den gleichen Boden zu stellen vermag, zur Leitlinie seiner Lebensführung zu machen. In der „Blauen Reihe“ sind bisher erschienen:

Band 1: **Deutscher Gottglaube**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.- RM., 84 Seiten, 46.-50. Tsd., 1938

Band 2: **Aus der Gotterkenntnis meiner Werke**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 27.-31. Tausend, 1937

Band 3: **Sippenfeiern-Sippenleben**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 96 Seiten, 6.-10. Tsd., 1937

Band 4: **Für Feierstunden**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 124 Seiten, 1937.

Band 5: **Wahn und seine Wirkung**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 100 Seiten, 1938.

Band 6: **Von Wahrheit und Irrtum**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Band 7: **Und du, liebe Jugend**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Zehntausenden von Deutschen Volksgeschwistern haben die Bände der „**Blauen Reihe**“ schon Anregung, Bereicherung und Freude gebracht. Hiermit ist jedem auch die Möglichkeit gegeben, anderen durch Geschenke zu Sippenfesten oder Feiertagen Freude zu bereiten. Die Bände der „**Blauen Reihe**“ sind durch Inhalt und geschmackvolle Ausstattung bestens dafür geeignet.

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel und die Ludendorff-Buchhandlungen.
Bestellungen nehmen auch die Buchvertreter unseres Verlages entgegen.

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München 19

Hinzu kommen noch der Band 8: „**Auf Wegen zur Erkenntnis**“ und Band 9: „**Für Dein Nachsinnen**“. Alle Bände im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Internetadressen einsehbar oder käuflich zu erwerben.

Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik

„Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, brachte folgenden Brief Dr. M. Ludendorff s.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Briefe vom 19. 8. fragten Sie an, ob ich für Ihr Novemberheft „Der Weg" einen kurzen Beitrag aus meiner Feder zu geben gewillt sei. Gewiß würde ich Ihnen diese Bitte nicht abschlagen, aber das nunmehr endgültig rechtskräftige Urteil der Spruchkammer München, das mich in die Gruppe der Aktivisten eingestuft hat, verbietet mir leider nicht nur viele Dinge, die ich beim besten Willen gar nicht erstrebe, so zum Beispiel das Amt eines Notars und eines Rechtsanwaltes, das mir als Psychiater und Philosoph im 75. Lebensjahr ein klein wenig zu mühsam zu erreichen wäre, sondern auch unter anderem die schriftstellerische Tätigkeit auf 7 Jahre hin. Aber diesen Brief können Sie ja, da Sie nicht von der Spruchkammer an geistige Ketten gelegt sind, ganz so verwenden, wie Sie wollen.

Es wird vielleicht die Leser Ihrer Zeitschrift interessieren können, daß ich in den 32 Jahren meines politischen Ringens für die Freiheit aller Völker der Erde sehr oft eine sehr ernste Erfahrung gemacht habe. Besonders bei der Abwehr der großen Gefahr für die wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit und Freiheit der Völker, die wir in dem jüdisch-orthodoxen Weltziel sehen müssen, fehlen oft die gründlichen Kenntnisse über den Glauben, der in den Vertretern des jüdischen Volkes die sich für das messianische Weltreich unter jüdischer Oberherrschaft einsetzen, alles wirtschaftliche, politische und kulturelle Handeln und Unterlassen bestimmt. Aus solcher Erfahrung heraus habe ich die Spruchkammer-Anklagen gegen mich dazu verwertet, solchen Mißständen für die Gegenwart und Zukunft ein Ende zu machen.

Aus den religiösen, für den gläubigen Juden maßgebenden Werken und aus den geschichtlichen Dokumenten habe ich alles Wesentliche und Unentbehrliche zusammengetragen. In beiden Instanzen wurde mir aber verwehrt, den Wahrheitsbeweis zu bringen doch kann ihn jeder dem stenographischen Bericht auf hundert Druckseiten (Verlag Hohe Warte, (13 b) Pähl b. Weilheim/Obb.) entnehmen. Wie wichtig es bei der Überwindung der großen Gefahr ist, hier ganz genau Bescheid zu wissen und den Juden durch seinen eigenen Glauben zu überwinden, dafür möchte ich ein kleines Erlebnis diesem Briefe anvertrauen.

Den vier Jahren Spruchkammerverfolgung gingen eineinhalb Jahre voraus, in denen ich von allen möglichen Sektionen der Demokratie der USA vernommen wurde, während die Security Police gar manches Mal mit dem Auto schon vor der Türe stand, um mich nötigenfalls abzuführen So kam denn auch einmal ein Mann, dem der Haß gegen mich nur so aus den Augen sprühte und der mit Hilfe eines sehr starken Stimmaufwandes hoffte mich verängstigen zu können. „Wollen Sie alles verantworten, was Sie in der Zeitschrift ‚Am heiligen Quell' veröffentlicht haben?" fragte er drohend „Natürlich, es steht ja auch mein Name dabei." — Darauf wurden mir Stellen aus Artikeln vorgelesen, die offenbar als ein großes Verbrechen angesehen wurden, und als ich dabei völlig ruhig blieb, kam die Frage nicht gesprochen, sondern geschrien: „Wissen Sie denn gar nicht, was Ihnen bevorsteht?" — „O doch, ich habe ja schon ein ganzes Jahr hindurch den herrlichen Freiheitsgeist der Demokratie der USA kennen gelernt und weiß recht wohl, was mir bevorsteht, aber ich begreife Sie überhaupt nicht." — „Was fällt Ihnen ein?" — „Ja, möchten Sie nicht hören, weshalb Sie mir so unbegreiflich sind? Wenn ich mich nicht sehr irre, sind Sie doch Jude. Und ich möchte darauf wetten, daß Sie ein orthodoxer Jude sind, deshalb begreife ich gar nicht, warum Sie so mit mir verfahren! Sie wissen doch so gut wie ich, daß Isaak, der von Ihrem Gott Jahweh selbst vor dem Opfertode behütet wurde, in allen seinen Worten so maßgebend und unantastbar ist wie Ihr Gott Jahweh selbst." — Der Gesichtsausdruck veränderte sich schon ein wenig. — „Sie wissen auch, daß sein Sohn Jakob, der sich durch eine List den Segen für Esau erschlich, das jüdische Volk bedeutet. Der Segen, der Jakob den Tau des Himmels, die Fettigkeit der Erde, Korn

und Wein die Fülle verheißt und ihm zusagt, daß die Völker ihm dienen müssen und ihm zu Füßen fallen müssen, wird von allen orthodoxen Juden mit Freuden begrüßt und mit Eifer zur Erfüllung geführt. Niemals wird irgendein orthodoxer Jude, also niemals werden auch Sie selbst diesen, die Weltherrschaft verheißenden Segen Jahwehs durch Isaak vergessen!" — Haß und Groll sind aus dem Gesicht verschwunden, und Spannung, was nun noch von mir gesagt wird, liegt auf den Zügen. — „Gern aber vergessen alle orthodoxen Juden und auch Sie in dieser Stunde den zweiten Segen, den Jahweh durch den Mund Isaaks nun dem Esau gibt, nachdem er die List erkannt hat. Esau ist alles nichtjüdische Volk, das wissen Sie! Und Sie wissen auch, daß in Ihrer Thora im 1. Buch Moses 27, Vers 39 und 40 zu lesen steht: ‚Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: Siehe da, Du wirst keine fette Wohnung haben auf Erden und der Tau des Himmels von oben her ist Dir fern. Deines Schwertes wirst Du Dich nähren und Du wirst Deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß Du Dich aufraffst und sein Joch von Deinem Halse reißen wirst und auch Herr bist.' — Und nun kommen Sie als orthodoxer Jude und wagen es, mir zu drohen und Strafen in Aussicht zu stellen für das, was ich gesprochen und geschrieben habe? Mein Mann und ich haben in der Judenfrage nie ein Wort geschrieben oder gesprochen, das etwas anderes gewesen wäre als das Abschütteln des Joches Jakobs von unserem Halse, mit dem Ziele auch Herr zu sein. Wer also erfüllt denn hier die Verheißung, die Jahweh durch Isaak gibt? Nun, ich denke doch, der Esau in Gestalt meines verstorbenen Mannes und ich! Und wer wagt es, Ihrem Gotte Jahweh zuwiderzuhandeln?"

Das Gesicht mir gegenüber ist weiß. Der Jude erhebt sich, spricht mit der Stimme bebend die Worte: „Ich danke sehr", verbeugt sich und verläßt rückwärtsgehend den Raum.

Dieser kleine Vorfall ist nur einer von sehr vielen Erfahrungen in dieser Richtung während 32 Jahren. Zweierlei möchte er denen, die die Gefahr überwinden wollen, an die Seele legen. Einmal, daß sie den zusammengetragenen Wahrheitsbeweis gründlich aufnehmen und verwerten. Und zum anderen, daß sie sich tief einprägen: Nur der Kampf wird hier zum Ziele führen, der gerade den orthodoxen Juden als von ihrem Gotte Jahweh selbst verheißener Kampf erscheinen muß, ein Ringen um die Freiheit aller nichtjüdischen Völker, der niemals über das Ziel hinausschießt, der niemals etwas anderes ist als das in ernster Moral verwirklichte Abschütteln des Joches Jakobs von dem Halse und der Wunsch aller Völker, selbst auch Herr zu sein.

Es lebe die Freiheit aller Völker!

Dr. Mathilde Ludendorff

Noch einmal der Esau-Segen

Aus einem Briefe Dr. Mathilde Ludendorffs

Es wundert mich keineswegs, daß man meine Feststellungen über den Esau-Segen widerlegen möchte. Wir dürfen schließlich nicht vergessen, daß viele Freimaurerlogen, deren eingeweihte Hochgradbrüder sie zur Errichtung und Erhaltung des Tempels Salomons zu lenken haben, in Deutschland wieder neu an der „Arbeit" sind.

Das Messianische Reich soll also noch nicht bestehen? Es soll nicht mit Recht auf den 14. 5. 1948 von uns angesetzt sein? Man sagt Ihnen: als Beweis hierfür brauche man doch nur auf den außergewöhnlich heftigen Streit der großen jüdischen Organisationen hinzuweisen, der gerade über die wirtschaftliche Versorgung des Staates Israel entbrannt sei? Wie schlecht sind Sie unterrichtet, daß Ihnen solcher Hinweis einleuchtet! Zank und Streit werden immer im jüdischen Volk blühen, besonders wenn es sich um das Mittel zur Weltmacht, um das Geld handelt! Gewiß, der echte Kampf zwischen den Juden in Israel und in der „Diaspora" und der Scheinkampf zwischen Zionisten und Antizionisten innerhalb der Diaspora

ist sehr heftig. Ben Gurion hat ihn auch keineswegs durch seinen Tadel über die zugeschnürten Geldsäcke in der Diaspora besänftigt. Ja, die dann aus Empörung gegründete „Bond Aktion" hat die „Joint" der jüdischen Hochfinanz zu dem Entschluß gebracht, die Sammlungen für Israel überhaupt abzustellen, bis diese „Bond Aktion" wieder aufgehört habe. Das war der Grund, weshalb Adenauer so sanft gedroht wurde, falls Deutschland nicht der Geldnot Israels durch Zahlung von mehr als 3 Milliarden D-Mark abhülfe. Damit hatten zugleich die Araber die Antwort Baruchs auf ihr Bündnis mit dem Papst, als auch der Papst seine Antwort zu seinem Plan des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, denn Adenauers Anhang in der Bundesrepublik erlitt durch die Boykotterklärung der Araber starken Abbruch. Aber gerade der Umstand, daß es Baruch spielend gelingt, Folgezustände aus dem Zank der jüdischen Organisationen mit den politischen Fernzielen und mit dem Spiel auf dem Schachbrett Europas zu vereinen, sollte Ihnen doch zur Genüge beweisen, daß das Messianische Reich eben schon Gegenwart ist. Der auffallende, öffentliche Streit zwischen großen jüdischen Organisationen kommt nicht von ungefähr: ist es doch jetzt umso notwendiger, diese Gojim im Zweifel zu halten, damit sie nur ja nicht ihr nach jüdischer Orthodoxie bestehendes Recht in Anspruch nehmen, nämlich „sich aufzuraffen, das Joch Jacobs von ihrem Halse zu reißen und auch Herr" zu sein (Moses I, 27, Vers 39 – 40).

Die Hauptsache ist, daß die „Vereinten Nationen" die große jüdische Dachorganisation des gesamten Judentums, den 1936 gegründeten „jüdischen Weltkongreß", anerkannt haben. Diese Dachorganisation lenkt die UNO, die ja eine für die jüdische Weltleitung beruhigende jüdisch-freimaurerische Mehrheit hat, ganz unauffällig. Neben dieser Organisation, die die politische Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft darstellt, steht dann noch die finanzielle, die „Joint", als zweite öffentliche Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft in Gestalt der jüdischen Hochfinanz. Wollen Sie noch mehr Beweise? Nun gut! Die genannten Streitigkeiten der jüdischen Verbände werden im übrigen nie die Leitung des jüdischen B'nai Brith stören dürfen oder wollen. Ebenso wenig wird sich der Einfluß dieses Geheimordens auf die eingeweihten Hochgradbrüder je mindern. Von Zank und Streit ist niemals etwas Bedrohliches für das Judentum zu erwarten, da über allem, ganz wie über dem einzelnen Juden, die Gesetze der Thora als unantastbares Wort Jahwehs stehen, auch wenn kein Rabbiner zugegen ist. Wehe dem unfolgsamen „Maser".

Nun, wenden Sie aber noch ein, weite Teile des Judentums lehnten es ab, in Israel das ersehnte Messianische Reich zu sehen. Sie weisen darauf hin, daß Juden, die voll Hoffnung aus deutschen DP-Lagern nach Israel ausgewandert waren, nach Monaten nur mühsam, durch einen zum Schein vorgenommenen Übertritt zum Katholizismus aus diesem, wie sie sagten, „grauenvollen Zwangsghetto mit Briefzensur und fortwährender Bespitzelung" die ersehnte Ausweisung erhielten. So sei der 14. 5. 48 als Gründungstag des Staates Israel nicht mit der Errichtung des Messianischen Reiches gleichzusetzen. Aber gerade an diesem Einwand kann Ihnen bewiesen werden, was man abstreiten will. Als Unterlage für die Tatsache, daß die jüdische Leitung die USA als das Land ihrer eigentlichen Weltherrschaft, das Land Israel aber nur als symbolisches Kennzeichen dieser Herrschaft ansehen, mag Ihnen folgende Mitteilung dienen. H. Friedrichsen weist uns darauf hin, daß die „Vereinten Nationen" ganz öffentlich als die der jüdischen Weltherrschaft untergebenen Völker des Erdballs kenntlich gemacht wurden. Er schreibt:

„Es hat einen Sinn, den gleichen symbolischen Sinn, warum auch die Fahne der Vereinten Nationen bis auf eine Kleinigkeit sich mit der Fahne Israels deckt."

Was aber brachte er zuvor schon als Beweis dafür, daß die UNO für die Weltleitung gar nichts anderes bedeutet als die vollendete Errichtung des Messianischen Reiches durch den Sieg der Juden 1948 über die Syrier und Araber, der dann zur Errichtung Israels führte? Er zitiert zunächst aus JTA:

„Vierzig Tonnen Steine aus den Castel-Steinbrüchen bei Jerusalem werden beim Bau des Uno-Gebäudes in New York verwendet. Die Kämpfe an den Castel-Höhen im Jahre 1948 brachten die Wende im jüdischen Unabhängigkeitskampf."

Dann aber fährt der Verfasser mit Recht fort:

„Da nicht anzunehmen ist, daß in den ganzen Vereinigten Staaten sich keine geeigneten Steine finden sollten, um das Gebäude der ‚Vereinten Nationen' in New York zu errichten, so muß der Transport dieser Steine aus Israel und ausgerechnet von den Quast- (das ist die arabische Form des Ortes) Höhen, wo die tapfere Freiwilligen-Truppe der Araber unter Abdurrahman el Husseini im Feuer der gleichzeitig von der Sowjetunion und den USA mit modernen Waffen belieferten Juden verblutete, einen Sinn haben."

Diese prahlerische Meldung der JTA ist für uns sehr wesentlich. „Der Zorn Jahwehs" müßte die Prahler nach jüdischem Glauben dafür strafen, daß sie uns diesen großen Gefallen getan haben! Denn nun ist ja klipp und klar, daß die jüdische Weltleitung selbst den Beginn des Messianischen Weltreiches auf den 14. 5. 1948 datiert. Wir wissen nun, was die vierzig Tonnen Steine für das Gebäude der UNO dem Judentum offen zu künden haben: Der „einzige Unterschied" zwischen der messianischen Zeit und der vormessianischen ist heute Tatsache: die vereinten Nationen des Erdballs sind dem jüdischen Volk untertänig – wie es der Talmud für den Anbruch dieses Zeitalters aussagt.

Die Stunde, in der der gesetzestreue Jude erstmals dessen gegenwärtig sein muß, daß die nichtjüdischen Völker (der „Esau") „sich aufraffen, das Joch Jacobs (des Juden) von ihren Schultern reißen und auch Herr sind", ist also heute gekommen. Möge die Aufklärung über den Esau-Segen sich ganz der ungeheuren Bedeutung dieser geschichtlichen Stunde gemäß Bahn brechen! Gilt es doch alle nichtjüdischen und nichtchristlichen Völker, aber auch alle Christen und Freimaurer über die Verheißung Jahwehs an Esau nach jüdischem Geheimsinn aufzuklären, und diese Aufklärung auch noch mit den vorhin genannten, vom Judentum selbst gelieferten Beweisen zu verbinden. Erst in dieser Stunde hat nach jüdischem Geheimglauben Esau das Recht, das Joch abzuwerfen und selbst Herr zu sein, denn der Segen für Esau hat erst dann Gültigkeit, wenn die Verheißung für Jacob erfüllt, dieser also Herr über viele Völker ist. Ebenso wichtig und dringlich ist aber auch die Aufgabe, allen Juden nun den Segen für Esau in Erinnerung zu bringen, dessen Geheimsinn sie ja kennen. Furchtbare Weltkriege, Sklavenelend in Fülle könnten verhütet werden, wenn dies rechtzeitig gelingt!

Handeln Sie also dementsprechend, ehe es zu spät ist. Noch nie wurde allen Wissenden eine so hohe Möglichkeit Unheil zu verhüten gegeben. Noch nie lag auf allen so hohe Verantwortung!

Es lebe die Freiheit! Dr. Mathilde Ludendorff.

Sonderdruck aus „Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, Folge 23/1952. – „Der Quell" erscheint zweimal im Monat Umfang 48 Seiten. Postbezug monatlich DM 1.56. Streifbandbezug vom Verlag vierteljährlich DM 5.— Einzelfolge 85 Pfg.

Verlag Hohe Warte - Franz von Bebenburg - (13b) Pähl/Obb.



Der Wahrheitsbeweis

Das von Dr. Mathilde Ludendorff in der Abhandlung „Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik“ (S. 2 letzter Absatz des genannten Aufsatzes) **erwähnte Buch.** Es wird darin über die Gefahr von jüdischen, christlichen und freimaurerischen Glaubenslehren für die wirtschaftliche Selbständigkeit, für die Freiheit und für das Leben der nichtjüdischen Völker berichtet! Ungekürzter Auszug aus dem Berufungsantrag des Rechtsanwaltes Eberhard Engelhardt. Herausgegeben von Franz von Bebenburg/Pähl, Verlag Hohe Warte, 89 Seiten. Digitalisiert erhältlich im Internet unter www.scribd.com, www.archive.org beim Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de oder einer anderen Bezugsquelle.

Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung –** Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“**, Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“**, 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“**, 2015.

Besuchen Sie auch den Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing